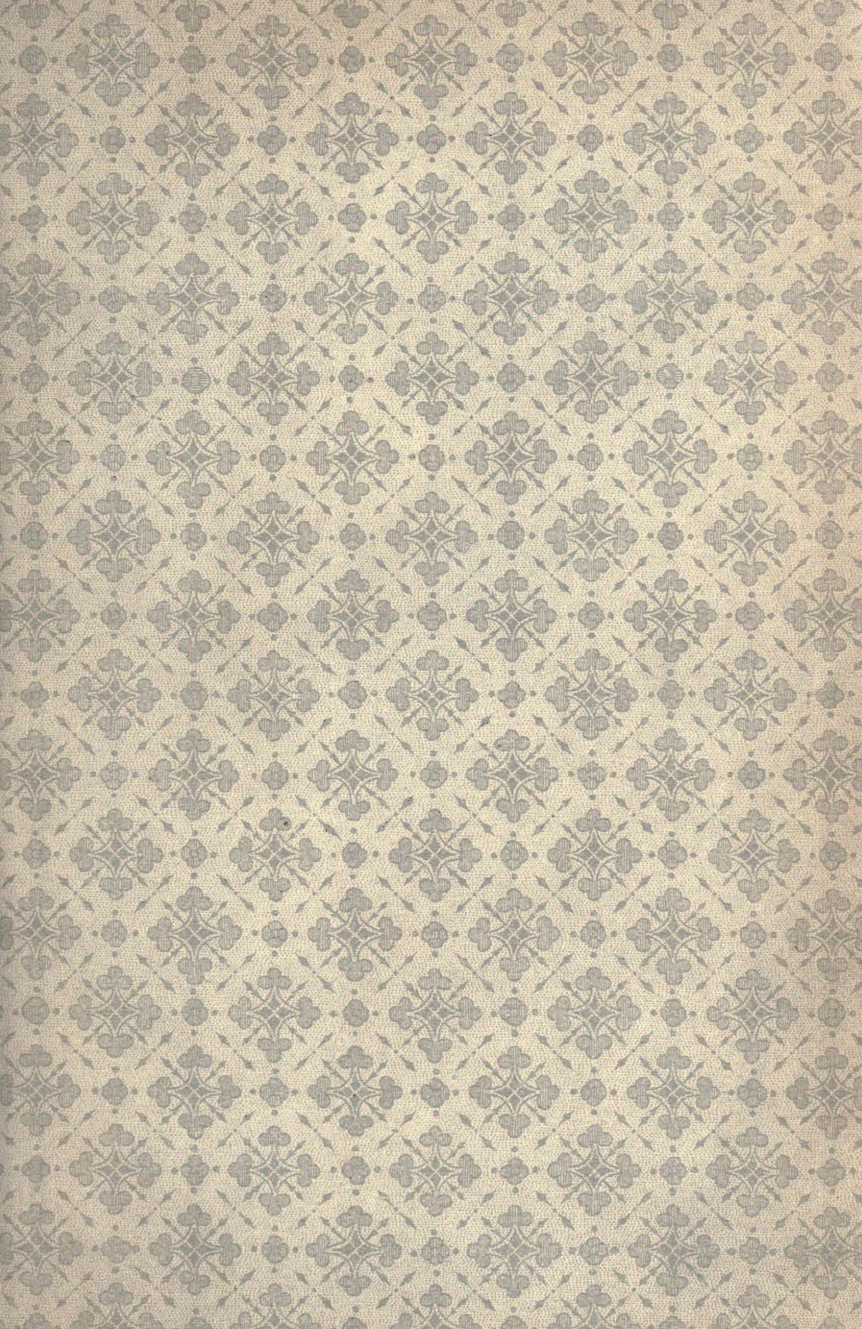
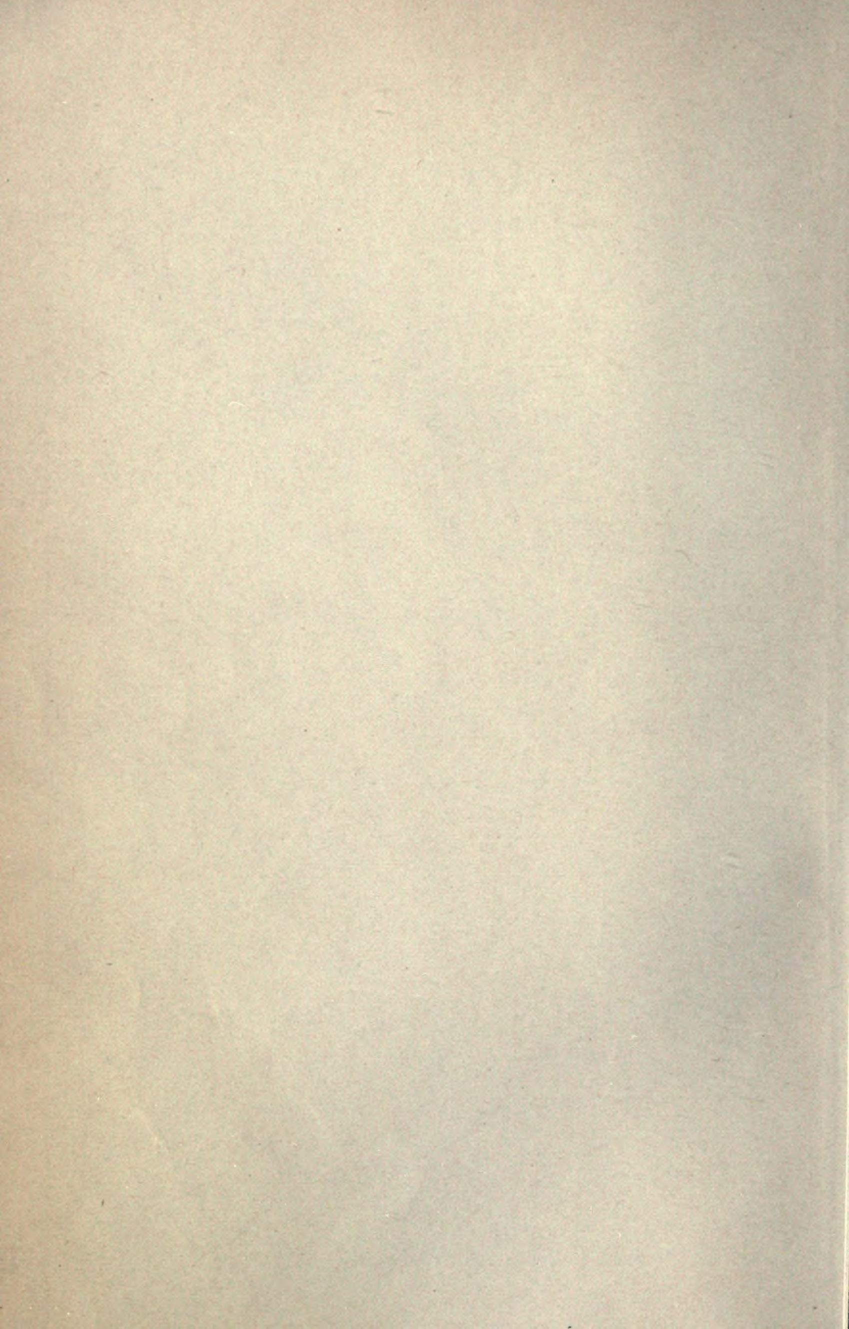
Theodor Fontane's Gesammelte Romane und Erzählungen





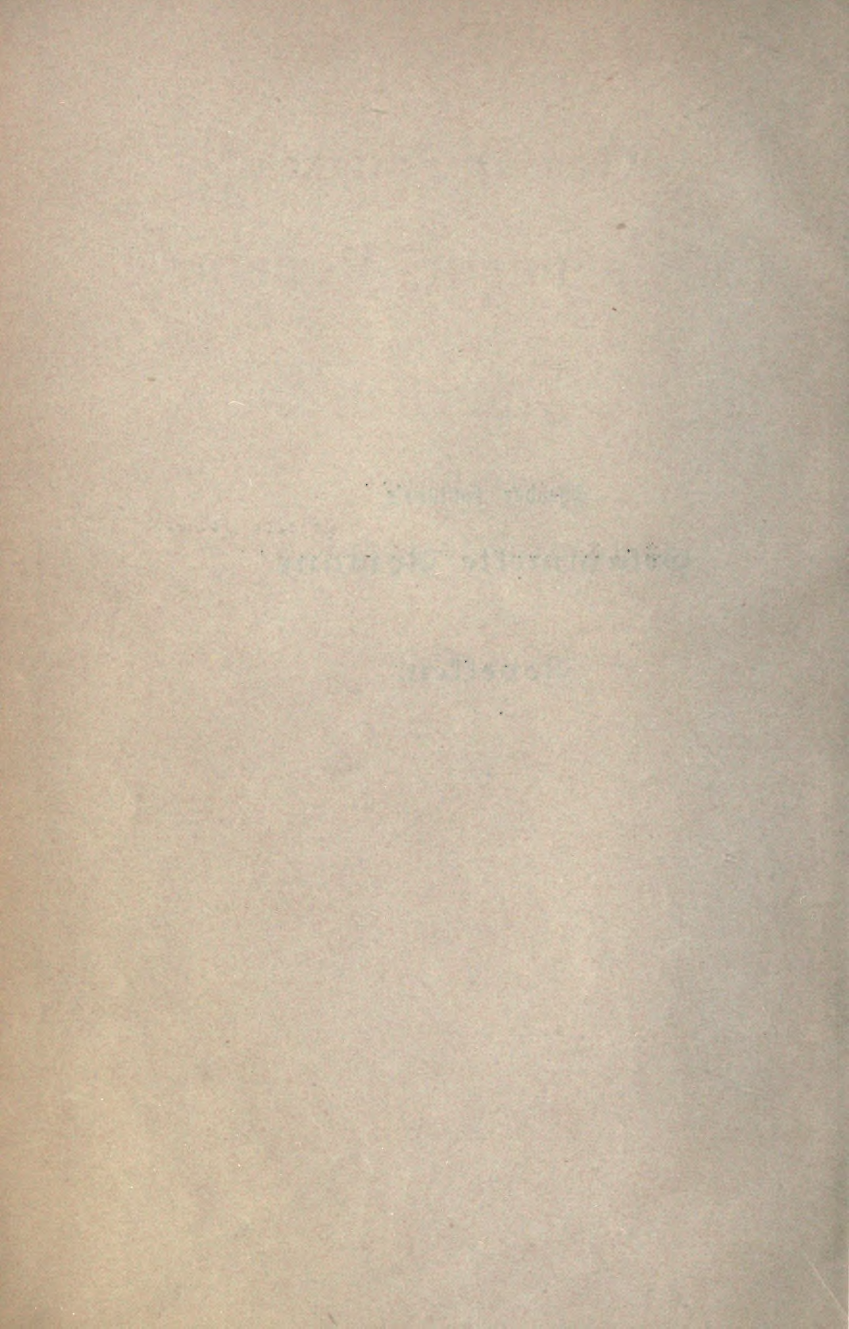


Theodor Fontane's

Gesammelte Romane

und

Novellen.







J. C. Schaarwächter phot. Photogravure u. Druck v. H. Riffarth, Berlin.

Th. Fontane

Theodor Fontane's Gesammelte Romane und Novellen

Band I



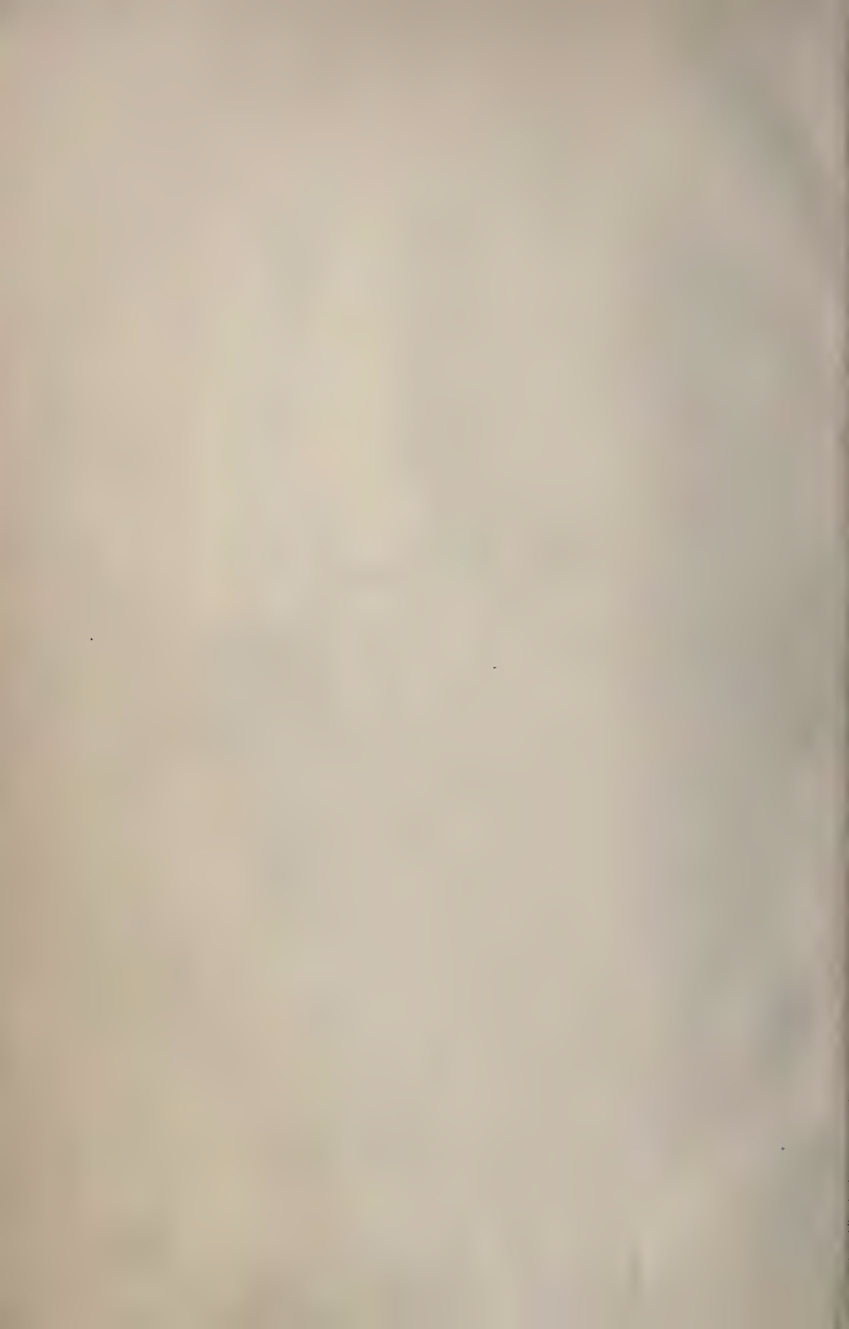
Zweite Auflage

Berlin W
F. Fontane & Co

Druck von Gergonne & Cie., Berlin W., Steglitzerstraße 11.

L'Adultera.

Th. Fontane, Ges. Romane u. Novellen. 1



I. Commercienrath Van der Straaten.

Der Commercienrath Van der Straaten, Große Petristraße 4, war einer der vollgiltigsten Financiers der Hauptstadt, eine Thatsache, die dadurch wenig alterirt wurde, daß er mehr eines geschäftlichen als eines persönlichen Ansehens genoß. An der Börse galt er bedingungslos, in der Gesellschaft nur bedingungsweise. Es hatte dies, wenn man herum horchte, seinen Grund zu sehr wesentlichem Theile darin, daß er zu wenig „draußen" gewesen war und die Gelegenheit versäumt hatte, sich einen allgemein giltigen Weltschliff oder auch nur die seiner Lebensstellung entsprechenden Allüren anzueignen. Einige neuerdings erst unternommene Reisen nach Paris und Italien, die übrigens niemals über ein paar Wochen hinaus ausgedehnt worden waren, hatten an diesem Thatbestande nichts Erhebliches ändern

können und ihm jedenfalls ebenso seinen specifisch localen Stempel wie seine Vorliebe für drastische Sprüchwörter und heimische „geflügelte Worte" von der derberen Observanz gelassen. Er pflegte, um ihn selber mit einer seiner Lieblingswendungen einzuführen, „aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen," und hatte sich, als reicher Leute Kind, von Jugend auf daran gewöhnt, Alles zu thun und zu sagen, was zu thun und zu sagen er lustig war. Er haßte zweierlei: sich zu geniren und sich zu ändern. Nicht als ob er sich in der Theorie für besserungs-unbedürftig gehalten hätte, keineswegs, er bestritt nur in der Praxis eine besondere Benöthigung dazu. Die meisten Menschen, so hieß es dann wohl in seinen jederzeit gern gegebenen Auseinandersetzungen, seien einfach erbärmlich und so grundschlecht, daß er, verglichen mit ihnen, an einer wahren Engelgrenze stehe. Er sähe mithin nicht ein, warum er an sich arbeiten und sich Unbequemlichkeiten machen solle. Zudem könne man jeden Tag an jedem beliebigen Conventikler oder Predigtamtscandidaten erkennen, daß es doch zu nichts führe. Es sei eben immer die alte Geschichte, und um den Teufel auszutreiben, werde Beelzebub citirt. Er zög' es deshalb vor, Alles beim Alten zu

belassen. Und wenn er so gesprochen, sah er sich selbstzufrieden um und schloß behaglich und gebildet: „O rühret, rühret nicht daran," denn er liebte das Einstreuen lyrischer Stellen, ganz besonders solcher, die seinem echt-berlinischen Hange zum bequem Gefühlvollen einen Ausdruck gaben. Daß er eben diesen Hang auch wieder ironisirte, versteht sich von selbst.

Van der Straaten, wie hiernach zu bemessen, war eine sentimental-humoristische Natur, deren Berolinismen und Cynismen nichts weiter waren, als etwas wilde Schößlinge seines Unabhängigkeitsgefühls und einer immer ungetrübten Laune. Und in der That, es gab nichts in der Welt, zu dem er allezeit so beständig aufgelegt gewesen wäre, wie zu Bonmots und scherzhaften Repartis, ein Zug seines Wesens, der sich schon bei Vorstellungen in der Gesellschaft zu zeigen pflegte. Denn die bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten nie ausbleibende Frage nach seinen näheren oder ferneren Beziehungen zu dem Gutzkow'schen Vanderstraaten, ward er nicht müde, prompt und beinahe paragraphenweise dahin zu beantworten, daß er jede Verwandtschaft mit dem von der Bühne her so bekannt gewordenen Manasse Vanderstraaten ablehnen müsse, 1. weil er seinen

Namen nicht einwortig, sondern dreiwortig schreibe, 2. weil er trotz seines Vornamens Ezechiel nicht blos überhaupt getauft worden sei, sondern auch das nicht jedem Preußen zu Theil werdende Glück gehabt habe, durch einen evangelischen Bischof, und zwar durch den alten Bischof Roß, in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu sein, und 3. und letztens weil er seit längerer Zeit des Vorzugs genieße, die Honneurs seines Hauses nicht durch eine Judith, sondern durch eine Melanie machen lassen zu können, durch eine Melanie, die, zu weiterem Unterschiede, nicht seine Tochter, sondern seine „Gemahlin" sei. Und dies Wort sprach er dann mit einer gewissen Feierlichkeit, in der Scherz und Ernst geschickt zusammenklangen.

Aber der Ernst überwog, wenigstens in seinem Herzen. Und es konnte nicht anders sein, denn die junge Frau war fast noch mehr sein Stolz als sein Glück. Aelteste Tochter Jean de Caparoux', eines Adligen aus der französischen Schweiz, der als Generalconsul eine lange Reihe von Jahren in der norddeutschen Hauptstadt gelebt hatte, war sie ganz und gar als das verwöhnte Kind eines reichen und vornehmen Hauses großgezogen und in all ihren Anlagen auf's glücklichste herangebildet

worden. Ihre heitere Grazie war fast noch größer als ihr Esprit, und ihre Liebenswürdigkeit noch größer als Beides. Alle Vorzüge französischen Wesens erschienen in ihr vereinigt. Ob auch die Schwächen? Es verlautete nichts darüber. Ihr Vater starb früh, und statt eines gemuthmaßten großen Vermögens fanden sich nur Debets über Debets. Und um diese Zeit war es denn auch, daß der zweiundvierzigjährige Van der Straaten um die siebzehnjährige Melanie warb und ihre Hand erhielt. Einige Freunde beider Häuser ermangelten selbstverständlich nicht, allerhand Trübes zu prophezeien. Aber sie schienen im Unrecht bleiben zu sollen. Zehn glückliche Jahre, glücklich für beide Theile, waren seitdem vergangen, Melanie lebte wie die Prinzeß im Märchen, und Van der Straaten seinerseits trug mit freudiger Ergebung seinen Necknamen „Ezel", in den die junge Frau den langathmigen und etwas suspecten „Ezechiel" umgewandelt hatte. Nichts fehlte. Auch Kinder waren da: zwei Töchter, die jüngere des Vaters, die ältere der Mutter Ebenbild, groß und schlank und mit herabfallendem, dunklem Haar. Aber während die Augen der Mutter immer lachten, waren die der Tochter ernst und schwermüthig, als sähen sie in die Zukunft.

II. L'Adultera.

Die Wintermonate pflegten die Van der Straatens in ihrer Stadtwohnung zuzubringen, die, trotzdem sie altmodisch war, doch an Comfort nichts vermissen ließ. Jedenfalls aber bot sie für das gesellschaftliche Treiben der Saison eine größere Bequemlichkeit, als die spreeabwärts am Nordwestrande des Thiergartens gelegene Villa.

Der erste Subscriptionsball war gewesen, vor zwei Tagen, und Van der Straaten und Frau nahmen wie gewöhnlich in dem hoch-paneelirten Wohn- und Arbeitszimmer des Ersteren ihr gemeinschaftliches Frühstück ein. Von dem beinah unmittelbar vor ihrem Fenster aufragenden Petri-Kirchthurme herab schlug es eben Neun, und die kleine französische Stutzuhr secundirte pünktlich, lief aber in ihrer Hast und Eile den dumpfen und langsamen Schlägen, die von draußen her laut wurden, weit voraus. Alles athmete Behagen, am meisten der Hausherr selbst, der, in einen Schaukelstuhl gelehnt und die Morgenzeitung in der Hand, abwechselnd seinen Kaffee und den Subscriptions-Ball-Bericht einschlürfte. Nur dann und wann ließ er seine Hand mit der Zeitung sinken und lachte.

„Was lachst Du wieder, Ezel," sagte Melanie, während sie mit ihrem linken Morgenschuh koketisch hin und her klappte. „Was lachst Du wieder? Ich wette die Robe, die Du mir heute noch kaufen wirst, gegen Dein häßliches, rothes und mir zum Tort wieder schief umgeknotetes Halstuch, daß Du nichts gefunden hast als ein paar Zweideutigkeiten."

„Er schreibt zu gut," antwortete Van der Straaten, ohne den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. „Und was mich am meisten freut, sie nimmt es Alles für Ernst."

„Wer denn?"

„Nun wer! Die Maywald, Deine Rivalin. Und nun höre. Oder lies es selbst."

„Nein, ich mag nicht. Ich liebe nicht diese Berichte mit ausgeschnittenen Kleidern und Anfangsbuchstaben."

„Und warum nicht? Weil Du noch nicht an der Reihe warst. Ja, Lanni, er geht stolz an Dir vorüber."

„Ich würd' es mir auch verbitten."

„Verbitten! Was heißt verbitten? Ich verstehe Dich nicht. Oder glaubst Du vielleicht, daß gewesene Generalconsulstöchter in vestalisch-priesterlicher Unnahbarkeit durch's Leben schreiten oder

sacrosanct sind wie Botschafter und Ambassaden! Ich will Dir ein Sprüchwort sagen, das Ihr in Genf nicht haben werdet ...."

„Und das wäre?"

„Sieht doch die Katz den Kaiser an. Und ich sage Dir, Lanni, was man ansehen darf, das darf man auch beschreiben. Oder verlangst Du, daß ich ihn fordern sollte? Pistolen und zehn Schritt Barriere."

Melanie lachte. „Nein Ezel, ich stürbe, wenn Du mir todtgeschossen würdest."

„Höre, dies solltest Du Dir doch überlegen. Das Beste, was einer jungen Frau wie Dir passiren kann, ist doch immer die Wittwenschaft, oder „le Veuvage", wie meine Pariser Wirthin mir einmal über das andere zu versichern pflegte. Beiläufig, meine beste Reise-Reminiscenz. Und dabei hättest Du sie sehen sollen, die kleine, corpulente, schwarze Madame ...."

„Ich sehne mich nicht danach. Ich will lieber wissen, wie alt sie war."

„Fünfzig. Die Liebe fällt nicht immer auf ein Rosenblatt ...."

„Nun, da mag es Dir und ihr verziehen sein."

Und dabei stand Melanie von ihrem hochlehnigen Stuhl auf, legte den Cannevas bei Seite,

an dem sie gestickt hatte, und trat an das große Mittelfenster.

Unten bewegte sich das bunte Treiben eines Markttages, dem die junge Frau gern zuzusehen pflegte. Was sie daran am meisten fesselte, waren die Gegensätze. Dicht an der Kirchenthür, an einem kleinen, niedrigen Tische, saß ein Mütterchen, das ausgelassenen Honig in großen und kleinen Gläsern verkaufte, die mit ausgezacktem Papier und einem rothen Wollfaden zugebunden waren. Ihr zunächst erhob sich eine Wildhändlerbude, deren sechs aufgehängte Hasen mit traurigen Gesichtern zu Melanie hinübersahen, während in Front der Bude (das erfrorene Gesicht in einer Capuze) ein kleines Mädchen auf und ab lief und ihre Schäfchen, wie zur Weihnachtszeit, an die Vorübergehenden feilbot. Ueber dem Ganzen aber lag ein grauer Himmel, und ein paar Flocken federten und tanzten, und wenn sie niederfielen, wurden sie vom Luftzuge neu gefaßt und wieder in die Höhe gewirbelt.

Etwas wie Sehnsucht überkam Melanie beim Anblick dieses Flockentanzes, als müsse es schön sein, so zu steigen und zu fallen und dann wieder zu steigen, und eben wollte sie sich vom Fenster her in's Zimmer zurückwenden, um in leichtem

Scherze, ganz wie sie's liebte, sich und ihre Sehnsuchtsanwandlung zu persifliren, als sie, von der Brüderstraße her, eines jener langen und auf niedrigen Rädern gehenden Gefährte vorfahren sah, die die hauptstädtischen Bewohner Rollwagen nennen. Es konnte das Exemplar, das eben hielt, als ein Musterstück seiner Gattung gelten, denn nichts fehlte. Nach hinten zu war der zum Abladen dienende Doppelbaum in vorschriftsmäßigem rechten Winkel aufgerichtet, vorn stand der Kutscher mit Vollbart und Lederschurz, und in der Mitte lief ein kleiner Bastard von Spitz und Rattenfänger hin und her, und bellte Jeden an, der nur irgendwie Miene machte, sich auf fünf Schritte dem Wagen zu nähern. Er hatte kaum noch ein Recht zu diesen Aeußerungen übertriebener Wachsamkeit, denn auf dem ganzen langen Wagenbrette lag nur noch ein einziges Colli, das der Rollkutscher jetzt zwischen seine zwei Riesenhände nahm und in den Hausflur hineintrug, als ob es eine Pappschachtel wäre.

Van der Straaten hatte mittlerweile seine Lectüre beendet und war an ein unmittelbar neben dem Eckfenster stehendes Pult getreten, an dem er zu schreiben pflegte.

„Wie schön diese Leute sind," sagte Melanie.

„Und so stark. Und dieser wundervolle Bart! So denk' ich mir Simson."

„Ich nicht," entgegnete Van der Straaten trocken.

„Oder Wieland den Schmid."

„Schon eher. Und über kurz oder lang denk' ich, wird diese Sache spruchreif sein. Denn ich wette zehn gegen eins, daß ihn der „Meister" in irgend etwas Zukünftigem bereits unterm Hammer hat. Oder sagen wir auf dem Ambos. Es klingt etwas vornehmer."

„Ich muß Dich bitten, Ezel .... Du weißt ...."

Aber ehe sie schließen konnte, wurde geklopft, und einer der jungen Contoristen erschien in der Thür, um seinem Chef, unter gleichzeitiger Verbeugung gegen Melanie, einen Frachtbrief einzuhändigen, auf dem in großen Buchstaben und in italienischer Sprache vermerkt war: „zu eigenen Händen des Empfängers."

Van der Straaten las und war sofort wie elektrisirt. „Ah, von Salviati! .... Das ist hübsch, das ist schön .... Gleich die Kiste heraufschaffen! .... Und Du bleibst, Melanie .... Hat er doch Wort gehalten .... Freut mich, freut mich wirklich. Und Dich wird es auch

freuen. Etwas Venezianisches, Lanni .... Du warst so gern in Venedig."

Und während er in derartig kurzen Sätzen immer weiter perorirte, hatte er aus einem Kasten seines Arbeitstisches ein Stemmeisen herausgenommen und hantirte damit, als die Kiste hereingebracht worden war, so vertraut und so geschickt, als ob es ein Korkzieher oder irgend ein anderes Werkzeug alltäglicher Benutzung gewesen wäre. Mit Leichtigkeit hob er den Deckel ab und setzte das daran angeschraubte Bild auf ein großes staffeleiartiges Gestell, das er schon vorher aus einer der Zimmerecken an's Fenster geschoben hatte. Der junge Commis hatte sich inzwischen wieder entfernt, Van der Straaten aber, während er Melanie mit einer gewissen Feierlichkeit vor das Bild führte, sagte: „Nun, Lanni, wie findest Du's? .... Ich will Dir übrigens zu Hilfe kommen .... Ein Tintoretto."

„Copie?"

„Freilich," stotterte Van der Straaten etwas verlegen. „Originale werden nicht hergegeben. Und würden auch meine Mittel übersteigen. Dennoch dächt' ich ...."

Melanie hatte mittlerweile die Hauptfiguren des Bildes mit ihrem Lorgnon gemustert und

sagte jetzt: „Ah, l'Adultera! .... Jetzt erkenn' ich's. Aber daß Du gerade das wählen mußtest! Es ist eigentlich ein gefährliches Bild, fast so gefährlich wie der Spruch .... Wie heißt er doch?"

„Wer unter Euch ohne Sünde ist ...."

„Richtig. Und ich kann mir nicht helfen, es liegt so was Ermuthigendes darin. Und dieser Schelm von Tintoretto hat es auch ganz in diesem Sinne genommen. Sieh nur! .... Geweint hat sie .... Gewiß .... Aber warum? Weil man ihr immer wieder und wieder gesagt hat, wie schlecht sie sei. Und nun glaubt sie's auch, oder will es wenigstens glauben. Aber ihr Herz wehrt sich dagegen und kann es nicht finden .... Und daß ich Dir's gestehe, sie wirkt eigentlich rührend auf mich. Es ist so viel Unschuld in ihrer Schuld .... Und Alles wie vorherbestimmt."

Melanie, während sie so sprach, war ernster geworden und von dem Bilde zurückgetreten. Nun aber fragte sie: „Hast Du schon einen Platz dafür?"

„Ja, hier." Und er wies auf eine Wandstelle neben seinem Schreibpult.

„Ich dachte," fuhr Melanie fort, „Du würdest es in die Galerie schicken. Und offen gestanden,

es wird sich an diesem Pfeiler etwas sonderbar ausnehmen. Es wird ....“

„Unterbrich Dich nicht.“

„Es wird den Witz herausfordern und die Bosheit, und ich höre schon Reiff und Duquede medisiren, vielleicht auf Deine Kosten und gewiß auf meine.“

Van der Straaten hatte seinen Arm auf das Pult gelehnt und lächelte.

„Du lächelst, und sonst lachst Du doch, mehr als gut ist und namentlich lauter als gut ist. Es steckt etwas dahinter. Sage, was hast Du gegen mich? Ich weiß recht gut, Du bist nicht so harmlos, wie Du Dich stellst. Und ich weiß auch, daß es wunderliche Gemüthlichkeiten giebt. Ich habe mal von einem russischen Fürsten gelesen, ich glaube Suboff war sein Name. Eigentlich waren es zwei, zwei Brüder. Die spielten Karten und dann ermordeten sie den Kaiser Paul und dann spielten sie wieder Karten. Ich glaube beinah, Du könntest auch so 'was! Und alles mit gutem Gewissen und gutem Schlaf.“

„Also d a r u m König Ezel!“ lachte Van der Straaten.

„O nein. Nicht darum. Als ich Dich so hieß, war ich noch ein halbes Kind. Und ich

kannte Dich damals noch nicht. Jetzt aber kenn' ich Dich und weiß nur nicht, ob es etwas sehr Gutes oder etwas sehr Schlimmes ist, was in Dir steckt .... Aber nun komm. Unser Kaffee ist kalt geworden."

Und sie gab ihren Platz am Fenster auf, setzte sich wieder auf ihren hochlehnigen Stuhl und nahm Nadel und Cannevas und that ein paar rasche Stiche. Zugleich aber ließ sie kein Auge von ihm, denn sie wollte wissen, was in seiner Seele vorging.

Und er wollt' es auch nicht länger verbergen. War er doch ohnehin, aller Freundschaft unerachtet, ohne Freund und Vertrauten, und so trieb es ihn denn, angesichts dieses Bildes einmal aus sich herauszugehen.

„Ich habe Dich nie mit Eifersucht gequält, Lanni."

„Und ich habe Dir nie Veranlassung dazu gegeben."

„Nein. Aber heute roth und morgen todt. Das heißt, Alles wechselt im Leben. Und sieh, als wir letzten Sommer in Venedig waren, und ich dies Bild sah, da stand es auf einmal Alles deutlich vor mir. Und da war es denn auch, daß ich Salviati bat, mir das Bild copiren zu lassen.

Ich will es vor Augen haben, so als Memento mori, wie die Capuziner, die sonst nicht mein Geschmack sind. Denn sieh, Lanni, auch in ihrer Furcht unterscheiden sich die Menschen. Da sind welche, die halten es mit dem Vogel Strauß und stecken den Kopf in den Sand und wollen nichts wissen. Aber andere haben eine Neigung, ihr Geschick immer vor sich zu sehen und sich mit ihm einzuleben. Sie wissen genau, den und den Tag sterb' ich, und sie lassen sich einen Sarg machen und betrachten ihn fleißig. Und die beständige Vorstellung des Todes nimmt auch dem Tode schließlich seine Schrecken. Und sieh, Lanni, so will ich es auch machen, und das Bild soll mir dazu helfen .... Denn es ist erblich in unserm Hauſ' .... und so gewiß dieser Zeiger ....“

„Aber Ezel,“ unterbrach ihn Melanie, „was hast Du nur? Ich bitte Dich, wo soll das hinaus? Wenn Du die Dinge so siehst, so weiß ich nicht, warum Du mich nicht heut oder morgen einmauern läßt.“

„An dergleichen hab' ich auch schon gedacht. Und ich bekenne, „Melanie die Nonne“ klänge nicht übel, und es ließe sich eine Ballade darauf machen. Aber es hilft zu nichts. Denn Du glaubst gar nicht, was Liebende bei gutem Willen

Alles durchsetzen. Und sie haben immer guten Willen."

„O, ich glaub es schon."

„Nun siehst Du," lachte Van der Straaten, den diese scherzhafte Wendung plötzlich wieder zu heiterer Laune stimmte. „So hör' ich Dich gern. Und zur Belohnung: das Bild soll nicht an den Eckpfeiler, sondern wirklich in die Galerie. Verlaß Dich darauf. Und um Dir nichts zu verschweigen, ich hab' auch über all das so meine wechselnden und widerstreitenden Gedanken, und mitunter denk' ich: ich sterbe vielleicht darüber hin. Und das wäre das Beste. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Es ist nichts Neues. Aber die trivialsten Sätze sind immer die richtigsten."

„Dann vergiß auch nicht den, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll!"

Er nickte. „Da hast Du recht. Und wir wollen's auch nicht, und wollen diese Stunde vergessen. Ganz und gar. Und wenn ich Dich je wieder daran erinnere, so sei's im Geiste des Friedens und zum Zeichen der Versöhnung. Lache nicht. Es kommt, was kommen soll. Und wie sagtest Du doch? Es sei so viel Unschuld in ihrer Schuld ...."

„.... Und vorher bestimmt, sagt' ich. Prä-

destinirt! .... Aber vorher bestimmt ist heute, daß wir ausfahren, und das ist die Hauptsache. Denn ich brauche die Robe viel, viel nöthiger als Du den Tintoretto brauchst. Und ich war eigentlich eine Thörin und ein Kindskopf, daß ich alles so bitter ernsthaft genommen und Dir jedes Wort geglaubt habe! Du hast das Bild haben wollen, c'est tout. Und nun gehab Dich wohl, mein Dänenprinz, mein Träumer. Sein oder nicht sein .... Variationen von Ezechiel Van der Straaten!"

Und sie stand auf und lachte und stieg die kleine durchbrochene Treppe hinauf, die, von Van der Stratens Zimmer aus, in die Schlafzimmer des zweiten Stockes führte.

III. Logirbesuch.

Van der Straaten, um es zu wiederholen, bewegte sich gern in dem Gegensatze von derb und gefühlvoll, überhaupt in Gegensätzen, und so war es wenig verwunderlich, daß das vor dem Tintoretto geführte Gespräch in seinem Herzen nicht allzu lange nachtönte. Freilich auch nicht in dem seiner Frau. Nur so lang es geführt worden war, war Melanie wirklich überrascht

gewesen, nicht um des sentimentalen Tones willen, den sie kannte, sondern weil alles eine viel persönlichere Richtung nahm als bei früheren Gelegenheiten. Aber nun war es vorüber. Das Bild erhielt seinen Platz in der Galerie, man sah es nicht mehr, und Van der Straaten, wenn er ihm zufällig begegnete, lächelte nur in beinah heiterer Resignation. Er besaß eben ganz den fatalistischen Zug der Humoristen, der sich verdoppelt, wenn sie nebenher auch noch Lebemänner sind.

Es war eine belebte Saison gewesen; aber Ostern, trotzdem es spät fiel, lag schon wieder zurück, und die Wochen waren wieder da, wo herkömmlich die Frage verhandelt zu werden pflegte: „Wann ziehen wir hinaus?"

„Bald," sagte Melanie, die bereits die Tage zählte.

„Aber die „gestrengen Herren" waren noch nicht da."

„Die regieren nicht lange."

„Zugestanden," lachte Van der Straaten. „Und um so lieber, als ich nur so meine Hausherrschaft garantirt finde. Wenigstens mittelbar. Und immer noch besser schwach regieren, als gar nicht."

Diese Worte waren an einem der letzten Apriltage beim Frühstück gewechselt worden, und es mochte Mittag sein, als der Commercienrath von seinem Contor aus die Frau Commercienräthin bitten ließ, mit ihrer Ausfahrt eine Viertelstunde warten zu wollen, weil er ihr zuvor eine Mittheilung zu machen habe. Melanie ließ zurücksagen, „daß sie sich freuen würde, ihn zu sehen, und rechne danach auf seine Begleitung."

In Courtoisien dieser Art, denen übrigens auch ein gelegentlicher Revers nicht fehlte, hatten sich die Van der Straatens seit Jahren eingelebt, namentlich e r, der nach seiner eigenen Versicherung „dem adligen Hause de Caparoux einiges Ritterdienstliche schuldig zu sein glaubte" und zu diesem Ritterdienstlichen in erster Reihe Pünktlichkeit und Nichtwartenlassen zählte.

So erschien er denn auch heute, bald nach erfolgter Anmeldung, im Zimmer seiner Frau.

Dieses Zimmer entsprach in seinen räumlichen Verhältnissen ganz dem ihres Gatten, war aber um vieles heller und heiterer, einmal weil die hohe Paneelirung, aber mehr noch weil die vielen nachgedunkelten Bilder fehlten. Statt dieser vielen, war nur ein einziges da: das Portrait Melanie's in ganzer Figur, ein wogendes

Kornfeld im Hintergrund und sie selber eben beschäftigt ein paar Mohnblumen an ihren Hut zu stecken. Die Wände, wo sie frei waren, zeigten eine weiße Seidentapete, tief in den Fensternischen erhoben sich Hyazinthen-Estraden und vor einer derselben, auf einem zierlichen Marmortische, stand ein blitzblankes Bauer, drin ein grauer Kakadu, der eigentliche Tyrann des Hauses, sein von der Dienerschaft gleichmäßig gehaßtes und beneidetes Dasein führte. Melanie sprach eben mit ihm, als Ezechiel in einer gewissen humoristischen Aufgeregtheit eintrat und seine Frau, nach vorgängiger respectvoller Verneigung gegen den Kakadu, bis an ihren Sophaplatz zurückführte. Dann schob er einen Fauteuil heran und setzte sich neben sie.

Die Feierlichkeit, mit der all dies geschah, machte Melanie lachen.

„Ist es doch, als ob Du Dich auf eine ganz besondere Beichte vorzubereiten hättest. Ich will es Dir aber leicht machen. Ist es etwas Altes? Etwas aus Deiner dunklen Vergangenheit ....?"

„Nein, Lanni, es ist etwas Gegenwärtiges."

„Nun, da will ich doch abwarten und mich zu keinem Generalpardon hinreißen lassen. Und nun sage, was ist es?"

„Eine Bagatelle."

„Was Deine Verlegenheit bestreitet."

„Und doch eine Bagatelle. Wir werden einen Besuch empfangen, oder vielmehr einen Gast, oder wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, einen Dauer=Gast. Also kurz und gut, denn was hilft es, es muß heraus: einen neuen Hausgenossen."

Melanie, die bis dahin ein Chocoladenbiscuit, das noch auf dem Teller lag, zerkrümelt hatte, legte jetzt ihren Zeigefinger auf Van der Straatens Hand und sagte: „Und das nennst Du eine Bagatelle? Du weißt recht gut, daß es etwas sehr Ernsthaftes ist. Ich habe nicht den Vorzug, ein Kind dieser Eurer Stadt zu sein, bin aber doch lange genug in Eurer exquisiten Mitte gewesen, um zu wissen, was es mit einem „Logirbesuch" auf sich hat. Schon das Wort, das sich sonst nirgends findet, kann einen ängstlich machen. Und was ist ein Logirbesuch gegen eine neue Hausgenossenschaft .... Ist es eine Dame?"

„Nein, ein Herr."

„Ein Herr. Ich bitte Dich, Ezel ...."

„Ein Volontair, ältester Sohn eines mir befreundeten Frankfurter Hauses. War in Paris und London, selbstverständlich, und kommt eben

jetzt von New-York, um hier am Ort eine Filiale zu gründen. Vorher aber will er in unserem Hause die Sitte dieses Landes kennen lernen, oder sag' ich lieber wieder kennen lernen, weil er sie draußen halb vergessen hat. Es ist ein besonderer Vertrauensact. Ich bin überdies dem Vater verpflichtet und bitte Dich herzlich, mir eine Verlegenheit ersparen zu wollen. Ich denke, wir geben ihm die zwei leer stehenden Zimmer auf dem linken Corridor."

„Und zwingen ihn also, einen Sommer lang auf die Fliesen unseres Hofes und auf Christels Geraniumtöpfe hinunter zu sehen."

„Es kann nicht die Rede davon sein, mehr zu geben als man hat. Und er selbst wird es am wenigsten erwarten. Alle Personen, die viel in der Welt umher waren, pflegen am gleichgiltigsten gegen derlei Dinge zu sein. Unser Hof bietet freilich nicht viel; aber was hätt' er Besseres in der Front? Ein Stück Kirchengitter mit Fliederbusch, und an Markttagen die Hasenbude."

„Eh bien, Ezel. Faisons le jeu. Ich hoffe, daß nichts Schlimmes dahinter lauert, keine Conspirationen, keine Pläne, die Du mir verschweigst. Denn Du bist eine versteckte Natur. Und wenn es Deine Geheimnisse nicht stört, so

möcht' ich schließlich wenigstens den Namen unseres neuen Hausgenossen hören."

„Ebenezer Rubehn ...."

„Ebenezer Rubehn," wiederholte Melanie langsam und jede Silbe betonend. „Ich bekenne Dir offen, daß mir etwas Christlich-Germanisches lieber gewesen wäre. Viel lieber. Als ob wir an Deinem Ezechiel nicht schon gerade genug hätten! Und nun Ebenezer. Ebenezer Rubehn! Ich bitte Dich, was soll dieser Accent grave, dieser Ton auf der letzten Silbe? Suspect, im höchsten Grade suspect!"

„Du mußt wissen, er schreibt sich mit einem h."

„Mit einem h! Du wirst doch nicht verlangen, daß ich dies h für ächt und ursprünglich nehmen soll? Einschiebsel, versuchte Leugnung des Thatsächlichen, absichtliche Verschleierung, hinter der ich nichts desto weniger alle zwölf Söhne Jacobs stehen sehe. Und er selber als Flügelmann."

„Und doch irrst Du, Lanni. Wie stand es denn mit Rubens? Ich meine mit dem großen Peter Paul? Nun, der hatte freilich ein s. Aber was dem s recht ist, ist dem h billig. Und kurz und gut, er ist getauft. Ob durch einen Bischof,

stehe dahin; ich weiß es nicht und wünsch' es nicht, denn ich möcht' etwas vor ihm voraus haben. Aber allen Ernstes, Du thust ihm Unrecht. Er ist nicht blos christlich, er ist auch protestantisch, so gut wie Du und ich. Und wenn Du noch zweifelst, so lasse Dich durch den Augenschein überzeugen."

Und hierbei versuchte Van der Straaten aus einem kleinen gelben Couvert, das er schon bereit hielt, eine Visitenkarten-Photographie herauszunehmen. Aber Melanie litt es nicht und sagte nur in immer wachsender Heiterkeit: „Sagtest Du nicht New-York? Sagtest Du nicht London? Ich war auf einen Gentleman gefaßt, auf einen Mann von Welt, und nun schickt er sein Bildniß, als ob es sich um ein Rendezvous handelte. Krugs Garten mit einer Verlobung im Hintergrund."

„Und doch ist er unschuldig. Glaube mir. Ich wollte sicher gehen, um Deinetwillen sicher gehen, und deshalb schrieb ich an den alten Goeschen, Firma Goeschen, Goldschmidt und Compagnie; discreter alter Herr. Und daher stammt es. Ich bin schuld, nicht er, wahr und wahrhaftig, und wenn Du mir das Wort gestattest, sogar „auf Ehre."

Melanie nahm das Couvert und warf einen flüchtigen Blick auf das eingeschlossene Bild. Ihre Züge veränderten sich plötzlich und sie sagte: „Ah, der gefällt mir. Er hat etwas Distinguirtes: Offizier in Civil oder Gesandschafts-Attaché. Das lieb' ich. Und nun gar ein Bändchen. Ist es die Ehrenlegion?"

„Nein, Du kannst es näher suchen. Er stand bei den fünften Dragonern und hat für Chartres und Pouprÿ das Kreuz empfangen."

„Ist das eine Schlacht von Deiner Erfindung?"

„Nein. Dergleichen kommt vor, und als freie Schweizerin solltest Du wissen, daß fremde Sprachen nicht immer gebührende Rücksicht auf die verpönten Klangformen einer anderen nehmen. Ja, Lanni, ich bin mitunter besser als mein Ruf."

„Und wann dürfen wir unseren neuen Hausfreund erwarten?"

„Hausgenossen," verbesserte Van der Straaten. „Es ist nicht nöthig, ihn, mit Rücksicht auf seine militärische Charge, so Hals über Kopf avanciren zu lassen. Uebrigens ist er verlobt, oder so gut wie verlobt."

„Schade."

„Schade? Warum?"

„Weil Verlobte meistens langweilig sind. Sind sie beisammen, so sind sie zärtlich, bedrückend zärtlich für ihre Umgebung, und sind sie getrennt, so schreiben sie sich Briefe oder bereiten sich in ihrem Gemüthe darauf vor. Und der Bräutigam ist immer der schlimmere von beiden. Und will man sich gar in ihn verlieben, so heißt das nicht mehr und nicht weniger, als zwei Lebenskreise stören."

„Zwei?"

„Ja, Bräutigam und Braut."

„Ich hätte drei gezählt," lachte Van der Straaten. „Aber so seid Ihr. Ich wette, Du hast den Dritten in Gnaden vergessen. Ehemänner zählen überhaupt nicht mit. Und wenn sie sich darüber wundern, so machen sie sich ridicül. Ich werde mich übrigens davor hüten, den Mohren der Weltgeschichte, das seid Ihr, weiß waschen zu wollen. Apropos, kennst Du das Bild, die Mohrenwäsche?"

„Ach, Ezel, Du weißt ja, ich kenne keine Bilder. Und am wenigsten alte."

„Süße Simplicitas aus dem Hause de Caparoux," jubelte Van der Straaten, der nie glücklicher war, wie wenn Melanie sich eine Blöße gab oder auch klugerweise nur so that. „Altes Bild! Es ist nicht älter als ich."

„Nun, dann ist es gerade alt genug.“

„Bravissimo. Sieh, so hab ich Dich gern. Uebermüthig und boshaft. Und nun sage, was beginnen wir, wohin gondeln wir?“

„Ich bitte Dich, Ezel, nur keine Berolinismen. Du hast mir doch gestern erst ....“

„Und ich halt' es auch. Aber wenn mir wohl um's Herze wird, da bricht es wieder durch. Und jetzt komm, wir wollen zu Haas und uns einen Teppich ansehen .... „Gerade alt genug“ .... Vorzüglich, vorzüglich .... Und nun sage Papachen, wie heißt die schönste Frau im Land?“

„Melanie.“

„Und die liebste, die klügste, die beste Frau?“

„Melanie, Melanie.“

„Gut, gut .... Und nun gehab' Dich wohl, Du Menschenkenner!“

IV. Der engere Zirkel.

Die „drei gestrengen Herren“ waren ganz ausnahmsweise streng gewesen, aber nicht zu Verdruß beider Van der Straatens, die vielmehr nun erst wußten, daß der Winter all seine Pfeile verschossen und unweigerlich und ohne weitere Widerstandsmöglichkeit seinen Rückzug angetreten habe.

Nun erst konnte man freien Herzens hinaus, hinaus ohne Sorge vor frostigen Vormittagen, oder gar vor Eingeschneitwerden über Nacht. Alles freute sich auf den Umzug, auch die Kinder, am meisten aber Van der Straaten, der, um ihn selber sprechen zu lassen, „unter allen vorkommenden Geburtsscenen einzig und allein der des Frühlings beizuwohnen liebte". Vorher aber sollte noch ein kleines Abschieds-Diner stattfinden und zwar unter ausschließlicher Heranziehung des dem Hause zunächst stehenden Kreises.

Es war das, übrigens von mehr verwandtschaftlicher als befreundeter Seite her, in erster Reihe der in der Alsenstraße wohnende Major von Gryczinski, ein noch junger Offizier mit abstehendem, englisch gekräuseltem Backenbart und klugen blauen Augen, der vor etwa drei Jahren die reizende Jacobine de Caparoux heimgeführt hatte, eine jüngere Schwester Melanie's und nicht voll so schön wie diese, aber rothblond, was in den Augen Einiger das Gleichgewicht zwischen beiden wiederherstellte. Gryczinski war Generalstäbler und hielt, wie jeder dieses Standes, an dem Glauben fest, daß es in der ganzen Welt nicht zwei so grundverschiedene Farben gäbe, wie das allgemeine preußische Militair-Roth und das

Generalstabs-Roth. Daß er den Strebern zugehörte, war eine selbstverständliche Sache, wohl aber verdient es, in Rücksicht gegen den Ernst der Historie, schon an dieser Stelle hervorgehoben zu werden, daß er, alles Streberthums unerachtet, in allen nicht zu verlockenden Fällen ein bescheidenes Maß von Rücksichtnahme gelten ließ und den Kampf um's Dasein nicht absolut als einen Uebergang über die Beresina betrachtete. Wie sein großer Chef war er ein Schweiger, unterschied sich aber von ihm durch ein beständiges, jeden Sprecher ermuthigendes Lächeln, das er, alle nutzlose Parteinahme klug vermeidend, über Gerechte und Ungerechte gleichmäßig scheinen ließ.

Gryczinski, wie schon angedeutet, war mehr Verwandter als Freund des Hauses. Unter diesen letzteren konnte der Baron Duquede, Legationsrath a. D., als der angesehenste gelten. Er war über sechzig, hatte bereits unter Van der Straatens Vater dem damals ausgedehnteren Kreise des Hauses angehört und durfte sich, wie um anderer Qualitäten so auch schon um seiner Jahre willen, seinem hervorstechendsten Charakterzuge, dem des Absprechens, Verkleinerns und Verneinens ungehindert hingeben. Daß er, in Folge davon, den Beinamen „Herr Negationsrath“ erhalten hatte,

hatte selbstverständlich seine milzsüchtige Krakehlerei nicht zu bessern vermocht. Er empörte sich eigentlich über alles, am meisten über Bismarck, von dem er seit 66, dem Jahre seiner eigenen Dienstentlassung, unaufhörlich versicherte, „daß er überschätzt werde“. Von einer beinah gleichen Empörung war er gegen das zum Französiren geneigte Berlinerthum erfüllt, das ihn, um seines „qu“ willen, als einen Colonie-Franzosen ansah und seinen altmärkischen Adelsnamen nach der Analogie von Admiral Duquesne auszusprechen pflegte. „Was er sich gefallen lassen könne,“ hatte Melanie hingeworfen, von welchem Tag' an eine stille Gegnerschaft zwischen beiden herrschte.

Dem Legationsrath an Jahren und Ansehn am nächsten stand Polizeirath Reiff, ein kleiner behäbiger Herr mit rothen und glänzenden Backenknochen, auch Feinschmecker und Geschichtenerzähler, der, so lange die Damen bei Tische waren, kein Wasser trüben zu können schien, im Moment ihres Verschwindens aber in Anekdoten excellirte, wie sie, nach Zahl und Inhalt, immer nur einem Polizeirath zu Gebote stehn. Selbst Van der Straaten, dessen Talente doch nach derselben Seite hin lagen, erging sich dann in lautem und mitunter selbst stürmischem Beifall, oder zwinkerte

seinen Tischnachbarn seine neidlose Bewunderung zu.

Diese Tischnachbarn waren in der Regel zwei Maler: der Landschafter Arnold Gabler, ebenfalls, wie Reiff und der Legationsrath, ein Erbstück aus des Vaters Tagen her, und Elimar Schulze, Porträt- und Genremaler, der sich erst in den letzten Jahren angefunden hatte. Seine Zugehörigkeit zu der vorgeschilderten Tafelrunde basirte zumeist auf dem Umstande, daß er nur ein halber Maler, zur andern Hälfte aber Musiker und enthusiastischer Wagnerianer war, auf welchen „Titul" hin, wie Van der Straaten sich ausdrückte, Melanie seine Aufnahme betrieben und durchgesetzt hatte. Die bei dieser Gelegenheit abgegebene Bemerkung ihres Eheherrn, „daß er gegen den Aufzunehmenden nichts einzuwenden habe, wenn er einfach übertreten und seine Zugehörigkeit zu der alleinseligmachenden Musik offen und ehrlich aussprechen wolle", war von dem immer gut gelaunten Elimar mit der Bitte beantwortet worden, „ihm diesen Schritt erlassen zu wollen und zwar einfach deshalb, weil doch schließlich nur das Gegentheil von dem Gewünschten dabei herauskommen würde. Denn während er jetzt als Maler allgemein für einen

Musiker gehalten werde, werd' er als Musiker sicherlich für einen Maler gehalten und dadurch vom Standpunkte des Herrn Commerzienraths aus in die relativ höhere Rangstufe wieder hinaufgehoben werden".

Diesem Verwandten- und Freundeskreise waren die zu heute sieben Uhr Geladenen entnommen. Denn Van der Straaten liebte die Spät-Diners und erging sich mitunter in nicht üblen Bemerkungen über den gewaltigen Unterschied zwischen einer um vier Uhr künstlich hergestellten, und einer um sieben Uhr natürlich erwachsenen Dunkelheit. Eine künstliche Vier-Uhr-Dunkelheit sei nicht besser als ein junger Wein, den man in einen Rauchfang gehängt und mit Spinnweb umwickelt habe, um ihn alt und ehrwürdig erscheinen zu lassen. Aber eine feine Zunge schmecke den jungen Wein und ein feines Nervensystem schmecke die junge Dunkelheit heraus. Bemerkungen, die namentlich in ihrer „das feine Nervensystem" betonenden Schlußwendung, von Melanie regelmäßig mit einem allerherzlichsten Lachen begleitet wurden.

Das Van der Straaten'sche Stadthaus — wodurch es sich, neben anderem, von der mit allem Comfort ausgestatteten Thiergarten-Villa

unterschied — hatte keinen eigentlichen Speisesaal, und die zwei großen und vier kleinen Diners, die sich über den Winter hin vertheilten, mußten in dem ersten, als Entrée dienenden Zimmer der großen Gemäldegalerie gegeben werden. Es griff dieser Theil der Galerie noch aus dem rechten Seitenflügel in das Vorderhaus über und lag unmittelbar hinter Melanie's Zimmer, aus dem denn auch, sobald die breiten Flügelthüren sich öffneten, der Eintritt stattfand.

Und wie gewöhnlich, so auch heute. Van der Straaten nahm den Arm seiner blonden Schwägerin, Duquede den Melanie's, während die vier anderen Herren paarweise folgten, eine herkömmliche Form des Aufmarsches, bei der der Major eben so geschickt zwischen den beiden Malern zu wechseln, als den Polizeirath zu vermeiden wußte. Denn so bereit und ergeben er war, die Geschichten Reiffs bei Tag oder Nacht über sich ergehen zu lassen, so konnt' er sich doch nicht entschließen, ihm ebenbürtig den Arm zu bieten. Er stand vielmehr ganz in den Anschauungen seines Standes und bekannte sich, mit einem durch persönliches Fühlen unterstützten Nachdruck, zu dem alten Gegensatze von Militär und Polizei.

Jeder der Eintretenden war an dieser Stelle zu Haus und hatte keine Veranlassung mehr zum Staunen und Bewundern. Wer aber zum ersten Male hier eintrat, der wurde sicherlich durch eine Schönheit überrascht, die gerade darin ihren Grund hatte, daß der als Speisesaal dienende Raum kein eigentlicher Speisesaal war. Ein reichgegliederter Kronleuchter von französischer Bronce warf seine Lichter auf eine von guter italienischer Hand herrührende prächtig eingerahmte Copie der Veronesischen „Hochzeit zu Cana", die von Uneingeweihten auch wohl ohne Weiteres für das Original genommen wurde, während daneben zwei Stillleben in fast noch größeren und reicheren Barockrahmen hingen. Es waren, von einiger vegetabilischer Zuthat abgesehen, Hummer, Lachs und blaue Makrelen, über deren absolute Naturwahrheit sich Van der Straaten in der ein für allemal gemünzten Bewunderungsformel ausließ, „es werd' ihm, als ob er taschentuchlos über den Cöllnischen Fischmarkt gehe."

Nach hinten zu stand das Buffet, und daneben war die Thür, die mit der im Erdgeschoß gelegenen Küche bequeme Verbindung hielt.

V. Bei Tisch.

„Nehmen wir Platz," sagte Van der Straaten. „Meine Frau hat mich aller Placirungsmühen überhoben und Karten gelegt."

Und dabei nahm er eine derselben in die Hand und ließ sein von Natur gutes und durch vieles Sehen kunstgeübtes Auge darüber hingleiten. „Ah, ah, sehr gut. Das ist Tell's Geschoß. Gratulire, Elimar. Allerliebst, allerliebst. Natürlich Amor, der schießt. Daß Ihr Maler doch über diesen ewigen Schützen nicht wegkommen könnt."

„Gegen dessen Abschaffung oder Dienstentlassung wir auch feierlich protestiren würden," sagte die rothblonde Schwester.

Alle hatten sich inzwischen placirt, und es ergab sich, daß Melanie bei der von ihr getroffenen Anordnung vom Herkömmlichen abgewichen war. Van der Straaten saß zwischen Schwägerin und Frau, ihm gegenüber der Major, von Gabler und Elimar flankirt, an den Schmalseiten aber Polizeirath Reiff und Legationsrath Duquede.

Die Suppe war eben genommen und der im commerzienräthlichen Hause von alter Zeit her berühmte Montefiascone gerade herumgereicht, als

Van der Straaten sich über den Tisch hin zu seinem Schwager wandte.

„Gryczinski, Major und Schwager," hob er leicht und mit überlegener Vertraulichkeit an, „binnen heut und drei Monaten haben wir Krieg. Ich bitte Dich, sage nicht nein, wolle mir nicht widersprechen. Ihr, die Ihr's schließlich machen müßt, erfahrt es erfahrungsmäßig immer am spätesten. Im Juni haben wir die Sache wieder fertig oder wenigstens eingerührt. Es zählt jetzt zu den sogenannten berechtigten Eigenthümlichkeiten preußischer Politik, allen Geheimräthen, wozu, in allem was Carlsbad und Teplitz angeht, auch die Commerzienräthe gehören, ihre Brunnen- und Badekur zu verderben. Helgoland mit eingeschlossen. Ich wiederhole Dir, in zwei Monaten haben wir die Sache fertig und in drei haben wir den Krieg. Irgend was Benedettihaftes wird sich doch am Ende finden lassen, und Ems liegt unter Umständen überall in der Welt."

Gryczinski zwirbelte mit der Linken an der breitesten Stelle seines Backenbartes und sagte: „Schwager, Du stehst zu sehr unter Börsengerüchten, um nicht zu sagen unter dem Einfluß der Börsenspekulation. Ich versichere Dich, es ist kein Wölkchen am Horizont, und wenn wir

zur Zeit wirklich einen Kriegsplan ausarbeiten, so betrifft er höchstens die hypothetische Bestimmung der Stelle, wo Rußland und England zusammenstoßen und ihre große Schlacht schlagen werden."

Beide Damen, die von der entschiedensten Friedenspartei waren, die brünette, weil sie nicht gern das Vermögen, die blonde, weil sie nicht gern den Mann einbüßen wollte, jubelten dem Sprecher zu, während der Polizeirath, immer kleiner werdend, bemerkte: „Bitte dem Herrn Major meine gehorsamste Zustimmung aussprechen zu dürfen und zwar von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe." Wobei gesagt werden muß, daß er mit Vorliebe von seinem Gemüthe sprach. „Ueberhaupt," fuhr er fort, „nichts falscher und irriger, als sich Seine Durchlaucht den Fürsten, einen in Wahrheit friedliebenden Mann, als einen Kanonier mit ewig brennender Lunte vorzustellen, jeden Augenblick bereit das Kruppsche Monstre-Geschütz eines europäischen Krieges auf gut Glück hin abzufeuern. Ich sage, nichts falscher und irriger als das. Hazardiren ist die Lust derer, die nichts besitzen, weder Vermögen noch Ruhm. Und der Fürst besitzt beides. Ich wette, daß er nicht Lust hat, seinen hoch-

aufgespeicherten Doppelschatz immer wieder auf die Kriegskarte zu setzen. Er gewann 64 (nur eine Kleinigkeit), doublirte 66 und triplirte 70, aber er wird sich hüten, sich auf ein six-le-va einzulassen. Er ist ein sehr belesener Mann und kennt ohne Zweifel das Märchen vom „Fischer un sine Fru ....".

„.... Dessen pikante Schlußwendung uns unser polizeiräthlicher Freund hoffentlich nicht vorenthalten will," bemerkte Van der Straaten, in dem sich der Uebermuth der Tafelstimmung bereits zu regen begann.

Aber der Polizeirath, während er sich wie zur Gewährleistung jeder Sicherheit gegen die Damen hin verneigte, ließ das Märchen und seine notorische Schlußzeile fallen und sagte nur: „Wer alles gewinnen will, verliert alles. Und das Glück ist noch launenhafter als die Damen. Ja, meine Damen, als die Damen. Denn die Launenhaftigkeit, ich lebe selbst in einer glücklichen Ehe, ist das Vorrecht und der Zauber ihres Geschlechts. Der Fürst hat Glück gehabt, aber gerade weil er es gehabt hat ...."

„.... Wird er sich hüten, es zu versuchen," schloß mit ironischer Emphase der Legationsrath. „Aber wenn er es dennoch thäte? He? Der

Fürst hat Glück gehabt, versichert uns unser Freund Reiff mit polizeiräthlich unschuldiger Miene. Glück gehabt! Allerdings. Und zwar kein einfaches und gewöhnliches, sondern ein stupendes, ein nie dagewesenes Glück. Eines, das in seiner kolossalen Größe den Mann selber wegfrißt und verschlingt. Und so wenig ich geneigt bin, ihm dies Glück zu mißgönnen, ich kenne keine Mißgunst, so reizt es mich doch, einen Heroen-Cultus an dieses Glück geknüpft zu sehen. Er wird überschätzt, sag' ich. Glauben Sie mir, er hat etwas Plagiatorisches. Es mögen sich Erklärungen finden lassen, meinetwegen auch Entschuldigungen, eines aber bleibt: er wird überschätzt. Ja, meine Freunde, den Heroencultus haben wir und den Göttercultus werden wir haben. Bildsäulen und Denkmäler sind bereits da, und die Tempel werden kommen. Und in einem dieser Tempel wird sein Bildniß sein, und Göttin Fortuna ihm zu Füßen. Aber man wird es nicht den Fortuna-Tempel nennen, sondern den Glückstempel. Ja, den Glückstempel, denn es wird darin gespielt, und unser vorsichtiger Freund Reiff hat es mit seinem six-le-va, das über kurz oder lang kommen wird, besser getroffen, als er weiß. Alles Spiel und Glück,

sag' ich, und daneben ein unendlicher Mangel an Erleuchtung, an Gedanken und vor allem an großen schöpferischen Ideen."

„Aber lieber Legationsrath," unterbrach hier Van der Straaten, „es liegen doch einige Kleinigkeiten vor: Exmittirung Oesterreichs, Aufbau des deutschen Reiches . ."

„ . . Ecrasirung Frankreichs und Dethronisirung des Papstes! Pah, Van der Straaten, ich kenne die ganze Litanei. Wem aber haben wir dafür zu danken, wenn überhaupt dafür zu danken ist? Wem? Einer ihm feindlichen Partei, feindlich ihm und mir, einer Partei, der er ihren Schlachtruf genommen hat. Er hat etwas Plagiatorisches, sag ich, er hat sich die Gedanken anderer einfach angeeignet, gute und schlechte, und sie mit Hilfe reichlich vorhandener Mittel in Thaten umgesetzt. Das konnte schließlich jeder, jeder von uns: Gabler, Elimar, Du, ich, Reiff . . . ."

„Ich möchte doch bitten . ."

„In Thaten umgesetzt," wiederholte Duquede. „Ein Umsatz- und Wechselgeschäft, das ich hasse, so lange nicht der selbsteigne Gedanke dahinter steht. Aber Thaten mit gar keiner oder mit erheuchelter oder mit erborgter Idee haben

etwas Rohes und Brutales, etwas Dschingiskhan-artiges. Und ich wiederhole, ich hasse solche Thaten. Am meisten aber hass' ich sie, wenn sie die Begriffe verwirren und die Gegensätze mengen, und wenn wir es erleben müssen, daß sich hinter den altehrwürdigen Formen unseres staatserhaltenden Princips, hinter der Maske des Conservatismus, ein revolutionärer Radicalismus birgt. Ich sage Dir, Van der Straaten, er segelt unter falscher Flagge. Und eines seiner einschlägigsten Mittel ist der beständige Flaggenwechsel. Aber ich hab ihn erkannt und weiß, was seine eigentliche Flagge ist . . . ."

„Nennen . ."

„Die schwarze."

„Die Piratenflagge?"

„Ja. Und Sie werden dessen über kurz oder lang alle gewahr werden. Ich sage Dir, Van der Straaten, und Ihnen Elimar und Ihnen Reiff, der Sie's morgen in Ihr schwarzes Buch eintragen können, meinetwegen, denn ich bin ein altmärkischer Edelmann und habe den Dienst dieses mir widerstrebenden Eigennützlings längst quittirt, ich sag es jedem, alt oder jung: sehen Sie sich vor. Ich warne Sie vor Täuschung, vor allem aber vor Ueberschätzung dieses falschen

Ritters, dieses Glücks-Tempelherrn, an den die blöde Menge glaubt, weil er die Jesuiten aus dem Lande geschafft hat. Aber wie steht es damit? Die Bösen sind wir los, der Böse ist geblieben."

Gryczinski hatte mit vornehmem Lächeln zugehört, Van der Straaten indeß, der, trotzdem er eigentlich ein Bismarck-Schwärmer war, in seiner Eigenschaft als kritiksüchtiger Berliner nichts Reizenderes kannte, als Größen-Niedermetzelung und Generalnivellirung, immer vorausgesetzt, daß er selber als einsam überragender Bergkegel übrig blieb, grüßte zu Duquede hinüber und rief einem der Diener zu, dem Legationsrath, der sich geopfert habe, noch einmal von der letzten Schüssel zu präsentiren.

„Eine spanische Zwiebel, Duquede. Nimm. Das ist etwas für Dich. Scharf, scharf. Ich mache mir nicht viel aus Spanien, aber um zweierlei beneid' ich es: um seine Zwiebeln und um seinen Murillo."

„Ueberrascht mich," sagte Gabler. „Und am meisten überrascht mich die Dir entschlüpfte Murillo-, will also sagen Madonnen-Bewundrung."

„Nicht entschlüpft, Arnold, nicht entschlüpft. Ich unterscheide nämlich, wie Du wissen solltest, kalte und warme Madonnen. Die kalten sind

mir allerdings verhaßt, aber die warmen hab' ich desto lieber. A la bonne heure, die berauschen mich, und ich fühl' es in allen Fingerspitzen, als ob es elfer Rheinwein wäre. Und zu diesen glühenden und sprühenden zähl' ich all diese spanischen Immaculatas und Concepciones, wo die Mutter Gottes auf einer Mondsichel steht, und um ihr dunkles Gewand her leuchten goldene Wolken und Engelsköpfe. Ja, Reiff, dergleichen giebt es. Und so blickt sie brünstig oder sagen wir lieber inbrünstig gen Himmel, als wolle die Seele flügge werden in einem Brütofen von Heiligkeit."

„In einem Brütofen von Heiligkeit," wiederholte der Polizeirath, in dessen Augen es heimlich und verstohlen zu zwinkern begann. „In einem Brütofen! O, das ist magnifique, das ist herrlich, und eine Andeutung, die jeder von uns nach dem Maße seiner Erkenntniß interpretiren und weiterspinnen kann."

Beide junge Frauen, einigermaßen überrascht, ihren sonst so zurückhaltenden Freund auf dieser Messerschneide balanciren zu sehen, trafen sich mit ihren Blicken, und Melanie rasch erkennend, daß es sich jeden Moment um eine jener Katastrophen handeln könne, wie sie bei den

commercienräthlichen Diners eben nicht allzu selten waren, suchte vor Allem von dem heiklen Murillo-Thema loszukommen, was, bei Van der Straatens Eigensinn, allerdings nur durch eine geschickte Diversion geschehen konnte. Und solche gelang denn auch momentan, indem Melanie mit anscheinender Unbefangenheit bemerkte: „Van der Straaten wird mich auslachen, in Bild- und Malerfragen eine Meinung haben zu wollen. Aber ich muß ihm offen bekennen, daß ich mich, wenn seine gewagte Madonnen-Eintheilung überhaupt acceptirt werden soll, ohne Weiteres für eine von ihm ignorirte Mittel-Gruppe, nämlich für die temperirten entscheiden würde. Die Tizianischen scheinen mir diese wohlthuend gemäßigte Temperatur zu haben. Ich lieb' ihn überhaupt."

„Ich auch, Melanie. Brav, brav. Ich hab' es immer gesagt, daß ich noch einen Kunstprofessor in Dir großziehe. Nicht wahr, Arnold ich hab' es gesagt? Beschwör' es. Eine Schwur-Bibel ist nicht da, aber wir haben Reiff, und ein Polizeirath ist immer noch ebenso gut wie ein Evangelium. Du lachst, Schwager; natürlich; Ihr merkt es nicht, aber wir. Uebrigens hat Reiff ein leeres Glas. Und Elimar auch. Friedrich, alter Po-

muchelskopf, steh nicht in Liebesgedanken. Allons — enfants. Wo bleibt der Mouet? Flink sag' ich. Bei den Gebeinen des unsterblichen Roller, ich lieb' es nicht, meinen Champagner in den letzten fünf Minuten in kümmerlicher Renommage schäumen zu sehen. Und noch dazu in diesen vermaledeiten Spitzgläsern, mit denen ich nächstens kurzen Prozeß machen werde. Das sind Rechnungsraths- aber nicht Commercienraths-Gläser. Uebrigens mit dem Tizian hast Du doch Unrecht. Das heißt halb. Er versteht sich auf alles Mögliche, nur nicht auf Madonnen. Auf Frau Venus versteht er sich. Das ist seine Sache. Fleisch, Fleisch. Und immer lauert irgendwo der kleine liebe Bogenschütze. Pardon, Elimar, ich bin nicht für Massen-Amors auf Tischkarten, aber für den Einzel-Amor bin ich, und ganz besonders für den des Tizianischen rothen Ruhebetts mit zurückgezogener grüner Damastgardine. Ja, meine Herrschaften, da gehört er hin, und immer ist er wieder reizend, ob er ihr zu Häupten oder zu Füßen sitzt, ob er hinter dem Bett oder der Gardine hervorkuckt, ob er seinen Bogen eben gespannt oder eben abgeschossen hat. Und was ist vorzuziehen? Eine feine Frage, Reiff. Ich denke mir, wenn er ihn spannt . . . Und diese ruhende linke Hand mit dem ewigen Spitzen-

taschentuch. O, superbe. Ja, Melanie, den Tag will ich Deine Bekehrung feiern, wo Du mir zugestehst: Suum cuique, dem Tizian die Venus und dem Murillo die Madonna."

„Ich fürchte, Van der Straaten, da wirst Du lange zu warten haben, und am längsten auf meine Murillo-Bekehrung. Denn diese gelben Dunstwolken, aus denen etwas inbrünstig Gläubiges in seelisch-sinnlicher Verzückung aufsteigt, sind mir unheimlich. Es hat die Grenze des Bezaubernden überschritten und statt des Bezaubernden find' ich etwas Behexendes darin."

Gryczinski nickte leise der Schwägerin zu, während jetzt Elimar das Glas erhob und um Erlaubniß bat, nach dem eben gehörten Wort einer echt deutschen Frau, („Französin," schrie Van der Straaten dazwischen) auf das Wohl der schönen und liebenswürdigen Dame des Hauses anstoßen zu dürfen. Und die Gläser klangen zusammen. Aber in ihren Zusammenklang mischte sich für die schärfer Hörenden schon etwas wie Zittern und Mißaccord, und ehe noch das allgemeine Lächeln verflogen war (das des Polizeiraths hielt sich am längsten) brach Van der Straaten durch alle bis dahin mühsam eingehaltenen Gehege durch und debutirte 'mal wieder ganz als er selbst.

Er sei, so hob er an, leider nicht in der Lage, der für die „Frau Commercienräthin" gewiß höchst werthvollen Zustimmung seines Freundes Elimar Schulze (wobei er Vor- und Zuname gleich ironisch betonte) seinerseits zustimmen zu können. Es gebe freilich einen Gegensatz von Bezauberung und Behexung, aber manches in der Welt gelte für Behexung was Bezauberung und noch mehr gelte für Bezauberung was Behexung sei. Und er bitte sagen zu dürfen, daß er es seinerseits mit der Consequenz halte und mit Farbe bekennen, und nicht mit heute so und morgen so. Am verdrießlichsten aber sei ihm zweierlei Maß.

Er hielt hier einen Augenblick inne und war vielleicht überhaupt gewillt, es bei diesen Allgemeinsätzen bewenden zu lassen. Aber die junge Gryczinska, die sich, nach Art aller Schwägerinnen etwas herausnehmen durfte, sah ihn jetzt, in plötzlich wiedererwachtem Muthe keck und zuversichtlich an, und bat ihn, aus seinen Orakelsprüchen heraus und zu bestimmteren Erklärungen übergehn zu wollen.

„O gewiß, meine Gnädigste," sagte der jetzt immer hitziger werdende Van der Straaten. „O gewiß, mein geliebtes Rothblond. Ich stehe zu Befehl und will aus allen Orakulosen und Mira-

kulosen heraus, und will in die Trompete blasen, daß Ihr aus Eurer Dämmerung und meinetwegen auch aus Eurer Götterdämmerung erwachen sollt', als ob die Feuerwehr vorüber führe."

„Ah," sagte Melanie, die jetzt auch ihrerseits alle Ruhe zu verlieren begann. „Also da hinaus soll es."

„Ja, süßer Engel, da hinaus. Da. Ihr stellt Euch stolz und gemüthlich auf die Höhen aller Kunst und zieht als reine Casta diva am Himmel entlang, als ob Ihr von Ozon und Keuschheit leben wolltet. Und wer ist Euer Abgott? Der Ritter von Bayreuth, ein Behexer wie es nur je einen gegeben hat. Und an diesen Tannhäuser und Venusberg-Mann setzt Ihr, als ob Ihr wenigstens die Voggenhuber wäret, Eurer Seelen Seligkeit und singt und spielt ihn Morgens, Mittags und Abends. Oder dreimal täglich, wie auf Euren Pillenschachteln steht. Und Euer Elimar immer mit. Und sein ewiger Sammtrock wird ihn auch nicht retten. Nicht ihn und nicht Euch. Oder wollt Ihr mir das Alles als himmlischen Zauber credenzen? Ich sag' Euch, fauler Zauber. Und das ist es, was ich zweierlei Maß genannt habe. Den Murillo-Zauber möchtet Ihr zu Hexerei stempeln und die Wagner-Hexerei möchtet

Ihr in Zauber verwandeln. Ich aber sag' Euch, es liegt umgekehrt, und wenn es nicht umgekehrt liegt, so sollt Ihr mir wenigstens keinen Unterschied machen. Denn es ist schließlich Alles ganz egal und mit Permission zu sagen alles Jacke ..."

Der aus der vergleichendsten Kleidersprache genommene Berolinismus, mit dem er seinen Satz abzuschließen gedachte, wurde auch wirklich gesprochen, aber er verklang in einem Getöse, das der Major durch einen geschickt combinirten Angriff von Gläserklopfen und Stuhlrücken in Scene zu setzen gewußt hatte. Zugleich begann er: „Meine verehrten Freunde, das Wort Hexenmeister ist gefallen. Ein vorzügliches Wort! So lassen wir sie denn leben, Alle diese Tannhäuser, wobei sich Jeder das Seine denken mag. Ich trinke auf das Wohl der Hexenmeister. Denn alle Kunst ist Hexerei. Rechten wir nicht mit dem Wort. Was sind Worte? Schall und Rauch. Stoßen wir an. Hoch, hoch."

Und mit einer wohlgemeinten Kraftanstrengung, in der jetzt jeder zitternde Ton fehlte, wurde zugestimmt, namentlich auch von Seiten der beiden Maler, und kaum Einer war da, der nicht an eine glücklich beseitigte Gefahr geglaubt hätte. Aber mit Unrecht. Van der Straaten,

absolut unerzogen, konnte, vielleicht weil er dies Manco fühlte, nichts so wenig ertragen, als auf Unerzogenheiten aufmerksam gemacht zu werden: er vergaß sich dann ganz und gar, und der Dünkel des reichen Mannes, der gewohnt war zu helfen, nach allen Seiten hin zu helfen, stieg ihm dann zu Kopf und schlug in Wellen über ihm zusammen. Und so auch jetzt. Er erhob sich und sagte: „Coupirungen sind etwas Wundervolles. Keine Frage. Ich beispielsweise coupire Coupons. Ein inferiores Geschäft, das unter Umständen nichtsdestoweniger einen Anspruch darauf giebt, gegen Wort- und Rede-Coupirungen gesichert zu sein, namentlich gegen solche, die reprimandiren und erziehen wollen. Ich bin erzogen."

Er hatte mit vor Erregung zitternder Stimme gesprochen, aber mit zugekniffenem Auge fest zu dem Major hinübergesehen. Dieser, ein vollkommener Weltmann, lächelte vor sich hin, und blinkte nur leise den beiden Damen zu, daß sie sich beruhigen möchten. Dann ergriff er sein Glas ein zweites Mal, gab seinen Zügen, ohne sich sonderlich anzustrengen, einen freundlichen Ausdruck und sagte zu Van der Straaten: „Es ist soviel von Coupiren gesprochen worden;

coupiren wir auch das. Ich lebe der festen Ueberzeugung ....“

In eben diesem Augenblicke sprang der Pfropfen von einer der im Weinkühler stehenden Flaschen und Gryczinski, rasch den Vortheil erspähend, den er aus diesem Zwischenfalle ziehen konnte, brach inmitten des Satzes ab und sagte nur, während er, unter leiser Verbeugung, seines Schwagers Glas füllte: „Friede sei ihr erst Geläute!“

Solchem Appell zu widerstehen, war Van der Straaten der letzte. „Mein lieber Gryczinski,“ hob er in plötzlich erwachter Sentimentalität an, „wir verstehen uns, wir haben uns immer verstanden. Gieb mir Deine Hand. Lacrymae Christi, Friedrich. Rasch. Das Beste daran ist freilich der Name. Aber er hat ihn nun 'mal. Jeder hat nun mal das Seine, der Eine Dies, der Andre das.“

„Allerdings,“ lachte Gabler.

„Ach Arnold, Du überschätzt das. Glaube mir, der Selige hatte Recht. Gold ist nur Chimäre. Und Elimar würd' es mir bestätigen, wenn es nicht ein Satz aus einer überwundenen Oper wäre. Ich muß sagen, leider überwunden. Denn ich liebe Nonnen, die tanzen. Aber da kommt

die Flasche. Laß nur Staub und Spinnweb. Sie muß in ihrer ganzen unabgeputzten Heiligkeit verbleiben. Lacrymae Christi. Wie das klingt!"

Und die frühere Heiterkeit kehrte wieder oder schien wenigstens wiederzukehren, und als Van der Straaten fortfuhr, in wahren Ungeheuerlichkeiten über Christusthränen, Erlöserblut und Versöhnungswein zu sprechen, durfte Melanie schließlich die Bemerkung wagen: „Du vergißt, Ezel, daß der Polizeirath katholisch ist."

„Ich bitte recht sehr," sagte Reiff, als ob er auf etwas Unerlaubtem ertappt worden wäre.

Van der Straaten aber verschwor sich hoch und theuer, daß ein vierzig Jahre lang treu geleisteter Sicherheitsdienst über alles confessionelle Plus oder Minus hinaus entscheidend sein und vor dem Richterstuhle der Ewigkeit angerechnet werden müsse. Und als bald darauf die Gläser abermals gefüllt und geleert worden waren, rückte Melanie den Stuhl, und man erhob sich, um im Nebenzimmer den Kaffee zu nehmen.

VI. Auf dem Heimwege.

Die Kaffeestunde verlief ohne Zwischenfall, und es war bereits gegen zehn, als der Diener

meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Diese Meldung galt dem Gryczinski'schen Paare, das, an den Diner-Tagen, seine Heimfahrt in der ihm bei dieser Gelegenheit ein- für allemal zur Verfügung gestellten commercienräthlichen Equipage zu machen pflegte. Mäntel und Hüte wurden gebracht, und die schöne Jacobine, Hals und Kopf in ein weißes Filet-Tuch gehüllt, stand alsbald in der Mitte des Kreises und wartete lachend und geduldig auf die beiden Maler, denen Gryczinski noch im letzten Augenblicke die Mitfahrt angeboten hatte. Das Parlamentiren darüber wollte kein Ende nehmen, und erst als man unten am Wagenschlage stand, entschied sich's und Gabler placirte sich nunmehr ohne Weiteres auf den Rücksitz, während Elimar mit einem kräftigen Turnerschwunge seinen Platz auf dem Bocke nahm, angeblich aus Rücksicht gegen die Wagen-Insassen, in Wahrheit aus eigener Bequemlichkeit und Neugier. Er sehnte sich nämlich nach einem Gespräche mit dem Kutscher.

Dieser, auch noch ein Erbstück aus des alten Van der Straaten Zeiten her, führte den unkutscherlichen Namen Emil, der jedoch seit lange seinen Verhältnissen angepaßt und in ein plattdeutsches „Ehm" abgekürzt worden war. Mit

um so größerem Recht, als er wirklich in Fritz Reuter'schen Gegenden das Licht der Welt erblickt und sich bis diesen Tag, neben seinem Berliner Jargon, einen Rest heimathlicher Sprache conservirt hatte. Elimar, einer seiner Bevorzugten, nahm gleich im ersten Momente des Zurechtrückens ein mehrklappiges Lederfutteral heraus, steckte dem Alten eine der obenaufliegenden Cigarren zu und sagte vertraulich: „für'n Rückweg, Ehm.“

Dieser fuhr mit der Rechten dankend an seinen Kutscherhut und damit waren die Präliminarien geschlossen.

Als sie bald darauf bei der Normaluhr auf dem Spittelmarkte vorüber kamen und in eine der schlechtgepflasterten Seitenstraßen einbogen, hielt Elimar den ersehnten Zeitpunkt für gekommen und sagte:

„Ist denn der neue Herr schon da?“

„Der Frankfurtsche? Ne, noch nich, Herr Schulze.“

„Na, dann muß er aber doch bald ....“

„I, woll. Bald muß er. Ich denke, so nächste Woche. Un de Stuben sind ooch all tapzirt. Jott, se duhn ja, wie wenn't en Prinz wär', erst der Herr un nu ooch de

Jnädge. Un Christel meent, he sall man en Jüdscher sinn."

„Aber reich. Und Offizier. Das heißt bei der Landwehr oder so."

„Js et möglich?"

„Und er soll auch singen."

„Ja, singen wird er woll."

Elimar war eitel genug, an dieser letzteren Aeußerung Anstoß zu nehmen, und da sich's gerade traf, daß in eben diesem Augenblicke der Wagen aus dem Wallstraßen-Portal auf den abendlich-stillen Opernplatz einbog, so gab er das Gespräch um so lieber auf, als er nicht wollte, daß dasselbe von den Insassen des Wagens verstanden würde.

Von Seiten dieser war bis dahin kein Wort gewechselt worden, nicht aus Verstimmung, sondern nur aus Rücksicht gegen die junge Frau, die, herzlich froh über den zur Hälfte frei gebliebenen Rücksitz, ihre kleinen Füße gegen das Polsterkissen gestemmt und sich bequem in den Fond des Wagens zurückgelehnt hatte. Sie war gleich beim Einsteigen ersichtlich müde gewesen, hatte, wie zur Entschuldigung, etwas von Champagner und Kopfweh gesprochen, das Filet-Tuch dabei höher gezogen und ihre Augen geschlossen.

Erst als sie zwischen dem Palais und dem Friedrichsmonumente hinfuhren, richtete sie sich wieder auf, weil sie jenen Allerloyalsten zugehörte, die sich schon beglückt fühlen, einen bloßen Schattenriß an dem herabgelassenen Vorhange des Eckfensters gesehn zu haben. Und wirklich sie sah ihn und gab in ihrer reizenden, halb kindlich, halb koketten Weise, der Freude darüber Ausdruck.

Ihr Geplauder hatte noch nicht geendet, als der Wagen am Brandenburger Thore hielt. Im Nu waren beide Maler, deren Weg hier abzweigte, von ihren Plätzen herunter und empfahlen sich dankend dem liebenswürdigen Paare, das nun seinerseits durch die breite Schräg-Allee auf das Siegesdenkmal und die dahinter gelegene Alsenstraße zufuhr.

Als sie mitten auf dem von bunten Lichtern überstrahlten Platze waren, schmiegte sich die schöne junge Frau zärtlich an ihren Gatten und sagte: „War das ein Tag, Otto. Ich habe Dich bewundert."

„Es wurde mir leichter, als Du denkst. Ich spiele mit ihm. Er ist ein altes Kind."

„Und Melanie! .... Glaube mir, sie fühlt es. Und sie thut mir leid. Du lächelst so. Dir nicht?"

„Ja und nein, ma chère. Man hat eben nichts umsonst in der Welt. Sie hat eine Villa und eine Bildergalerie ....“

„Aus der sie sich nichts macht. Du weißt ja, wie wenig sie daran hängt ....“

„Und hat zwei reizende Kinder. ....“

„Um die ich sie fast beneide.“

„Nun, siehst Du,“ lachte der Major. „Ein Jeder hat die Kunst zu lernen, sich zu bescheiden und einzuschränken. Wär' ich mein Schwager, so würd' ich sagen ....“

Aber sie schloß ihm den Mund mit einem Kuß, und im nächsten Augenblicke hielt der Wagen.

* * *

Die beiden Räthe, der Legations- und der Polizeirath, waren an der Ecke des Petri-Platzes in eine Droschke gestiegen, um bis an das Potsdamer Thor zu fahren. Von hier aus wollten sie den Rest des Weges, um der frischen Abendluft willen, zu Fuß machen. In Wahrheit aber hielten sie blos zu dem Satze, „daß man im Kleinen sparen müsse, um sich im Großen legitimiren zu können,“ wobei leider nur zu bedauern blieb, daß ihnen die „großen Gelegenheiten“ entweder nie gekommen, oder regelmäßig von ihnen versäumt worden waren.

Unterwegs, so lange die Fahrt dauerte, war kein Wort gewechselt worden, und erst beim Aussteigen hatte, bei der nun nöthig werdenden Division von 2 in 6, ein Gespräch begonnen, das alle Parteien zufrieden gestellt zu haben schien. Nur nicht den Kutscher. Beide Räthe hüteten sich deshalb auch, sich nach dem letzteren umzusehen, vor allem Duquede, der, außerdem noch ein abgeschworener Feind aller Platzübergänge mit Eisenbahnschienen und Pferdebahn-Geklingel, überhaupt erst wieder in Ruhe kam, als er die schon frisch in Knospen stehende Bellevuestraße glücklich erreicht hatte.

Reiff folgte, schob sich artig und respectvoll an die linke Seite des Legationsrathes und sagte plötzlich und unvermittelt:

„Es war doch wieder eine recht peinliche Geschichte heute. Finden Sie nicht? Und ehrlich gestanden, ich begreif' ihn nicht. Er ist doch nun Fünfzig und darüber und sollte sich die Hörner abgelaufen haben. Aber er ist und bleibt ein Durchgänger."

„Ja," sagte Duquede, der einen Augenblick still stand, um Athem zu schöpfen, „etwas Durchgängerisches hat er. Aber, lieber Freund, warum soll er es nicht haben? Ich taxir' ihn auf eine

Million, seine Bilder ungerechnet, und ich sehe nicht ein, warum einer in seinem eigenen Hauſ' und an seinem eigenen Tisch' nicht sprechen soll, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ich bekenn' Ihnen offen, Reiff, ich freue mich immer, wenn er mal so zwischenfährt. Der Alte war auch so, nur viel schlimmer, und es hieß schon damals, vor vierzig Jahren: „Es sei doch ein sonderbares Haus und man könne eigentlich nicht hingehen.“ Aber uneigentlich ging Alles hin. Und so war es, und so ist es geblieben.“

„Es fehlt ihm aber doch wirklich an Bildung und Erziehung.“

„Ach, ich bitte Sie, Reiff, gehen Sie mir mit Bildung und Erziehung. Das sind so zwei ganz moderne Wörter, die der „Große Mann“ aufgebracht haben könnte, so sehr haſſ' ich sie. Bildung und Erziehung. Erstlich ist es in der Regel nicht viel damit, und wenn es 'mal was ist, dann ist es auch noch nichts. Glauben Sie mir, es wird überschätzt. Und kommt auch nur bei uns vor. Und warum? Weil wir nichts Besseres haben. Wer gar nichts hat, der ist gebildet. Wer aber so viel hat, wie Van der Straaten, der braucht all die Dummheiten nicht. Er hat einen guten Verstand und einen guten

Witz, und was noch mehr sagen will, einen guten Credit. Bildung, Bildung. Es ist zum Lachen."

„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben, Duquede. Ja, wenn es geblieben wäre, wie früher. Junggesellen-Wirthschaft. Aber nun hat er die junge Frau geheirathet, jung und schön und klug . . ."

„Nu, nu, Reiff. Nur nicht extravagant. Es ist damit nicht so weit her, wie Sie glauben; sie ist 'ne Fremde, französische Schweiz, und an allem Fremden verkucken sich die Berliner. Das ist wie Amen in der Kirche. Sie hat so ein bischen Genfer Chic. Aber was will das am Ende sagen. Alles was die Genfer haben, ist doch auch blos aus zweiter Hand. Und nun gar klug. Ich bitte Sie, was heißt klug? Er ist viel klüger. Oder glauben Sie, daß es auf 'ne französische Vocabel ankommt? oder auf den Erlkönig? Ich gebe zu, sie hat ein paar niedliche Manierchen und weiß sich unter Umständen ein Air zu geben. Aber es ist nicht viel dahinter, alles Firlefanz, und wird kolossal überschätzt."

„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben," wiederholte der Polizeirath. „Und dann ist sie doch schließlich von Familie."

Duquede lachte. „Nein, Reiff, das ist sie

nun schließlich nicht. Und ich sag' Ihnen, da haben wir den Punkt, auf den ich keinen Spaß verstehe. Caparoux. Es klingt nach 'was. Zugestanden. Aber was heißt es dem am Ende? Rothkapp oder Rothkäppchen. Das ist ein Märchenname, aber kein Adelsname. Ich habe mich darum gekümmert und nachgeschlagen. Und im Vertrauen, Reiff, es giebt gar keine de Caparoux."

„Aber bedenken Sie doch den Major! Er hat alle Sorten Stolz und wird sich doch schwerlich eine Mesalliance nachjagen lassen wollen."

„Ich kenn' ihn besser. Er ist ein Streber. Oder sagen wir einfach, er ist ein Generalstäbler. Ich hasse die ganze Gesellschaft, und glauben Sie mir, Reiff, ich weiß warum. Unsere Generalstäbler werden überschätzt, kolossal überschätzt."

„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben," ließ sich der Polizeirath ein drittes Mal vernehmen. „Bedenken Sie blos, was Stoffel gesagt hat. Und nachher kam es auch so. Aber ich will nur von Gryczinski sprechen. Wie liebenswürdig benahm er sich heute wieder! Wie liebenswürdig und wie vornehm."

„Ah, bah, vornehm. Ich bilde mir auch ein, zu wissen was vornehm ist. Und ich sag Ihnen, Reiff, Vornehmheit ist anders. Vornehm! Ein

Schlaukopf ist er und weiter nichts. Oder glauben Sie, daß er die kleine Rothblondine mit den ewigen Schmachtaugen geheirathet hat, weil sie Caparoux hieß, oder meinetwegen auch de Caparoux? Er hat sie geheirathet, weil sie die Schwester ihrer Schwester ist. Du himmlischer Vater, daß ich einem Polizeirath solche Lection halten muß."

Der Polizeirath, dessen Schwachheiten nach der erotischen Seite hin lagen, las aus diesen andeutenden Worten ein Liebesverhältniß zwischen dem Major und Melanie heraus und sah den langen hageren Duquede von der Seite her betroffen an.

Dieser aber lachte und sagte: „Nicht so, Reiff, nicht so; Carrièremacher sind immer nur Courmacher. Nichts weiter. Es giebt heutzutage Personen (und auch das verdanken wir unsrem großen Reichsbaumeister, der die soliden Werkleute fallen läßt oder bei Seite schiebt), es giebt, sag ich, heutzutage Personen, denen alles blos Mittel zum Zweck ist. Auch die Liebe. Und zu diesen Personen gehört auch unser Freund, der Major. Ich hätte nicht sagen sollen, er hat die Kleine geheirathet, weil sie die Schwester ihrer Schwester ist, sondern weil sie die Schwä-

gerin ihres Schwagers ist. Er braucht diesen Schwager, und ich sag' Ihnen, Reiff, denn ich kenne den Ton und die Strömung oben, es giebt Weniges, was nach oben hin so empfiehlt wie das. Ein Schwager-Commercienrath ist nicht viel weniger werth, als ein Schwiegervater-Commercienrath und rangirt wenigstens gleich dahinter. Unter allen Umständen aber sind Commercienräthe wie consolidirte Fonds, auf die jeden Augenblick gezogen werden kann. Es ist immer Deckung da."

„Sie wollen also sagen ...."

„Ich will gar nichts sagen, Reiff .... Ich meine nur so."

Und damit waren sie bis an die Bendlerstraße gekommen, wo beide sich trennten. Reiff ging auf die Von der Heydt-Brücke zu, während Duquede seinen Weg in gerader Richtung fortsetzte.

Er wohnte dicht an der Hofjäger-Allee, sehr hoch, aber in einem sehr vornehmen Hause.

VII. Ebenezer Rubehn.

Wenige Tage später hatte Melanie das Stadthaus verlassen und die Thiergarten-Villa bezogen. Van der Straaten selbst machte diesen

Umzug nicht mit und war, so sehr er die Villa liebte, doch immer erst vom September an andauernd draußen. Und auch das nur, weil er ein noch leidenschaftlicherer Obstzüchter als Bildersammler war. Bis dahin erschien er nur jeden dritten Tag als Gast und versicherte dabei jedem, der es hören wollte, daß dies die stundenweis ihm nachgezahlten Flitterwochen seiner Ehe seien. Melanie hütete sich wohl, zu widersprechen, war vielmehr die Liebenswürdigkeit selbst, und genoß in den zwischenliegenden Tagen das Glück ihrer Freiheit. Und dieses Glück war um vieles größer, als man, ihrer Stellung nach, die so dominirend und so frei schien, hätte glauben sollen. Denn sie dominirte nur, weil sie sich zu zwingen verstand; aber dieses Zwanges los und ledig zu sein, blieb doch ihr Wunsch, ihr beständiges, stilles Verlangen. Und das erfüllten ihr die Sommertage. Da hatte sie Ruhe vor seinen Liebesbeweisen und seinen Ungenirtheiten, nicht immer, aber doch meist, und das Bewußtsein davon gab ihr ein unendliches Wohlgefühl.

Und dieses Wohlgefühl steigerte sich noch in dem entzückenden und beinah ungestörten Stillleben, dessen sie draußen genoß. Wohl liebte sie Stadt und Gesellschaft und den Ton der

großen Welt, aber wenn die Schwalben wieder zwitscherten und der Flieder wieder zu knospen begann, da zog sie's doch in die Park-Einsamkeit hinaus, die wiederum kaum eine Einsamkeit war, denn neben der Natur, deren Sprache sie wohl verstand, hatte sie Bücher und Musik, und — die Kinder. Die Kinder, die sie während der Saison oft tagelang nicht sah und an deren Aufwachsen und Lernen sie draußen in der Villa den regsten Antheil nahm. Ja, sie half selber nach, in den Sprachen, vor allem im Französischen, und durchblätterte mit ihnen Atlas und historische Bilderbücher. Und an alles knüpfte sie Geschichten, die sie dem Gedächtniß der Kinder einzuprägen wußte. Denn sie war gescheit und hatte die Gabe, von allem, worüber sie sprach, ein klares und anschauliches Bild zu geben.

Es waren glückliche stille Tage.

Möglich dennoch, daß es zu stille Tage gewesen wären, wenn das tiefste Bedürfniß der Frauennatur: das Plauderbedürfniß, unbefriedigt geblieben wäre. Aber dafür war gesorgt. Wie fast alle reichen Häuser, hatten auch die Van der Straatens einen Anhang ganz-alter und halbalter Damen, die zu Weihnachten beschenkt und im Laufe des Jahres zu Kaffees und Landpartien

eingeladen wurden. Es waren ihrer sieben oder acht, unter denen jedoch zwei durch eine besonders intime Stellung hervorragten, und zwar das kleine verwachsene Fräulein Friederike von Sawatzki und das stattlich hochaufgeschossene Clavier- und Singe-Fräulein: Anastasia Schmidt. Ihrer apart bevorzugten Stellung entsprach es denn auch, daß sie jeden zweiten Osterfeiertag durch Van der Straaten in Person befragt wurden, ob sie sich entschließen könnten, seiner Frau während der Sommermonate draußen in der Villa Gesellschaft zu leisten, eine Frage, die jedesmal mit einer Verbeugung und einem freundlichen „ja" beantwortet wurde. Aber doch nicht zu freundlich, denn man wollte nicht verrathen, daß die Frage erwartet war.

Und beide Damen waren auch in diesem Jahre, wie herkömmlich, als Dames d'honneur installirt worden, hatten den Umzug mitgemacht, und erschienen jeden Morgen auf der Veranda, um gegen neun Uhr mit den Kindern das erste und um zwölf mit Melanie das zweite Frühstück zu nehmen.

Auch heute wieder.

Es mochte schon gegen eins sein und das Frühstück war beendet. Aber der Tisch noch nicht abgedeckt. Ein leiser Luftzug, der ging und sich

verstärkte, weil alle Thüren und Fenster offen standen, bewegte das rothgemusterte Tischtuch und von dem am andern Ende des Corridors gelegenen Musikzimmer her, hörte man ein Stück der Cramer'schen Clavierschule, dessen mangelhaften Takt in Ordnung zu bringen, Fräulein Anastasia Schmidt sich anstrengte. „Eins zwei, eins zwei." Aber Niemand achtete dieser Anstrengungen, am wenigsten Melanie, die neben Fräulein Riekchen, wie man sie gewöhnlich hieß, in einem Gartenstuhle saß und dann und wann von ihrer Handarbeit aufsah, um das reizende Parkbild unmittelbar um sie her, trotzdem sie jeden kleinsten Zug darin kannte, auf sich wirken zu lassen.

Es war selbstverständlich die schönste Stelle der ganzen Anlage. Denn von hundert Gästen, die kamen, begnügten sich neunundneunzig damit, den Park von hier aus zu betrachten und zu beurtheilen. Am Ende des Hauptganges, zwischen den eben ergrünenden Bäumen hin, sah man das Zittern und Flimmern des vorüber ziehenden Stromes, aus der Mitte der überall eingestreuten Rasenflächen aber erhoben sich Aloën und Bosquets und Glaskugeln und Bassins. Eines der kleineren plätscherte, während auf der Einfassung

des großen ein Pfauhahn saß und die Mittagsonne mit seinem Gefieder einzusaugen schien. Tauben und Perlhühner waren bis in unmittelbarer Nähe der Veranda gekommen, von der aus Riekchen ihnen eben Krumen streute.

„Du gewöhnst sie zu sehr an diesen Platz," sagte Melanie. „Und wir werden einen Krieg mit Van der Straaten haben."

„Ich fecht' ihn schon aus," entgegnete die Kleine.

„Ja, Du darfst es Dir wenigstens zutrauen. Und wirklich, Riekchen, ich könnte jaloux werden, so sehr bevorzugt er Dich. Ich glaube, Du bist der einzige Mensch, der ihm alles sagen darf, und so viel ich weiß, ist er noch nie heftig gegen Dich geworden. Ob ihm Dein alter Adel imponirt? Sage mir Deinen vollen Namen und Titel. Ich hör' es so gern und vergeß es immer wieder."

„Aloysia Friederike Sawat von Sawatzki, genannt Sattler von der Hölle, Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort in der Uckermark."

„Wunderschön," sagte Melanie. „Wenn ich doch so heißen könnte! Und Du kannst es glauben, Riekchen, das ist es, was einen Eindruck auf ihn macht."

Alles das war in herzlicher Heiterkeit gesagt und von Riekchen auch so beantwortet worden. Jetzt aber rückte diese den Stuhl näher an Melanie heran, nahm die Hand der jungen Frau und sagte: „Eigentlich sollt' ich böse sein, daß Du Deinen Spott mit mir hast. Aber wer könnte Dir böse sein?"

„Ich spotte nicht," entgegnete Melanie. „Du mußt doch selber finden, daß er Dich artiger und rücksichtsvoller behandelt, als jeden andren Menschen."

„Ja," sagte jetzt das arme Fräulein und ihre Stimme zitterte vor Bewegung. „Er behandelt mich gut, weil er ein gutes Herz hat, ein viel besseres als mancher denkt und vielleicht auch als Du selber denkst. Und er ist auch gar nicht so rücksichtslos. Er kann nur nicht leiden, daß man ihn stört oder herausfordert, ich meine solche, die's eigentlich nicht sollten oder dürften. Sieh, Kind, dann beherrscht er sich nicht länger, aber nicht weil er's nicht könnte, nein, weil er nicht will. Und er braucht es auch nicht zu wollen. Und wenn man gerecht sein will, er kann es auch nicht wollen. Denn er ist reich, und alle reichen Leute lernen die Menschen von ihrer schlechtesten Seite kennen. Alles überstürzt

sich, erst in Dienstfertigkeit und hinterher in Undank. Und Undank ernten, ist eine schlechte Schule für Zartheit und Liebe. Und deshalb glauben die Reichen an nichts Edles und Aufrichtiges in der Welt. Aber das sag' ich Dir und muß ich Dir immer wieder sagen, Dein Van der Straaten ist besser als mancher denkt und als Du selber denkst."

Es entstand eine kleine Pause, nicht ganz ohne Verlegenheit, dann nickte Melanie freundlich dem alten Fräulein zu und sagte: „Sprich nur weiter. Ich höre Dich gerne so."

„Und ich will auch," sagte diese. „Sieh, ich habe Dir schon gesagt, er behandelt mich gut, weil er ein gutes Herz hat. Aber das ist es noch nicht alles. Er ist auch so freundlich gegen mich, weil er mitleidig ist. Und mitleidig sein, ist noch viel mehr als blos gütig sein und ist eigentlich das Beste, was die Menschen haben. Er lacht auch immer, wenn er meinen langen Namen hört, gerade so wie Du, aber ich hab' es gern, ihn so lachen zu hören, denn ich höre wohl heraus, was er dabei denkt und fühlt."

„Und was fühlt er denn?"

„Er fühlt den Gegensatz zwischen dem Anspruch meines Namens und dem was ich bin:

arm und alt und einsam, und ein bloßes Figürchen. Und wenn ich sage Figürchen, so beschönige ich noch und schmeichle noch mir selbst."

Melanie hatte das Battisttuch an's Auge gedrückt und sagte: „Du hast Recht. Du hast immer Recht. Aber wo nur Anastasia bleibt, die Stunde nimmt ja gar kein Ende. Sie quält mir die Liddy viel zu sehr, und das Ende vom Lied ist, daß sie dem Kind' einen Widerwillen beibringt. Und dann ist es vorbei. Denn ohne Lieb' und ohne Lust ist nichts in der Welt. Auch nicht einmal in der Musik .... Aber da kommt ja Teichgräber und will uns einen Besuch anmelden. Ich bin außer mir. Hätte viel lieber noch mit Dir weiter geplaudert."

In eben diesem Augenblicke war der alte Parkhüter, der sich vergeblich nach einem von der Hausdienerschaft umgesehen hatte, bis an die Veranda herangetreten und überreichte eine Karte.

Melanie las: „Ebenezer Rubehn (Firma Jakob Rubehn und Söhne) Lieutenant in der Reserve des 5. Dragoner-Regiments ...."

„Ah, sehr willkommen .. Ich lasse bitten .." Und während sich der Alte wieder entfernte, fuhr Melanie gegen das kleine Fräulein in übermüthiger Laune fort: „Auch wieder einer. Und

noch dazu aus der Reserve! Mir widerwärtig, dieser ewige Lieutenant. Es giebt gar keine Menschen mehr."

Und sehr wahrscheinlich, daß sie diese Betrachtungen fortgesetzt hätte, wenn nicht auf dem Kiesweg ein Knirschen hörbar geworden wäre, das über das rasche Näherkommen des Besuchs keinen Zweifel ließ. Und wirklich, im nächsten Augenblicke stand der Angemeldete vor der Veranda und verneigte sich gegen beide Damen.

Melanie hatte sich erhoben und war ihm einen Schritt entgegen gegangen. „Ich freue mich, Sie zu sehen. Erlauben Sie mir, Sie zunächst mit meiner lieben Freundin und Hausgenossin bekannt machen zu dürfen.... Herr Ebenezer Rubehn,.... Fräulein Friederike von Sawatzki!"

Ein flüchtiges Erstaunen spiegelte sich ersichtlich in Rubehns Zügen, das, wenn Melanie richtig interpretirte, mehr noch dem kleinen verwachsenen Fräulein, als ihr selber galt. Ebenezer war indessen Weltmann genug, um seines Erstaunens rasch wieder Herr zu werden, und sich ein zweites Mal gegen die Freundin hin verneigend, bat er um Entschuldigung, seinen Besuch auf der Villa bis heute hinausgeschoben zu haben.

Melanie ging leicht darüber hin, ihrerseits bittend, die Gemüthlichkeit dieses ländlichen Empfanges und vor allem eines unabgeräumten Frühstückstisches entschuldigen zu wollen. „Mais à la guerre, comme à la guerre, eine kriegerische Wendung, an die mir's im Uebrigen ferne liegt, ernsthafte Kriegsgespräche knüpfen zu wollen."

„Gegen die Sie sich vielmehr unter allen Umständen gesichert haben möchten," lachte Rubehn. „Aber fürchten Sie nichts. Ich weiß, daß sich Damen für das Capitel Krieg nur so lange begeistern, als es Verwundete zu pflegen giebt. Von dem Augenblick an, wo der letzte Kranke das Lazareth verläßt, ist es mit dem Kriegseifer vorbei. Und wie die Frauen in allem Recht haben, so auch hierin. Es ist das Traurigste von der Welt, immer wieder eine Durchschnittsheldengeschichte von zweifelhaftem Werth und noch zweifelhafterer Wahrheit hören zu müssen, aber es ist das Schönste, was es giebt, zu helfen und zu heilen."

Melanie hatte, während er sprach, ihre Handarbeit in den Schooß gelegt und ihn fest und freundlich angesehen. „Ei, das lob' ich und hör' ich gern. Aber wer mit so warmer Empfindung von dem Hospitaldienst und dem Helfen und Heilen, das uns so wohl kleidet, zu sprechen versteht, der

hat diese Wohlthat wohl an sich selbst erfahren. Und so plaudern Sie mir denn wider Willen, nach fünf Minuten schon, Ihre Geheimnisse aus. Versuchen Sie nicht, mich zu widerlegen, Sie würden scheitern damit, und da Sie die Frauenherzen so gut zu kennen scheinen, so werden Sie natürlich auch unsere zwei stärksten Seiten kennen: unseren Eigensinn und unser Räthselrathen. Wir errathen Alles ...."

„Und immer richtig?"

„Nicht immer, aber meist. Und nun erzählen Sie mir, wie Sie Berlin finden, unsere gute Stadt, und unser Haus, und ob Sie das Zutrauen zu sich haben, in Ihrem Hofkerker, dem eigentlich nur noch die Gitterstäbe fehlen, nicht melancholisch zu werden. Aber wir hatten nichts Besseres. Und wo nichts ist, hat, wie das Sprichwort sagt ...."

„O, Sie beschämen mich, meine gnädigste Frau. Jetzt erst, nach meinem Eintreffen, weiß ich, wie groß das Opfer ist, das Sie mir gebracht haben. Und ich darf füglich sagen, daß ich bei besserer Kenntniß ...."

Aber er sprach nicht aus und horchte plötzlich nach dem Hause hin, aus dem eben (die Musikstunde hatte schon vorher geschlossen) ein virtuoses

und in jeder feinsten Nüancirung erkennbares Spiel bis auf die Veranda herausklang. Es war „Wotans Abschied" und Rubehn erschien so hingerissen, daß es ihm Anstrengung kostete, sich loszumachen und das Gespräch wieder aufzunehmen. Endlich aber fand er sich zurück und sagte, während er sich abermals gegen Riekchen verneigte: „Pardon, meine Gnädigste. Hatt' ich recht gehört? Fräulein von Sawatzki?"

Das Fräulein nickte.

„Mit einem jungen Offizier dieses Namens war ich einen Sommer über in Wildbad-Gastein zusammen. Unmittelbar nach dem Kriege. Ein liebenswürdiger, junger Cavalier. Vielleicht ein Anverwandter ....?"

„Ein Vetter," sagte Fräulein Riekchen. „Es giebt nur wenige meines Namens und wir sind alle verwandt. Ich freue mich, aus Ihrem Munde von ihm zu hören. Er wurde noch in dem Nachspiel des Krieges verwundet, fast am letzten Tage. Bei Pontarlier. Und sehr schwer. Ich habe lange nicht von ihm gehört. Hat er sich erholt?"

„Ich glaube sagen zu dürfen, vollkommen. Er thut wieder Dienst im Regiment, wovon ich mich, ganz neuerdings erst, durch einen glücklichen Zufall überzeugen konnte .... Aber, mein

gnädigstes Fräulein, wir werden unser Thema fallen lassen müssen. Die gnädige Frau lächelt bereits und bewundert die Geschicklichkeit, mit der ich, unter Heranziehung Ihres Herrn Vetters, in das Kriegsabenteuer und all seine Consequenzen einzumünden trachte. Darf ich also vorschlagen, lieber dem wundervollen Spiele zuzuhören, das .... O, wie schade; jetzt bricht es ab ....“

Er schwieg, und erst als es drinnen still blieb, fuhr er in einer ihm sonst fremden, aber in diesem Augenblicke völlig aufrichtigen Emphase fort: „O, meine gnädigste Frau, welch ein Zaubergarten, in dem Sie leben. Ein Pfau, der sich sonnt, und Tauben, so zahm und so zahllos, als wäre diese Veranda der Marcusplatz oder die Insel Cypern in Person! Und dieser plätschernde Strahl, und nun gar dieses Lied .... In der That, wenn nicht auch der aufrichtigste Beifall unstatthaft und zudringlich sein könnte ....“

Er unterbrach sich, denn vom Corridore her waren eben Schritte hörbar geworden und Melanie sagte mit einer halben Wendung: „Ah, Anastasia! Du kommst gerade zu guter Zeit, um den Dank und die Bewunderung unseres lieben Gastes und neuen Hausgenossen allerpersönlichst in Empfang zu nehmen. Erlauben Sie mir, daß ich Sie

miteinander bekannt mache: Herr Ebenezer Rubehn, Fräulein Anastasia Schmidt.... Und hier meine Tochter Lydia," setzte Melanie hinzu, nach dem schönen Kinde hinzeigend, das, auf der Thürschwelle, neben dem Musikfräulein stehen geblieben war und den Fremden ernst und beinah feindselig musterte.

Rubehn bemerkte den Blick. Aber es war ein Kind, und so wandt' er sich ohne Weiteres gegen Anastasia, um ihr allerhand Schmeichelhaftes über ihr Spiel und die Richtung ihres Geschmackes zu sagen.

Diese verbeugte sich, während Melanie, der kein Wort entgangen war, auf's lebhafteste fortfuhr: „Ei, da dürfen wir Sie, wenn ich recht verstanden habe, wohl gar zu den Unseren zählen? Anastasia, das träfe sich gut! Sie müssen nämlich wissen, Herr Rubehn, daß wir hier in zwei Lagern stehen und daß sich das Van der Straaten'sche Haus, das nun auch das Ihrige sein wird, in bilderschwärmende Montecchi und musikschwärmende Capuletti theilt. Ich, tout à fait Capulet und Julia. Doch mit untragischem Ausgang. Und ich füge zum Ueberfluß hinzu, daß wir, Anastasia und ich, jener kleinen Gemeinde zugehören, deren Namen und Mittelpunkt ich

Ihnen nicht zu nennen brauche. Nur eines will ich auf der Stelle wissen. Und ich betrachte das als mein weibliches Neugiersrecht. Welcher seiner Arbeiten erkennen Sie den höchsten Preis zu? Worin erscheint er Ihnen am bedeutendsten oder doch am eigenartigsten?"

„In den Meistersingern."

„Zugestanden. Und nun sind wir einig, und bei nächster Gelegenheit können wir Van der Straaten und Gabler, und vor Allem den langen und langweiligen Legationsrath in die Luft sprengen. Den langen Duquede. O, der steigt wie ein Raketenstock. Nicht wahr, Anastasia?"

Rubehn hatte seinen Hut genommen. Aber Melanie, die durch die ganze Begegnung ungewöhnlich erfreut und angeregt war, fuhr in wachsendem Eifer fort: „Alles das sind erst Namen. Eine Woche noch oder zwei und Sie werden unsere kleine Welt kennen gelernt haben. Ich wünsche, daß Sie die Gelegenheit dazu nicht hinausschieben. Unsere Veranda hat für heute die Repräsentation des Hauses übernehmen müssen. Erinnern Sie sich, daß wir auch einen Flügel haben und versuchen Sie bald und oft, ob er Ihnen paßt. Au revoir."

Er küßte der schönen Frau die Hand und

unter gemessener Verbeugung gegen Riekchen und Anastasia verließ er die Damen. Ueber Lydia sah er fort.

Aber diese nicht über ihn.

„Du siehst ihm nach," sagte Melanie. „Hat er Dir gefallen?"

„Nein."

Alle lachten. Aber Lydia ging in das Haus zurück und in ihrem großen Auge stand eine Thräne.

VIII. Auf der Stralauer Wiese.

Nach dem ersten Besuche Rubehns waren Wochen vergangen, und der günstige Eindruck, den er auf die Damen gemacht hatte, war im Steigen geblieben, wie das Wetterglas. Jeden zweiten, dritten Tag erschien er in Gesellschaft Van der Straatens, der seinerseits an der allgemeinen Vorliebe für den neuen Hausgenossen theilnahm, und nie vergaß, ihm einen Platz anzubieten, wenn er selber in seinem hochrädrigen Cabriolet hinausfuhr. Ein wolkenloser Himmel stand in jenen Wochen über der Villa, drin es mehr Lachen und Plaudern, mehr Medisiren und Musiciren gab, als seit lange. Mit dem Musiciren vermochte sich Van der Straaten freilich auch

jetzt nicht auszusöhnen, und es fehlte nicht an Wünschen wie der, „mit von der Schiffsmannschaft des fliegenden Holländers zu sein,“ aber im Grunde genommen war er mit dem „anspruchsvollen Lärm“ um vieles zufriedener, als er einräumen wollte, weil der von nun an in eine neue, gesteigerte Phase tretende Wagner-Cultus ihm einen unerschöpflichen Stoff für seine Lieblingsformen der Unterhaltung bot. Siegfried und Brünnhilde, Tristan und Isolde, welche dankbaren Tummelfelder! Und es konnte, wenn er in Veranlassung dieser Themata seinem Renner die Zügel schießen ließ, mitunter zweifelhaft erscheinen, ob die Musicirenden am Flügel oder er und sein Uebermuth die Glücklicheren waren.

Und so war Hochsommer gekommen und fast schon vorüber, als an einem wundervollen August-Nachmittage Van der Straaten den Vorschlag einer Land- und Wasser-Partie machte. „Rubehn ist jetzt ein rundes Vierteljahr in unserer Stadt und hat nichts gesehen, als was zwischen unserem Comptoir und dieser unserer Villa liegt. Er muß aber endlich unsere landschaftlichen Schätze, will sagen unsere Wasserflächen und Stromufer kennen lernen, erhabene Wunder der Natur, neben denen die ganze heraufgepuffte

Main- und Rhein-Herrlichkeit verschwindet. Also Treptow und Stralow, und zwar rasch, denn in acht Tagen haben wir den Stralauer Fischzug, der an und für sich zwar ein liebliches Fest der Maien, im Uebrigen aber etwas derb und nicht allzu günstig für Wiesewachs und frischen Rasen ist. Und so proponir' ich denn eine Fahrt auf morgen Nachmittag. Angenommen?"

Ein wahrer Jubel begleitete den Schluß der Ansprache, Melanie sprang auf, um ihm einen Kuß zu geben, und Fräulein Riekchen erzählte, daß es nun gerade dreiunddreißig Jahre sei, seit sie zum letzten Mal in Treptow gewesen, an einem großen Dobremontschen Feuerwerkstage, — derselbe Dobremont, der nachher mit seinem ganzen Laboratorium in die Luft geflogen. „Und in die Luft geflogen warum? Weil die Leute, die mit dem Feuer spielen, immer zu sicher sind und immer die Gefahr vergessen. Ja, Melanie, Du lachst. Aber, es ist so, immer die Gefahr vergessen."

Es wurde nun gleich zu den nöthigen Verabredungen geschritten, und man kam überein, am anderen Tage zu Mittag in die Stadt zu fahren, daselbst ein kleines Gabelfrückstück einzunehmen und gleich danach die Partie beginnen zu

lassen: die drei Damen im Wagen, Van der Straaten und Rubehn entweder zu Fuß oder zu Schiff. Alles regelte sich rasch und nur die Frage, wer noch aufzufordern sei, schien auf kleine Schwierigkeiten stoßen zu sollen.

„Gryczinski's?" fragte Van der Straaten und war zufrieden, als alles schwieg. Denn so sehr er an der rothblonden Schwägerin hing, in der er, um ihres anschmiegenden Wesens willen, ein kleines Frauenideal verehrte, so wenig lag ihm an dem Major, dessen superiore Haltung ihn bedrückte.

„Nun denn, Duquede?" fuhr Van der Straaten fort und hielt das Crayon an die Lippe, mit dem er eventuell den Namen des Legationsrathes notiren wollte.

„Nein," sagte Melanie. „Duquede nicht. Und so verhaßt mir der ewige Vergleich vom „Mehlthau" ist, so giebt es doch für Duquede keinen andern. Er würde von Stralow aus beweisen, daß Treptow, und von Treptow aus beweisen, daß Stralow überschätzt werde, und zu Feststellung dieses Satzes brauchen wir weder einen Legationsrath a. D., noch einen Altmärkischen von Adel."

„Gut, ich bin es zufrieden," erwiderte Van der Straaten. „Aber Reiff?"

„Ja, Reiff," hieß es erfreut. Alle drei Damen klatschten in die Hände und Melanie setzte hinzu: „Er ist artig und manierlich und kein Spielverderber und trägt einem die Sachen. Und dann, weil ihn alle kennen, ist es immer, als führe man unter Escorte, und alles grüßt so verbindlich, und mitunter ist es mir schon gewesen, als ob die Brandenburger Thorwache „heraus" rufen müsse."

„Ach, das ist ja nicht um des alten Reiff willen," sagte Anastasia, die nicht gern eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, sich durch eine kleine Schmeichelei zu insinuiren. „Das ist um Deinetwillen. Sie haben Dich für eine Prinzessin gehalten."

„Ich bitte nicht abzuschweifen," unterbrach Van der Straaten, „am wenigsten im Dienst weiblicher Eitelkeiten, die sich, nach dem Principe von Zug um Zug, bis in's Ungeheuerliche steigern könnten. Ich habe Reiff notirt, und Arnold und Elimar verstehen sich von selbst. Eine Wasserfahrt ohne Gesang ist ein Unding. Dies wird selbst von mir zugestanden. Und nun frag' ich, wer hat noch weitre Vorschläge zu machen? Niemand?. Gut. So bleibt es bei Reiff und Arnold und Elimar, und ich werde sie per Rohr-

post avertiren. Fünf Uhr. Und daß wir sie draußen bei Löbbeke's erwarten."

Am andern Tage war alles Erregung und Bewegung auf der Villa, viel, viel mehr als ob es sich um eine Reise nach Teplitz oder Carlsbad gehandelt hätte. Natürlich, eine Fahrt nach Stralow war ja das ungewöhnlichere. Die Kinder sollten mit, es sei Platz genug auf dem Wagen, aber Lydia war nicht zu bewegen und erklärte bestimmt, sie wolle nicht. Da mußte denn, wenn man keine Scene haben wollte, nachgegeben werden, und auch die jüngere Schwester blieb, da sie sich daran gewöhnt hatte, dem Beispiele der ältern in all und jedem zu folgen.

In der Stadt wurde, wie verabredet, ein Gabelfrühstück genommen und zwar in Van der Straatens Zimmer. Er wollt' es so jagd= und reisemäßig wie möglich haben und war in bester Laune. Diese wurd' auch nicht gestört, als in demselben Augenblicke, wo man sich gesetzt hatte, ein Absagebrief Reiffs eintraf. Der Polizeirath schrieb: „Chef eben confidentiell mit mir gesprochen. Reise heute noch. Elf Uhr fünfzig. Eine Sache, die sich der Mittheilung entzieht. Dein Reiff. Pstscr. Ich bitte der schönen Frau die Hand küssen und ihr sagen zu dürfen, daß ich untröstlich bin ...."

Van der Straaten fiel in einen heftigen Krampfhusten, weil er, unter dem Lesen, unklugerweise von seinem Sherry genippt hatte. Nichtsdestoweniger sprach er unter Husten und Lachen weiter und erging sich in Vorstellungen Reiff'scher Großthaten. „In politischer Mission. Wundervoll. O lieb Vaterland, kannst ruhig sein. Aber einen kenn' ich, der noch ruhiger sein darf: er, der Unglückliche, den er sucht. Oder sag' ich gleich rundweg: der Attentäter, dem er sich an die Fersen heftet. Denn um etwas Staatsstreichlich-Hochverrätherisches muß es sich doch am Ende handeln, wenn man einen Mann wie Reiff allerpersönlichst in den Sattel setzt. Nicht wahr, Sattlerchen von der Hölle? Und heut Abend noch! Die reine Ballade. „Wir satteln nur um Mitternacht." O, Leonore! O Reiff, Reiff." Und er lachte convulsivisch weiter.

Auch Arnold und Elimar, die man nach Verabredung draußen treffen wollte, wurden nicht geschont, bis endlich die Pendule vier schlug und zur Eile mahnte. Der Wagen wartete schon und die Damen stiegen ein und nahmen ihre Plätze: Fräulein Riekchen neben Melanie, Anastasia auf den Rücksitz. Und mit ihren Fächern und Sonnenschirmen grüßend, ging es über Platz und Straßen

fort, erst auf die Frankfurter Linden und zuletzt auf das Stralauer Thor zu.

Van der Straaten und Rubehn folgten eine Viertelstunde später in einer Droschke zweiter Klasse, die man „Aechtheits" halber gewählt hatte, stiegen aber unmittelbar vor der Stadt aus, um nunmehr an den Flußwiesen hin den Rest des Weges zu Fuß zu machen.

* * *

Es schlug fünf, als unsre Fußgänger das Dorf erreichten und in Mitte desselben Ehms ansichtig wurden, der mit seinem Wagen, etwas ausgebogen, zur Linken hielt und den ohnehin wohlgepflegten Trakehnern einen vollen Futtersack eben auf die Krippe gelegt hatte. Gegenüber stand ein kleines Haus, wie das Pfefferkuchenhaus im Märchen, bräunlich und appetitlich, und so niedrig, daß man bequem die Hand auf die Dachrinne legen konnte. Dieser Niedrigkeit entsprach denn auch die kaum mannshohe Thür, über der, auf einem wasserblauen Schilde, „Löbbeke's Kaffeehaus" zu lesen war. In Front des Hauses aber standen drei, vier verschnittene Lindenbäume, die den Bürgersteig von dem Straßendamme trennten, auf welchem letzteren Hunderte von Sperlingen

hüpften und zwitscherten und die verlorenen Körner aufpickten.

„Dies ist das Ship-Hôtel von Stralow," sagte Van der Straaten im Cicerone-Ton und war eben Willens in das Kaffeehaus einzutreten, als Ehm über den Damm kam und ihm halb dienstlich halb vertraulich vermeldete, „daß die Damens schon vorauf seien, nach der Wiese hin. Und die Herren Malers auch. Und hätten beide schon vorher gewartet und gleich den Tritt runter gemacht und Alles. Erst Herr Gabler und dann Herr Schulze. Und an der Würfelbude hätten sie Strippenballons und Gummibälle gekauft. Und auch Reifen und eine kleine Trommel und Allerhand noch. Und einen Jungen hätten sie mitgenommen, der hätte die Reifen und Stöcke tragen müssen. Und Herr Elimar immer vorauf. Das heißt mit 'ner Harmonika."

„Um Gottes Willen," rief Van der Straaten, „Ziehharmonika?"

„Nein, Herr Commercienrath. Wie 'ne Maultrommel."

„Gott sei Dank! .... Und nun kommen Sie, Rubehn. Und Du, Ehm, Du wartest nicht auf uns und läßt Dir geben .... Hörst Du?"

Ehm hatte dabei seinen Hut abgenommen.

In seinen Zügen aber war deutlich zu lesen: ich werde warten.

Am Ausgange des Dorfes lag ein prächtiger Wiesenplan und dehnte sich bis an die Kirchhofsmauer hin. In Nähe dieser hatten sich die drei Damen gelagert und plauderten mit Gabler, während Elimar einen seiner großen Gummibälle monsieurherkulesartig über Arm und Schulter laufen ließ.

Van der Straaten und Rubehn hörten schon von Ferne her das Bravoklatschen und klatschten lebhaft mit. Und nun erst wurde man ihrer ansichtig, und Melanie sprang auf und warf ihrem Gatten, wie zur Begrüßung, einen der großen Bälle zu. Aber sie hatte nicht richtig gezielt, der Ball ging seitwärts und Rubehn fing ihn auf. Im nächsten Augenblicke begrüßte man sich und die junge Frau sagte: „Sie sind geschickt. Sie wissen den Ball im Fluge zu fassen."

„Ich wollt', es wäre das Glück."

„Vielleicht ist es das Glück."

Van der Straaten, der es hörte, verbat sich alle derartig intrikaten Wortspielereien, widrigenfalls er an die Braut telegraphiren oder vielleicht auch Reiff in confidentieller Mission abschicken werde. Worauf Rubehn ihn zum hundertsten

Male beschwor, endlich von der „ewigen Braut" ablassen zu wollen, die wenigstens vorläufig noch im Bereiche der Träume sei. Van der Straaten aber machte sein kluges Gesicht und versicherte, „daß er es besser wisse".

Danach kehrte man an die Lagerstelle zurück, die sich nun rasch in einen Spielplatz verwandelte. Die Reifen, die Bälle flogen, und da die Damen ein rasches Wechseln im Spiele liebten, so ging man, innerhalb anderthalb Stunden, auch noch durch Blindekuh und Gänsedieb und „Bäumchen, Bäumchen, verwechselt euch." Das Letztere fand am meisten Gnade, besonders bei Van der Straaten, dem es eine herzliche Freude war, das scharfgeschnittene Profil Riekchens mit ihren freundlichen und doch zugleich etwas stechenden Augen um die Baumstämme herumgucken zu sehen. Denn sie hatte, wie die meisten Verwachsenen, ein Eulengesicht.

Und so ging es weiter, bis die Sonne zum Rückzug mahnte. Harmonika-Schulze führte wieder und neben ihm marschirte Gabler, der das Trommelchen ganz nach Art eines Tambourins behandelte. Er schlug es mit den Knöcheln, warf es hoch und fing es wieder. Danach folgte das Van der Straaten'sche Paar, dann Rubehn und

Fräulein Rieckchen, während Anastasia träumerisch und Blumen pflückend den Nachtrab bildete. Sie hing süßen Fragen und Vorstellungen nach, denn Elimar hatte beim Blindekuh, als er sie haschte, Worte fallen lassen, die nicht mißdeutet werden konnten. Er hätte denn ein schändlicher und zweizüngiger Lügner sein müssen. Und das war er nicht.... Wer so rein und kindlich an der Tête dieses Zuges gehen und die Harmonika blasen konnte, konnte kein Verräther sein.

Und sie bückte sich wieder, um (zum wie vielsten Male!) an einer Wiesenranunkel die Blätter und die Chancen ihres Glücks zu zählen.

IX. Löbbekes Kaffeehaus.

Vor Löbbeke's Kaffeehaus hatte sich innerhalb der letzten zwei Stunden nichts verändert, mit alleiniger Ausnahme der Sperlinge, die jetzt, statt auf dem Straßendamm, in den verschnittenen Linden saßen und quirilirten. Aber niemand achtete dieser Musik, am wenigsten Van der Straaten, der eben Melanies Arm in den Elimars gelegt und sich selbst an die Spitze des Zuges gesetzt hatte. „Attention!“ rief er und bückte sich, um

sich ohne Fährlichkeit durch das niedrige Thürjoch hindurch zu zwängen.

Und Alles folgte seinem Rath und Beispiel.

Drinnen waren ein paar absteigende Stufen, weil der Flur um ein Erhebliches niedriger lag, als die Straße draußen, weshalb denn auch den Eintretenden eine dumpfe Kellerluft entgegenkam, von der es schwer zu sagen war, ob sie durch ihren biersäuerlichen Gehalt mehr gewann oder verlor. In der Mitte des Flurs sah man nach rechts hin eine Nische mit Herd und Rauchfang, einer kleinen Schiffsküche nicht unähnlich, während von links her ein Schanktisch um mehrere Fuß vorsprang. Dahinter ein sogenanntes „Schapp“, in dem oben Teller und Tassen und unten allerhand ausgebuchtete Likörflaschen standen. Zwischen Tisch und Schapp aber thronte die Herrin dieser Dominien, eine große, starke Blondine von Mitte Dreißig, die man ohne Weiteres als eine Schönheit hätte hinnehmen müssen, wenn nicht ihre Augen gewesen wären. Und doch waren es eigentlich schöne Augen, an denen in Wahrheit nichts auszusetzen war, als daß sie sich daran gewöhnt hatten, alle Männer in zwei Klassen zu theilen, in solche, denen sie zuzwinkerten: „wir treffen uns noch“ und in solche, denen sie spöttisch nach-

riesen: „wir kennen Euch besser." Alles aber, was in diese zwei Klassen nicht hineinpaßte, war nur Gegenstand für Mitleid und Achselzucken.

Es muß leider gesagt werden, daß auch Van der Straaten von diesem Achselzucken betroffen wurde. Nicht seiner Jahre halber, im Gegentheil, sie wußte Jahre zu schätzen, nein, einzig und allein weil er von alter Zeit her die Schwäche hatte, sich à tout prix populär machen zu wollen. Und das war der Blondine das Verächtlichste von allem.

Am Ausgange des Flurs zeigte sich eine noch niedrigere Hofthür und dahinter kam ein Garten, drin, um kümmerliche Bäume herum, ein Dutzend grüngestrichene Tische mit schrägangelehnten Stühlen von derselben Farbe standen. Rechts lief eine Kegelbahn, deren vorderstes unsichtbares Stück sehr wahrscheinlich bis an die Straße reichte. Van der Straaten wies ironischen Tons auf all diese Herrlichkeiten hin, verbreitete sich über die Vorzüge anspruchslos gebliebener Nationalitäten und stieg dann eine kleine Schrägung nieder, die, von dem Sommergarten aus, auf einen großen, am Spree-Ufer sich hinziehenden und nach Art eines Treibhauses angelegten Glas-Balcon führte. An einer der offenen Stellen

desselben rückte die Gesellschaft zwei, drei Tische zusammen und hatte nun einen schmalen, zerbrechlichen Wassersteg und links davon ein festgeankertes, aber schon dem Nachbarhause zugehöriges Floß vor sich, an das die kleinen Spreedampfer anzulegen pflegten.

Rubehn erhielt ohne Weiteres den besten Platz angewiesen, um als Fremder den Blick auf die Stadt frei zu haben, die flußabwärts, im roth- und golddurchglühten Dunst eines heißen Sommertages dalag. Elimar und Gabler aber waren auf den Wassersteg hinausgetreten. Alles freute sich des Bildes, und Van der Straaten sagte: „Sieh, Melanie. Die Schloßkuppel. Sieht sie nicht aus wie Santa Maria Saluta?"

„Salutè", verbesserte Melanie, mit Accentuirung der letzten Silbe.

„Gut, gut. Also Salutè," wiederholte Van der Straaten, indem er jetzt auch seinerseits das e betonte. „Meinetwegen. Ich prätendire nicht, der alte Sprachen-Cardinal zu sein, dessen Namen ich vergessen habe. Salus salutis, vierte Declination, oder dritte, das genügt mir vollkommen. Und Salutà oder Salutè macht mir keinen Unterschied. Freilich muß ich sagen, so wenig zuverlässig die lieben Italiener in allem sind, so wenig

sind sie's auch in ihren Endsilben. Mal a mal e. Aber lassen wir die Sprachstudien und studiren wir lieber die Speisekarte. Die Speisekarte, die hier natürlich von Mund zu Mund vermittelt wird, eine Thatsache, bei der ich mich jeder blonden Erinnerung entschlage. Nicht wahr, Anastasia? He?"

„Der Herr Commercienrath belieben zu scherzen," antwortete Anastasia piquirt. „Ich glaube nicht, daß sich eine Speisekarte von Mund zu Mund vermitteln läßt."

„Es käm' auf einen Versuch an, und ich für meinen Theil wollte mich zu Lösung der Aufgabe verpflichten. Aber erst wenn Luna herauf ist und ihr Antlitz wieder keusch hinter Wolkenschleiern birgt. Bis dahin muß es bleiben und bis dahin sei Friede zwischen uns. Und nun, Arnold, ernenn' ich Dich, in Deiner Eigenschaft als Gabler, zum Erbküchenmeister und lege vertrauensvoll unser leibliches Wohl in Deine Hände."

„Was ich dankbarst acceptire," bemerkte dieser, „immer vorausgesetzt, daß Du mir, um mit unsrem leider abwesenden Freunde Gryczinski zu sprechen, einige Directiven ertheilen willst."

„Gerne, gerne," sagte Van der Straaten.

„Nun denn, so beginne."

„Gut. So proponir' ich Aal und Gurkensalat .... Zugestanden?"

„Ja," stimmte der Chorus ein.

„Und danach Hühnchen und neue Kartoffeln .. Zugestanden?"

„Ja."

„Bliebe nur noch die Frage des Getränks. Unter Umständen wichtig genug. Ich hätte der Lösung derselben, mit Unterstützung Ehms und unsres Wagenkastens, vorgreifen können, aber ich verabscheue Landpartien mit mitgeschlepptem Weinkeller. Erstens kränkt man die Leute, bei denen man doch gewissermaßen immer noch zu Gaste geht, und zweitens bleibt man in dem Kreise des Althergebrachten, aus dem man ja gerade heraus will. Wozu macht man Partien? Wozu? frag' ich. Nicht um es besser zu haben, sondern um es anders zu haben, um die Sitten und Gewohnheiten anderer Menschen und nebenher auch die Localspenden ihrer Dorf- und Gauschaften kennen zu lernen. Und da wir hier nicht im Lande Canaan weilen, wo Kaleb die große Traube trug, so stimm' ich für das landesübliche Produkt dieser Gegenden, für eine kühle Blonde. Kein Geld kein Schweizer; keine Weiße kein Stralow. Ich wette, daß selbst Gryczinski

nie bessere Richtschnuren gegeben hat. Und nun geh Arnold. Und für Anastasia einen Anisette .... Kühle Blonde! Ob wohl unsere Blondine zwischen Tisch und Schapp in diese Kategorie fällt?"

Elimar hatte mittlerweile dem Schauspiele der untergehenden Sonne zugesehn und auf dem gebrechlichen Wasserstege, nach Art eines Turners, der zum Hocksprung ansetzt, seine Knie gebogen und wieder angestrafft. Alles mechanisch und gedankenlos. Plötzlich aber, während er noch so hin und her wippte, knackte das Brett und brach, und nur der Geistesgegenwart, mit der er nach einem der Pfähle griff, mocht' er es zuschreiben, daß er nicht in das gerad' an dieser Dampfschiff-Anlegestelle sehr tiefe Wasser niederstürzte. Die Damen schrien laut auf, und Anastasia zitterte noch, als der durch sich selbst Gerettete mit einem gewissen Siegeslächeln erschien, das unter den sich jagenden Vorwürfen von „Tollkühnheit" und „Gleichgiltigkeit gegen die Gefühle seiner Mitmenschen" eher wuchs als schwand.

Ein Zwischenfall wie dieser konnte sich natürlich nicht ereignen, ohne von einer Fülle von Commentaren und Hypothesen begleitet zu werden, in denen die Wörter „wenn" und „was"

die Hauptrolle spielten und endlos wiederkehrten. Was würde geschehen sein, wenn Elimar den Pfahl nicht rechtzeitig ergriffen hätte? Was wenn er trotzdem hineingefallen, endlich was, wenn er nicht zufällig ein guter Schwimmer gewesen wäre?

Melanie, die längst ihr Gleichgewicht wieder gewonnen hatte, behauptete, daß Van der Straaten unter allen Umständen hätte nachspringen müssen, und zwar erstens als Urheber der Partie, zweitens als resoluter Mann und drittens als Commercienrath, von denen, allen historischen Aufzeichnungen nach, noch keiner ertrunken wäre. Selbst bei der Sündfluth nicht.

Van der Straaten liebte nichts mehr, als solche Neckereien seiner Frau, verwahrte sich aber, unter Dank für das ihm zugetraute Heldenthum, gegen alle daraus zu ziehenden Consequenzen.

Er halte weder zu der alten Firma Leander, noch zu der neuen des Capitain Boyton, bekenne sich vielmehr, in allem was Heroismus angehe, ganz zu der Schule seines Freundes Heine, der, bei jeder Gelegenheit, seiner äußersten Abneigung gegen tragische Manieren einen ehrlichen und unumwundenen Ausdruck gegeben habe.

„Aber," entgegnete Melanie, „tragische

Manieren sind doch nun 'mal gerade das, was wir Frauen von Euch verlangen."

„Ah, bah! Tragische Manieren!" sagte Van der Straaten. „Lustige Manieren verlangt Ihr und einen jungen Fant, der Euch beim Zwirnwickeln die Docke hält und auf ein Fußkissen niederkniet, darauf sonderbarerweise jedesmal ein kleines Hündchen gestickt ist. Muthmaßlich als Symbol der Treue. Und dann seufzt er, der Adorante, der betende Knabe, und macht Augen und versichert Euch seiner innigsten Theilnahme. Denn Ihr müßtet unglücklich sein. Und nun wieder Seufzen und Pause. Freilich, freilich, Ihr hättet einen guten Mann (alle Männer seien gut), aber enfin, ein Mann müsse nicht blos gut sein, ein Mann müsse seine Frau verstehen. Darauf komm' es an, sonst sei die Ehe niedrig, so niedrig, mehr als niedrig. Und dann seufzt er zum dritten Mal. Und wenn der Zwirn endlich abgewickelt ist, was natürlich so lange wie möglich dauert, so glaubt Ihr es auch. Denn jede von Euch ist wenigstens für einen indischen Prinzen oder für einen Schah von Persien geboren. Allein schon wegen der Teppiche."

Melanie hatte während dieser echt Van der Straaten'schen Expectoration ihren Kopf gewiegt

und erwiderte schnippisch und mit einem Anfluge von Hochmuth: „Ich weiß nicht, Ezel, warum Du beständig von Zwirn sprichst. Ich wickle Seide.“

Sehr wahrscheinlich, daß es dieser Bemerkung an einer spitzen Replik nicht gefehlt hätte, wenn nicht eben jetzt eine dralle, kurzärmelige Magd erschienen und auf Augenblicke hin der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden wäre. Schon um des virtuosen Puffs und Knalls willen, womit sie, wie zum Debüt, ihr Tischtuch auseinander schlug. Und sehr bald nach ihr erschienen denn auch die dampfenden Schüsseln und die hohen Weißbierstangen, und selbst der Anisette für Anastasia war nicht vergessen. Aber es waren ihrer mehrere, da sich der lebens- und gesellschafts-kluge Gabler der allgemeinen Damen-Stellung zur Anisette-Frage rechtzeitig erinnert hatte. Und in der That, er mußte lächeln (und Van der Straaten mit ihm), als er gleich nach dem Erscheinen des Tabletts auch Riekchen nippen und ihre Eulenaugen immer größer und freundlicher werden sah.

Inzwischen war es dämmerig geworden und mit der Dämmerung kam die Kühle. Gabler und Elimar erhoben sich, um aus dem Wagen eine

Welt von Decken und Tüchern heran zu schleppen, und Melanie, nachdem sie den schwarz und weiß gestreiften Burnus umgenommen und die Kapuze kokett in die Höhe geschlagen hatte, sah reizender aus, als zuvor. Eine der Seidenpuscheln hing ihr in die Stirn und bewegte sich hin und her, wenn sie sprach, oder dem Gespräche der Andern lebhaft folgte. Und dieses Gespräch, das sich bis dahin medisirend um die Gryczinskis und vor allem auch um den Polizeirath und die neue, catilinarische Verschwörung gedreht hatte, fing endlich an sich näher liegenden und zugleich auch harmloseren Thematas zuzuwenden, beispielsweise wie hell der „Wagen" am Himmel stünde.

„Fast so hell wie der große Bär," schaltete Riekchen ein, die nicht fest in der Himmelskunde war. Und nun entsann man sich, daß dies gerade die Sternschnuppen-Nächte wären, auf welche Mittheilung hin Van der Straaten nicht nur die fallenden Sterne zu zählen anfing, sondern sich schließlich auch bis zu dem Satze steigerte, „daß Alles in der Welt eigentlich nur des Fallens wegen da sei: die Sterne, die Engel, und nur die Frauen nicht."

Melanie zuckte zusammen, aber Niemand sah es, am wenigsten Van der Straaten, und nach-

dem noch eine ganze Weile gezählt und gestritten und der Abend inzwischen immer kälter geworden war, einigte man sich dahin, daß es zur Bekämpfung dieser Polarzustände nur ein einzig erdenkbares Mittel gäbe: eine Glühweinbowle. Van der Straaten selbst machte den Vorschlag und definirte: „Glühwein ist diejenige Form des Weines, in der der Wein nichts und das Gewürznägelchen alles bedeutet," auf welche Definition hin es gewagt und die Bestellung gemacht wurde. Und siehe da, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit schon, erschien auch die blonde Wirthin in Person, um die Bowle vorsorglich inmitten des Tisches niederzusetzen.

Und nun nahm sie den Deckel ab und freute sich unter Lachen all der aufrichtig dankbaren „Ach's", womit ihre Gäste den warmen und erquicklichen Dampf einsogen. Ein reizender blonder Junge war mit ihr gekommen und hielt sich an der Schürze der Mutter fest.

„Ihre?" fragte Van der Straaten mit verbindlicher Handbewegung.

„Na, wen sonst," antwortete die Blondine nüchtern und suchte mit Rubehn über den Tisch hin ein paar Blicke zu wechseln. Als es aber mißlang, ergriff sie die blonden Locken ihres Jungen,

spielte damit und sagte: „Komm, Pauleken. Die Herrschaften sind lieber alleine."

Elimar sah ihr betroffen nach und rieb sich die Stirn. Endlich rief er: „Gott sei Dank, nun hab' ich's. Ich wußte doch, ich hatte sie schon gesehn. Irgendwo. Triumphzug des Germanicus; Thusnelda, wie sie leibt und lebt."

„Ich kann es nicht finden," erwiderte Van der Straaten, der ein Piloty-Schwärmer war. „Und es stimmt auch nicht in Verhältnissen und Leibes-Umfängen, immer vorausgesetzt, daß man von solchen Dingen in Gegenwart unserer Damen sprechen darf. Aber Anastasia wird es verzeihen, und um den Hauptunterschied noch einmal zu betonen, bei Piloty giebt sich Thumelicus noch als ein Werdender, während wir ihn hier bereits an der Schürze seiner Mutter hatten. An der weißesten Schürze, die mir je vorgekommen ist. Aber sei weiß wie Schnee und weißer noch. Ach, die Verleumdung trifft Dich doch."

Diese zwei Reimzeilen waren in einer absichtlich spöttischen Singsangmanier von ihm gesprochen worden, und Rubehn, dem es mißfiel, wandte sich ab und blickte nach links hin auf den von Lichtern überblitzten Strom. Melanie sah es und das Blut schoß ihr zu Kopf, wie nie

zuvor. Ihres Gatten Art und Redeweise hatte sie, durch all die Jahre hin, viel hunderte von Malen in Verlegenheit gebracht, auch wohl in bittere Verlegenheiten, aber dabei war es geblieben. Heute zum ersten Male schämte sie sich seiner.

Van der Straaten indeß bemerkte nichts von dieser Verstimmung und klammerte sich nur immer fester an seinen Thusnelda-Stoff, in der an und für sich ganz richtigen Erkenntniß, etwas Besseres für seine Special-Ansprüche nicht finden zu können.

„Ich frage jeden, ob dies eine Thusnelda ist? Höher hinauf, meine Freunde. Göttin Aphrodite, die Venus dieser Gegenden, Venus Spreavensis, frisch aus demselben Wasser gestiegen, das uns eben erst unsern theuren Elimar zu rauben trachtete. Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll. Aus der Spree gestiegen, sag' ich. Aber so mich nicht alles täuscht, haben wir hier mehr, meine Freunde. Wir haben hier, wenn ich richtig beobachtet oder sagen wir, wenn ich richtig geahnt habe, eine Vermählung von Modernem und Antikem: Venus Spreavensis und Venus Kallipygos. Ein gewagtes Wort, ich räum' es ein. Aber in Griechisch und Musik darf man alles sagen. Nicht wahr, Anastasia? Nicht wahr,

Elimar? Außerdem entsinn' ich mich, zu meiner Rechtfertigung, eines wundervollen Kallipygos-Epigramms .... Nein, nicht Epigramms .... Wie heißt etwas Zweizeiliges, was sich nicht reimt ...."

„Distichon."

„Richtig. Also ich entsinne mich eines Distichons .... bah, da hab' ich es vergessen .... Melanie, wie war es doch? Du sagtest es damals so gut und lachtest so herzlich. Und nun hast Du's auch vergessen. Oder willst Du's blos vergessen haben? .... Ich bitte Dich .... Ich hasse das .... Besinne Dich. Es war etwas von Pfirsichpflaum und ich sagte noch ‚man fühl' ihn ordentlich.' Und Du fand'st es auch und stimmtest mit ein .... Aber die Gläser sind ja leer ...."

„Und ich denke, wir lassen sie leer," sagte Melanie scharf und wechselte die Farbe, während sie mechanisch ihren Sonnenschirm auf- und zumachte. „Ich denke, wir lassen sie leer. Es ist ohnehin Glühwein. Und wenn wir noch hinüber wollen, so wird es Zeit sein, hohe Zeit," und sie betonte das Wort.

„Ich bin es zufrieden," entgegnete Van der Straaten, aber in einem Tone, der nur allzu deutlich erkennen ließ, daß seine gute Stimmung

in ihr Gegentheil umzuschlagen begann. „Ich bin es zufrieden und bedauere nur, allem Anscheine nach, wieder einmal Anstoß gegeben und das adlige Haus de Caparoux in seinen höheren Aspirationen verschnupft zu haben. Es ist immer das alte Lied, das ich nicht gerne höre. Wenn ich es aber hören will, so lad' ich mir meinen Schwager-Major zu Tische, der ist erster Kammerherr am Throne des Anstands und der Langenweile. Heute fehlt er hier und ich hätte gern darauf verzichtet, ihn durch seine Frau Schwägerin ersetzt zu sehen. Ich hasse Prüderien und jene Prätensionen höherer Sittlichkeit, hinter denen nichts steckt. Im günstigsten Falle nichts steckt. Ich darf das sagen und jedenfalls will ich es sagen, und was ich gesagt habe, das habe ich gesagt."

Es antwortete Niemand. Ein schwacher Versuch Gablers, wieder einzulenken, mißlang, und in ziemlich geschäftsmäßigem, wenn auch freilich wieder ruhiger gewordenem Tone wurden alle noch nöthigen Verabredungen zur Ueberfahrt nach Treptow in zwei kleinen Booten getroffen; Ehm aber sollte, mit Benutzung der nächsten Brücke, die Herrschaften am andern Ufer erwarten. Alles stimmte zu, mit Ausnahme von

Fräulein Rieckchen, die verlegen erklärte, „daß Bootschaukeln, von klein auf, ihr Tod gewesen sei." Worauf sich Van der Straaten in einem Anfalle von Ritterlichkeit erbot, mit ihr in der Glaslaube zurückbleiben und das Anlegen des nächsten, vom „Eierhäuschen" her erwarteten Dampfschiffes abpassen zu wollen.

X. Wohin treiben wir?

Es währte nicht lange, so steuerten von einer dunklen, etwas weiter flußaufwärts gelegenen Uferstelle her, zwei Jollen auf das Floß zu, jede mit einer Stocklaterne vorn an Bord. In der kleineren saß derselbe Junge, der schon am Nachmittage die Reifen auf die Kirchhofs-Wiese hinaus getragen hatte, während die größere Jolle, leer und blos angekettet, im Fahrwasser der anderen nachschwamm. Es gab einen hübschen Anblick, und kaum daß die beiden Fahrzeuge lagen, so stiegen auch, vom Floß aus, die schon ungeduldig Wartenden ein: Rubehn und Melanie in das kleinere, die beiden Maler und Anastasia in das größere Boot, eine Vertheilung, die sich wie von selber machte, weil Elimar und Gabler gute Kahnfahrer waren und jeder ander-

weitigen Führung entbehren konnten. Sie nahmen denn auch die Tête und der Junge mit der kleineren Jolle folgte.

Van der Straaten sah ihnen eine Weile nach und sagte dann zu dem Fräulein: „Es ist mir ganz lieb, Riekchen, daß wir zurückgeblieben sind und auf das Dampfschiff warten müssen. Ich habe Sie schon immer fragen wollen, wie gefällt Ihnen unser neuer Hausgenosse? Sie sprechen nicht viel, und wer nicht viel spricht, der beobachtet gut."

„O, er gefällt mir."

„Und mir gefällt es, Riekchen, daß er Ihnen gefällt. Nur das „o" beklag' ich, denn es hebt ein gut Theil Lob wieder auf, und „o, er gefällt mir," ist eigentlich nicht viel besser, als „o, er gefällt mir nicht. Sie sehen, ich lasse Sie nicht wieder los. Also nur immer tapfer mit der Sprache heraus. Warum nur o? Woran liegt es? Wo fehlt es? Mißtrauen Sie seinen Dragonerreservelieutenants-Allüren? Ist er Ihnen zu cavaliermäßig oder zu wenig? Ist er Ihnen zu laut oder zu still, zu bescheiden oder zu stolz, zu warm oder zu kalt?"

„Damit möchten Sie's getroffen haben."

„Womit?"

„Mit dem zu kalt. Ja, er ist mir zu kalt. Als ich ihn das erste Mal sah, hatt' ich einen guten Eindruck, obgleich nicht voll so gut wie Anastasia. Natürlich nicht. Anastasia singt und ist excentrisch und will einen Mann haben."

„Will jede."

„Ich auch?" lachte die Kleine.

„Wer weiß, Riekchen."

„.... Also das erste war: er gefiel mir. Es war in der Veranda, gleich nach dem zweiten Frühstück, wir hatten eben die blauen Milchsatten zurückgeschoben, und es ist mir, als wär' es gestern gewesen. Da kam der alte Teichgräber und brachte seine Karte. Und dann kam er selbst. Nun er hat etwas Distinguirtes und man sieht auf den ersten Blick, daß er die kleine Noth des Lebens nicht kennen gelernt hat. Und das ist immer hübsch und das Hübsche davon soll ihm unbenommen sein. Er hat aber auch etwas Reservirtes. Und wenn ich sage 'was Reservirtes, so hab ich noch sehr wenig gesagt. Denn Reservirtsein ist gut und schicklich. Er übertreibt es aber. Anfangs glaubt' ich, es sei die kleine gesellschaftliche Scheu, die jeden ziert, auch den Mann von Welt, und er werd' es ablegen. Aber bald konnt' ich sehen, daß es nicht Scheu war.

Nein, ganz im Gegentheil. Es ist Selbstbewußtsein. Er hat etwas amerikanisch Sicheres. Und so sicher er ist, so kalt ist er auch."

„Ja, Riekchen, er war zu lange drüben, und drüben ist nicht der Platz, um Bescheidenheit und warme Gefühle zu lernen."

„Sie sind auch nicht zu lernen. Aber man kann sie leider verlernen."

„Verlernen?" lachte Van der Straaten. „Ich bitte Sie, Riekchen, er ist ja ein Frankfurter!"

* * *

Während dieses Gespräch in dem Glassalon geführt wurde, steuerten die beiden Boote der Mitte des Stromes zu. Auf dem größeren war Scherz und Lachen, aber auf dem kleineren, das folgte, schwieg alles und Melanie beugte sich über den Rand und ließ das Wasser durch ihre Finger plätschern.

„Ist es immer nur das Wasser, dem Sie die Hand reichen, Freundin?"

„Es kühlt. Und ich hab' es so heiß."

„So legen Sie den Burnus ab" .... Und er erhob sich, um ihr behilflich zu sein.

„Nein," sagte sie heftig und abwehrend. „Mich friert." Und er sah nun, daß sie wirklich fröstelnd zusammenzuckte.

Und wieder fuhren sie schweigend dem andern Boote nach und horchten auf die Lieder, die von dorther herüberklangen. Erst war es „Long, long, ago“ und immer wenn der Refrain kam, summte Melanie die Zeile mit. Und nun lachten sie drüben, und neue Lieder wurden intonirt und eben so rasch wieder verworfen, bis man sich endlich über eines geeinigt zu haben schien. „O säh ich auf der Haide dort.“ Und wirklich, sie hielten aus und sangen alle Strophen durch. Aber Melanie sang nicht leise mehr mit, um nicht durch ein Zittern ihrer Stimme ihre Bewegung zu verrathen.

Und nun waren sie mitten auf dem Strom, außer Hörweite von den Vorauffahrenden, und der Junge, der sie beide fuhr, zog mit einem Ruck die Ruder ein und legte sich bequem in's Boot nieder und ließ es treiben.

„Er sieht auch zu den Sternen auf,“ sagte Rubehn.

„Und zählt, wie viele fallen,“ lachte Melanie bitter. „Aber Sie dürfen mich nicht so verwundert ansehen, lieber Freund, als ob ich etwas Besonderes gesagt hätte. Das ist ja, wie Sie wissen, oder wenigsten seit heute wissen müssen, der Ton unsres Hauses. Ein bischen spitz, ein

bischen zweideutig und immer unpassend. Ich befleißige mich der Ausdrucksweise meines Mannes. Aber freilich ich bleibe hinter ihm zurück. Er ist eben unerreichbar und weiß so wundervoll alles zu treffen, was kränkt und bloßstellt und beschämt."

„Sie dürfen sich nicht verbittern."

„Ich verbittere mich nicht. Aber ich bin verbittert. Und weil ich es bin und es los sein möchte, deshalb sprech ich so. Van der Straaten . ."

„Ist anders als andre. Aber er liebt Sie, glaub' ich .... Und er ist gut."

„Und er ist gut," wiederholte Melanie heftig und in beinahe krampfhafter Heiterkeit. „Alle Männer sind gut! .... Und nun fehlt nur noch der Zwirnwickel und das Fußkissen mit dem Symbol der Treue darauf, so haben wir alles wieder beisammen. O Freund, wie konnten Sie nur das sagen, und um ihn zu rechtfertigen so ganz in seinen Ton verfallen!"

„Ich würde durch jeden Ton Anstoß gegeben haben."

„Vielleicht .... Oder sagen wir lieber gewiß. Denn es war zu viel, dieser ewige Hinweis auf Dinge, die nur unter vier Augen gehören, und das kaum. Aber er kennt kein Geheimniß, weil ihm nichts des Geheimnisses werth dünkt. Weil ihm

nichts heilig ist. Und wer anders denkt, ist scheinheilig oder lächerlich. Und das vor Ihnen ...."

Er nahm ihre Hand und fühlte, daß sie fieberte.

Die Sterne aber funkelten und spiegelten sich und tanzten um sie her, und das Boot schaukelte leis und trieb im Strom und in Melanie's Herzen erklang es immer lauter: wohin treiben wir?

Und sieh, es war, als ob der Bootsjunge von derselben Frage beunruhigt worden wäre, denn er sprang plötzlich auf und sah sich um, und wahrnehmend, daß sie weit über die rechte Stelle hinaus waren, griff er jetzt mit beiden Rudern ein und warf die Jolle nach links herum, um so schnell wie möglich aus der Strömung heraus und dem andern Ufer wieder näher zu kommen. Und sieh, es gelang ihm auch, und ehe fünf Minuten um waren, erkannte man die von zahllosen Lichtern erhellten Baumgruppen des Treptower Parks, und Rubehn und Melanie hörten Anastasia's Lachen auf dem vorauffahrenden Boot. Und nun schwieg das Lachen und das Singen begann wieder. Aber es war ein andres Lied und über das Wasser hin klang es „Rothtraut, Schön-Rothtraut," erst laut und

jubelnd, bis es schwermüthig in die Worte verklang: „Schweig stille, mein Herze."

„Schweig stille, mein Herze," wiederholte Rubehn und sagte leise „soll es?"

Melanie antwortete nicht. Das Boot aber lief an's Ufer, an dem Elimar und Arnold schon in aller Dienstbeflissenheit warteten. Und gleich darauf kam auch das Dampfschiff, und Riekchen und Van der Straaten stiegen aus. Er heiter und gesprächig.

Und er nahm Melanie's Arm und schien die Scene, die den Abend gestört hatte, vollkommen vergessen zu haben.

XI. Zum Minister.

„Wohin treiben wir?" hatte es in Melanie's Herzen gefragt und die Frage war ihr unvergessen geblieben. Aber der fieberhaften Erregung jener Stunde hatte sie sich entschlagen, und in den Tagen, die folgten, war ihr die Herrschaft über sich selbst zurückgekehrt.

Und diese Herrschaft blieb ihr auch, und sie zuckte nur einen Augenblick zusammen, als sie, nach Ablauf einer Woche, Rubehn am Gitter draußen halten und gleich darauf auf die Veranda

zukommen sah. Sie ging ihm wie gewöhnlich einen Schritt entgegen und sagte: „Wie ich mich freue, Sie wieder zu sehen! Sonst sahen wir Sie jeden dritten Tag, und Sie haben diesmal eine Woche vergehen lassen, fast eine Woche. Aber die Strafe folgt Ihnen auf dem Fuße. Sie treffen nur Anastasia und mich. Unser Riekchen, das Sie ja zu schätzen wissen (wenn auch freilich nicht genug), hat uns auf einen ganzen Monat verlassen und erzieht sieben kleine Vettern auf dem Lande. Lauter Jungen und lauter Sawatzki's, und in ihren übermüthigsten Stunden auch muthmaßlich lauter Sattler von der Hölle."

„Sagen wir lieber gewiß. Und dazu Riekchen als Präceptor und Regente. Muß das eine Zügelführung sein!"

„O, Sie verkennen sie; sie weiß sich in Respect zu setzen."

„Und doch möcht' ich die Verzweiflung des Gärtners über zertretene Rabatten und die des Försters über angerichteten Wildschaden nicht mit Augen sehn. Denn ein kleiner Junker schießt Alles, was kreucht und fleucht. Und nun gar sieben. Aber ich vergesse, mich meines Auftrages zu entledigen. Van der Straaten .... Ihr Herr Gemahl .... bittet, ihn zu Tisch nicht erwarten

zu wollen. Er ist zum Minister befohlen und zwar in Sachen einer Enquête. Freilich erst morgen. Aber heute hat er das Vorspiel: das Diner. Sie wissen, meine gnädigste Frau, es giebt jetzt nur noch Enquêten."

„Es giebt nur noch Enquêten, aber es giebt keine gnädigste Frauen mehr. Wenigstens nicht hier und am wenigsten zwischen uns. Eine Gnädigste bin ich überhaupt nur bei Gryczinski's. Ich bin Ihre gute Freundin und weiter nichts. Nicht wahr?" Und sie gab ihm ihre Hand, die er nahm und küßte. „Und ich will nicht," fuhr sie fort, „daß wir diese sechs Tage nur gelebt haben, um unsre Freundschaft um eben so viele Wochen zurück zu datiren Also nichts mehr von einer ‚gnädigsten Frau'." Und dabei zwang sie sich, ihn anzusehen. Aber ihr Herz schlug und ihre Stimme zitterte bei der Erinnerung an den Abend, der nur zu deutlich vor ihrer Seele stand.

„Ja, lieber Freund," nahm sie nach einer kurzen Pause wieder das Wort, „ich mußte das zwischen uns klar machen. Und da wir einmal beim Klarmachen sind, so muß auch noch ein Andres heraus, auch etwas Persönliches und Difficiles. Ich muß Ihnen nämlich endlich einen Namen geben. Denn Sie haben eigentlich keinen

Namen, oder wenigstens keinen, der zu brauchen wäre."

„Ich dächte doch ...." sagte Rubehn mit einem leisen Anfluge von Verlegenheit und Mißstimmung.

„Ich dächte doch," wiederholte Melanie und lachte. „Daß doch auch die Klugen und Klügsten auf *diesen* Punkt hin immer empfindlich sind! Aber ich bitte Sie, sich aller Empfindlichkeiten entschlagen zu wollen. Sie sollen selbst entscheiden. Beantworten Sie mir auf Pflicht und Gewissen die Frage: ob Ebenezer ein Name ist? Ich meine ein Name für's Haus, für's Geplauder, für die Causerie, die doch nun mal unser Bestes ist! Ebenezer! O Sie dürfen nicht so bös aussehen. Ebenezer ist ein Name für einen Hohenpriester oder für einen, der's werden will, und ich seh' ihn ordentlich, wie er das Opfermesser schwingt. Und sehen Sie, davor schaudert mir. Ebenezer ist au fond nicht besser als Aaron. Und es ist auch nichts daraus zu machen. Aus Ezechiel habe ich mir einen Ezel glücklich condensirt. Aber Ebenezer!"

Anastasia weidete sich an Rubehns Verlegenheit und sagte dann: „Ich wüßte schon eine Hilfe."

„O, die weiß ich auch. Und ich könnte sogar alles in einem allgemeinen und fast nach Grammatik klingenden Satz bringen. Und dieser Satz würde sein: Um= und Rückformung des abstrusen Familiennamens Rubehn in den alten, mir immer lieb gewesenen Vornamen Ruben."

„Und das wollt' ich auch sagen," eiferte Anastasia.

„Aber ich hab' es gesagt."

Und in diesem Prioritäts=Streite scherzte sich Melanie mehr und mehr in den Ton alter Unbefangenheit hinein und fuhr endlich, gegen Rubehn gewendet, fort: „Und wissen Sie, lieber Freund, daß mir diese Namensgebung wirklich etwas bedeutet? Ruben, um es zu wiederholen, war mir von jeher der Sympathischste von den Zwölfen. Er hatte das Hochherzige, das sich immer bei dem Aeltesten findet, einfach weil er der Aelteste ist. Denken Sie nach, ob ich nicht Recht habe. Die natürliche Herrscherstellung des Erstgeborenen sichert ihn vor Mesquinerie und Intrigue."

„Jeder Erstgeborene wird Ihnen für diese Verherrlichung dankbar sein müssen, und jeder Ruben erst recht. Und doch gesteh ich Ihnen offen, ich hätt' unter den Zwölfen eine andere Wahl getroffen."

„Aber gewiß keine bessere. Und ich hoff' es Ihnen beweisen zu können. Ueber die sechs Halb-Legitimen ist weiter kein Wort zu verlieren; Sie nicken, sind also einverstanden. Und so nehmen wir denn, als erstes Betrachtungsobject, die Nestküken der Familie, die Muttersöhnchen. Es wird so viel von ihnen gemacht, aber Sie werden mir zustimmen, daß die spätere egyptische Excellenz nicht so ganz ohne Noth in die Cisterne gesteckt worden ist. Er war einfach ein enfant terrible. Und nun gar der Jüngste! Verwöhnt und verzogen. Ich habe selbst ein Jüngstes und weiß etwas davon zu sagen .... Und so bleiben uns denn wirklich nur die vier alten Grognards von der Lea her. Wohl, sie haben alle vier ihre Meriten. Aber doch ist ein Unterschied. In dem Levi spukt schon der Levit, und in dem Juda das Königthum, — ein Stückchen Illoyalität, das sie mir als freier Schweizerin zu gute halten müssen. Und so sehen wir uns denn vor den Rest gestellt, vor die beiden letzten, die natürlich die beiden ersten sind. Eh bien, ich will nicht mäkeln und feilschen und will dem Simeon lassen, was ihm zukommt. Er war ein Charakter und als solcher wollt' er dem Jungen an's Leben. Charaktere sind nie für halbe Maßregeln. Aber

da trat Ruben dazwischen, mein Ruben, und rettete den Jungen, weil er des alten Vaters gedachte. Denn er war gefühlvoll und mitleidig und hochherzig. Und was Schwäche war, darüber sag' ich nichts. Er hatte die Fehler seiner Tugenden, wie wir alle. Das war es und weiter nichts. Und deshalb Ruben und immer wieder Ruben. Und kein Appell und kein Refus. Anastasia brich einen Tauf- und Krönungszweig ab, da von der Esche drüben. Wir können sie dann die Ruben-Esche nennen."

Und dieses scherzhafte Geplauder würde sich muthmaßlich noch fortgesetzt haben, wenn nicht in eben diesem Augenblicke der wohlbekannte, zweirädrige Gig sichtbar geworden wäre, von dessen thurmhohem Sitze herab Van der Straaten über das Gitter weg mit der Peitsche salutirte. Und nun hielt das Gefährt, und der Enquêten-Commercienrath erschien in der Veranda, strahlend von Glück und freudiger Erregung. Er küßte Melanie die Stirn und versicherte einmal über das andere, daß er sich's nicht habe versagen wollen, die freie halbe Stunde bis zum ministeriellen Diner au sein de sa famille zu verbringen.

Und nun nahm er Platz und rief in das Haus hinein: „Liddi, Liddi. Rasch. Antreten.

Immer flink. Und Heth auch; das Stiefkind, die Kleine, die vernachlässigt wird, weil sie mir ähnlich sieht ..."

„Und von der ich eben erzählt habe, daß sie grenzenlos verwöhnt würde."

Die Kinder waren inzwischen erschienen, und der glückliche Vater nahm ein elegantes Tütchen mit papierenem Spitzenbesatz aus der Tasche und hielt es Lydia hin. Diese nahm's und gab es an die Kleine weiter. „Da Heth."

„Magst Du nicht?" fragte Van der Straaten. „Sieh doch erst nach. Es sind ja Pralinés. Und noch dazu von Sarotti."

Aber Lydia sah mit einem Streifblick zu Rubehn hinüber und sagte: „Tüten sind für Kinder. Ich mag nicht."

Alles lachte, selbst Rubehn, trotzdem er wohl fühlte, daß er der Grund dieser Ablehnung war. Van der Straaten indeß nahm die kleine Heth auf den Schooß und sagte: „Du bist Deines Vaters Kind. Ohne Faxen und Haberei. Lydia spielt schon die de Caparoux."

„Laß sie," sagte Melanie.

„Ich werde sie lassen müssen. Und sonderbar zu sagen, ich hasse die Vornehmheits-Allüren eigentlich nur für mich selbst. In meiner Familie

sind sie mir ganz recht, wenigstens gelegentlich, abgesehen davon, daß sich auch für meine Person allerhand Wandlungen vorbereiten. Denn in meiner Eigenschaft als Mitglied einer Enquêten-Commission hab' ich die Verpflichtung höherer gesellschaftlicher Formen übernommen, und geht das so weiter, Melanie, so hältst Du zwischen heut und sechs Wochen einen halben Ober-ceremonienmeister in Deinen Händen. In den Sechswochenschaften hat ja von Uranfang an etwas mysteriös Bedeutungsvolles geschlummert."

„Eine Wendung, lieber Van der Straaten, die mir vorläufig nur wieder zeigt, wie weitab Du noch von Deiner neuen Charge bist."

„Allerdings, allerdings," lachte Van der Straaten. „Gut Ding will Weile haben, und Rom wurde nicht an einem Tage gebaut. Und nun sage mir, denn ich habe nur noch zehn Minuten, wie Du diesen Nachmittag zu verbringen und unsern Freund Rubehn zu divertiren gedenkst. Verzeih die Frage. Aber ich kenne Deine mitunter ängstliche Gleichgiltigkeit gegen Tisch- und Tafelfreuden und berechne mir in der Eile, daß Deine Bohnen und Hammelcotelettes, auch wenn die Bohnen ziepsig und die Cotelettes zähe sind, nicht gut über eine halbe Stunde

hinaus ausgedehnt werden können. Auch nicht unter Heranziehung eines Desserts von Erdbeeren und Stilton-Käse. Und so sorg' ich mich denn um Euch, und zwar um so mehr, als Ihr nicht die geringste Chance habt, mich vor neun Uhr wieder hier zu sehn."

„Aengstige Dich nicht," entgegnete Melanie. „Es ist keine Frage, daß wir Dich schmerzlich entbehren werden. Du wirst uns fehlen, Du mußt uns fehlen. Denn wer könnt' uns, um nur Eines zu nennen, den Hochflug Deiner bilderreichen Einbildungskraft ersetzen. Kaum, daß wir ihr zu folgen verstehn. Und doch verbürg' ich mich für Unterbringung dieser armen, verlorenen Stunden, die Dir so viel Sorge machen. Und Du sollst sogar das Programm wissen."

„Da wär' ich neugierig."

„Erst singen wir."

„Tristan?"

„Nein. Und Anastasia begleitet. Und dann haben wir unser Diner oder doch das, was dafür aufkommen muß. Und es wird sich schon machen. Denn immer, wenn Du nicht da bist, suchen wir uns durch einen besseren Tisch und ein paar eingeschobene süße Speisen zu trösten."

„Glaub's, glaub's. Und dann?"

„Dann hab' ich vor, unsern lieben Freund, den ich Dir übrigens, nach einem allerjüngsten Uebereinkommen, als Rubehn mit dem gestrichenen h, also schlechtweg als unsern Freund Ruben vorstelle, mit den Schätzen und Schönheiten unsrer Villa bekannt zu machen. Er ist eine Legion von Malen, wenn auch immer noch nicht oft genug, unser lieber Gast gewesen und kennt trotz alledem nichts von dieser ganzen Herrlichkeit, als unser Eß- und Musikzimmer und hier draußen die Veranda mit dem kreischenden Pfau, der ihm natürlich ein Greuel ist. Aber er soll heute noch in seinem halb freireichsstädtischen und halb überseeischen Hochmuthe gedemüthigt werden. Ich habe vor, mit Deinem Obstgarten zu beginnen und dem Obstgarten des Palmenhaus und dem Palmenhause das Aquarium folgen lassen."

„Ein gutes Programm, das mich nur hinsichtlich seiner letzten Nummer etwas erschreckt oder wenigstens zur Vorsicht mahnen läßt. Sie müssen nämlich wissen, Rubehn, was wir letzten Sommer in dieser erbärmlichen Glaskasten-Sammlung, die den stolzen Namen Aquarium führt, schaudernd selbst erlebt haben. Nicht mehr und nicht weniger als einen Ausbruch, Eruption, und ich höre nach Anastasia's Aufschrei und werd'

ihn hören bis an's Ende meiner Tage. Denken Sie sich, eine der großen Glasscheiben platzt, Ursache unbekannt, wahrscheinlich aber weil Gryczinski seinem Füsiliersäbel eine falsche Directive gegeben, und siehe da, ehe wir drei zählen können, steht unser ganzer Aquariumsflur nicht nur handhoch unter Wasser, sondern auch alle Schrecken der Tiefe zappeln um uns her, und ein großer Hecht umschnopert Melanie's Fußtaille mit absichtlichster Vernachlässigung Tante Riekchens. Offenbar also ein Kenner. Und in einem Anfalle wahnsinniger Eifersucht hab' ich ihn schlachten lassen und seine Leber höchsteigenhändig verzehrt."

Anastasia bestätigte die Zutreffendheit der Schilderung, und selbst Melanie, die seit längerer Zeit ähnlichen Excursen ihres Gatten mit nur zu sichtlichem Widerstreben folgte, nahm heute wieder an der allgemeinen Heiterkeit Theil. Sie hatte sich schon vorher in dem mit Rubehn geführten Gespräche derartig heraufgeschraubt, daß sie wie geistig trunken und beinahe gleichgiltig gegen Erwägungen und Rücksichten war, die sie noch ganz vor Kurzem gequält hatten. Sie sah wieder alles von der lachenden Seite, selbst das Gewagteste, und faßte, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, den Entschluß, mit der ganzen nervösen

Feinfühligkeit dieser letzten Wochen ein für alle mal brechen und wieder keck und unbefangen in die Welt hinein leben zu wollen.

Van der Straten aber, überglücklich, mit seinem Aquariums-Hecht einen guten Abgang gefunden zu haben, griff nach Hut und Handschuh und versprach, auf Eile dringen zu wollen, soweit sich, einem Minister gegenüber, überhaupt auf irgend etwas dringen lasse.

Da waren seine letzten Worte. Gleich darauf hörte man das Knirschen der Räder und empfing von außen her, über das Parkgitter hin, einen absichtlich übertriebenen Feierlichkeits-Gruß, in dem sich die ganze Bedeutung eines Mannes ausdrücken sollte, der zum Minister fährt. Noch dazu zum Finanzminister, der eigentlich immer ein Doppelminister ist.

XII. Unter Palmen.

Die Nachmittagsstunden vergingen, wie's Melanie geplant und Van der Straaten gebilligt hatte. Dem anderthalbstündigen Musiciren folgte das kleine Diner, opulenter als gedacht, und die Sonne stand eben noch über den Bosquets, als

man sich erhob, um draußen im „Orchard" ein zweites Dessert von den Bäumen zu pflücken.

Dieser für allerhand Obst-Culturen bestimmte Theil des Parkes lief, an sonnigster Stelle, neben dem Fluß entlang und bestand aus einem anscheinend endlosen Kieswege, der nach der Spree hin offen, nach der Parkseite hin aber von Spalierwänden eingefaßt war. An diesen Spalieren, in kunstvollster Weise behandelt und jeder einzelne Zweig gehegt und gepflegt, reiften die feinsten Obstarten, während kaum minder feine Sorten an nebenher laufenden niederen Brettergestellen, etwa nach Art großer Ananas-Erdbeeren, gezogen wurden.

Melanie hatte Rubehns Arm genommen, Anastasia folgte langsam und in wachsenden Abständen; Heth aber auf ihrem Velocipède begleitete die Mama, bald weit vorauf, bald dicht neben ihr, und wandte sich dann wieder, ohne die geringste Ahnung davon, daß ihre rückseitige Drapirung in ein immer komischeres und ungenirteres Fliegen und Flattern kam. Melanie, wenn Heth die Wendung machte, suchte jedesmal durch ein lebhafteres Sprechen über die kleine Verlegenheit hinweg zu kommen, bis Rubehn endlich ihre Hand nahm und sagte: „Lassen wir

doch das Kind. Es ist ja glücklich, beneidenswerth glücklich. Und Sie sehen, Freundin, ich lache nicht einmal."

„Sie haben Recht," entgegnete Melanie. „Thorheit und nichts weiter. Unsere Scham ist unsere Schuld. Und eigentlich ist es rührend und entzückend zugleich." Und als der kleine Wildfang in eben diesem Augenblicke wieder heranrollte, commandirte sie selbst: „Rechts um. Und nicht zu nah an die Spree! Sehen Sie nur, wie sie hinfliegt. So lange die Welt steht, hat keine Reiterei mit so fliegenden Fahnen angegriffen."

Unter solchem Gespräch waren sie bis an die Stelle gekommen, wo, von der Parkseite her, ein breiter avenueartiger Weg in den langen und schmalen Spaliergang einmündete. Hier, im Centrum der ganzen Anlage, erhoben sich denn auch, nach dem Vorbilde der berühmten englischen Gärten in Kew, ein paar hohe, glasgekuppelte Palmenhäuser, an deren eines sich ein altmodisches Treibhaus anlehnte, das, früher der Herrschaft zugehörig, inzwischen mit all seinen Blattpflanzen und Topfgewächsen in die Hände des alten Gärtners übergegangen und die Grundlage zum Betrieb eines sehr einträglichen Privat-Geschäftes

geworden war. Unmittelbar neben dem Treib-
hause hatte der Gärtner seine Wohnung, ein nur
zweifenstriges und ganz von Epheu überwachsenes
Häuschen, über das ein alter, schrägstehender
Akazienbaum seine Zweige breitete. Zwei, drei
Steinstufen führten bis in den Flur und neben
diesen Stufen stand eine Bank, deren Rücklehne
von dem Epheu mit überwachsen war.

„Setzen wir uns," sagte Melanie. „Immer
vorausgesetzt, daß wir dürfen. Denn unser alter
Freund hier, ist nicht immer guter Laune. Nicht
wahr, Kagelmann?"

Diese Worte hatten sich an einen kleinen
und ziemlich häßlichen Mann gerichtet, der, wie-
wohl kahlköpfig (was übrigens die Sommermütze
verdeckte) nichtsdestoweniger an beiden Schläfen
ein paar lange glatte Haarsträhnen hatte, die bis
tief auf die Schulter niederhingen. Alles an ihm
war außer Verhältniß, und so kam es, daß, seiner
Kleinheit unerachtet, oder vielleicht auch um dieser
willen, alles zu groß an ihm erschien: die Nase,
die Ohren, die Hände. Und eigentlich auch die
Augen. Aber diese sah man nur, wenn er, was
öfters geschah, die ganz verblakte Hornbrille ab-
nahm. Er war eine typische Gärtnerfigur: un-
freundlich, grob und habsüchtig, vor allem auch

seinem Wohlthäter, dem Commercienrath gegenüber, und nur wenn er die „Frau Räthin" sah, erwies er sich auffallend verbindlich und guter Laune.

So nahm er denn auch heute das scherzhaft hingeworfene „wenn wir dürfen" in bester Stimmung auf und sagte, während er mit der Rechten (in der er einen kleinen Aurikeltopf hielt) seine großschirmige Mütze nach hinten schob: „Jott, Frau Räthin, ob Sie dürfen! Solche Frau! Solche Frau wie Sie, darf allens. Un warum? Weil Ihnen allens kleid't. Un wen alles kleidt, der darf ooch alles. Uf's kleiden kommt's an. 'S giebt welche, die sagen, die Blumen machen dumm und simplig. Aber daß es uff's Kleiden ankommt, so viel lernt man bei de Blumens."

„Immer mein galanter Kagelmann," lachte Melanie. „Man merkt doch den Unverheiratheten, den Junggesellen. Und doch ist es Unrecht, Kagelmann, daß Sie so geblieben sind. Ich meine, so ledig. Ein Mann wie Sie, so frisch und gesund, und ein so gutes Geschäft. Und reich dazu. Die Leute sagen ja, Sie hätten ein Rittergut. Aber ich will es nicht wissen, Kagelmann. Ich respectire Geheimnisse. Nur das ist

wahr, Ihr Epheuhaus ist zu klein, immer vorausgesetzt, daß Sie sich noch 'mal anders besinnen."

„Ja, kleen is es man. Aber vor mir is es jroß genug, das heißt vor mir alleine. Sonst.... Aber ich bin ja nu all sechszig."

„Sechszig. Mein Gott, sechszig. Sechszig ist ja gar kein Alter."

„Ne," sagte Kagelmann. „En Alter is es eijentlich noch nich. Un es jeht ooch allens noch. Un janz jut. Un es schmeckt och noch, un die Gebrüder Benekens dragen einen ooch noch. Aber viel mehr is es ooch nich. Un wen soll man denn am Ende nehmen? Sehen Se, Frau Räthin, die so vor mir passen, die gefallen mir nich, un die mir gefallen, die passen wieder nich. — Ich wäre so vor dreißig oder so drum rum. Dreißig ist jut, un dreißig zu dreißig, das stimmt ooch. Aber sechszig in dreißig jeht nich. Un da sagt denn die Frau: borg ich mir einen."

Melanie lachte.

Kagelmann aber fuhr fort: „Ach, Frau Commercienräthin, Sie hören so was nich, un glauben jar nich, wie die Welt is un was allens passirt. Da war hier einer drüben bei Flatows, Cohn und Flatow, großes Ledergeschäft, (un sie

sollen's ja von Amerika kriegen; na, mir is es jleich,) un war ooch en Gärtner, un war woll so sechsundfufzig. Oder vielleicht ooch erst fünfundfufzig. Un der nahm sich ja nu so'n Madamchen, so von'n Jahrer dreißig, un war ne Wittib, un immer janz schwarz, un ne hübsche Person, un saß immer ins mittelste Zelt, Nummer 4, wo Kaiser Wilhelm steht, un wo immer die Musik is mit Clavier un Flöte. Ja, Du mein Jott, was hat er gehabt? Jar nichts hat er gehabt. Un da sitzt er nu mit seine drei Würmer, und Madamchen is weg. Un mit wen is se weg? Mit'n Gelbschnabel, un hatte noch keene zwanzig uff'n Rücken, un Teichgräber sagt, er wär' erst achtzehn gewesen. Un möglich is es. Aber ein fixer, kleiner Kerl war es, so was Italien'sches, un war doch blos aus Rathnow. Aber een paar Oogen! Ich sag Ihnen, Frau Commercienräthin, wie'n Feuerwerk, un es war orntlich, als ob's man so prasselte."

„Ja, das ist traurig für den Mann," lachte Melanie. „Aber doch am traurigsten für die Frau. Denn wenn einer solche Augen hat . . ."

„Un so was is jetzt alle Tage," schloß der Alte, der auf die Zwischenbemerkung nicht geachtet

hatte und wieder bei seinen Töpfen zu stellen und zu kramen anfing.

Aber Melanie ließ ihm keine Ruh. „Alle Tage," sagte sie. „Natürlich, alle Tage. Natürlich, alles kommt vor. Aber das darf einen doch nicht abhalten. Sonst könnte ja keiner mehr heirathen und es gäbe gar kein Leben und keine Menschen mehr. Denn ein kleiner fixer Gärtnerbursche, nu, mein Gott, der find't sich zuletzt überall."

„Ja, Frau Commmercienräthin, das is schon richtig. Aber mitunter findt't er sich immer und mitunter find't er sich blos manchmal. Heirathen! Nu ja, hübsch muß es ja sind, sonst dhäten es nich so Viele. Aber besser is besser. Un ich denke, lieber bewahrt als beklagt."

In diesem Augenblicke wurde, von der Haupt-allee her ein Einspänner sichtbar und hielt, indem er eine Biegung machte, vor der Bank, auf der Rubehn und Melanie Platz genommen hatten. Es war ein auf niedrigen Rädern gehendes Fuhrwerk, das den Geschäftsverkehr des kleinen Privat-Treibhauses mit der Stadt vermittelte.

Kagelmann that ein paar Fragen an den vorn auf dem Deichselbrette sitzenden Kutscher, und nachdem er noch einen andern Arbeiter herbeigerufen hatte, fingen alle drei an, die

Palmen-Kübel abzuladen, die, trotzdem sie nur von mäßiger Größe waren, den Rand des Wagenkastens weit überragten und mit ihren dunklen Kronen, schon von Fern her, den Eindruck prächtig wehender Federbüsche gemacht hatten.

Alle drei waren ein paar Minuten lang emsig bei der Arbeit, als aber schließlich Alles abgeladen war, wandte sich Kagelmann wieder an seine gnädige Frau und sagte, während er die zwei größten und schönsten Palmen mit seinen Händen patschelte: „Ja, Frau Räthin, das sind nu so meine Stammhalter, so meine zwei Säulen von's Geschäft. Un immer unterwegs, wie'n Landbriefträger. Man blos noch unterwegser. Denn der hat doch'n Sonntag oder Kirchenzeit. Aber meine Palmen nich. Un ich freue mir immer orntlich, wenn mal'n Stillstand is und ich allens mal wieder so zu sehen kriege. So wie heute. Denn mitunter seh ich meine Palmen die janze Woche nich."

„Aber warum nicht?"

„Jott, Frau Räthin, Palme paßt immer. Un is kein Unterschied ob Trauung oder Begräbniß. Und manche taufen auch schon mit Palme. Und wenn ich sage Palme, na so kann ich auch sagen Lorbeer oder Lebensbaum oder

was wir Thuja nennen. Aber Palme, versteht sich, is immer das Feinste. Un is blos man ein Metier, das is jrade so, janz akkurat eben so bei Leben und Sterben. Und is och immer dasselbe."

„Ah, ich versteh," sagte Melanie. „Der Tischler."

„Nein, Frau Räthin, der Tischler nich. Er is woll auch immer mit dabei, das is schon richtig, aber's is doch nich immer dasselbe. Denn ein Sarg is keine Wiege nich und eine Wiege is kein Sarg nich. Un was en richtiges Himmelbett is, nu davon will ich jar nich erst reden . . ."

„Aber Kagelmann, wenn es nicht der Tischler ist, wer denn?"

„Der Domchor, Frau Räthin. Der is auch immer mit dabei un is immer dasselbe. Jrade so wie bei mir. Un er hat auch so seine zwei Stammhalter, seine zwei Säulen von's Geschäft: „'s is bestimmt in Gottes Rath" oder „Wie sie so sanft ruhn." Un es paßt immer un macht keinen Unterschied, ob einer abreist oder ob einer begraben wird. Un grün is grün, un is jrade so wie Lebensbaum und Palme."

„Und doch Kagelmann, wenn Sie nun mal heirathen und selber Hochzeit machen (aber nicht hier in Ihrem Epheuhause; das ist zu klein) dann

sollen Sie doch Beides haben: Gesang und Palme. Und was für Palmen! Das versprech ich Ihnen! Denn ohne Palmen und Gesang ist es nicht feierlich genug. Und aufs Feierliche kommt es an. Und dann gehen wir in das große Treibhaus, bis dicht an die Kuppel, und machen einen wundervollen Altar unter der allerschönsten Palme. Und da sollen Sie getraut werden. Und oben in der Kuppel wollen wir stehn und ein schönes Lied singen, einen Choral, ich und Fräulein Anastasia, und Herr Rubehn hier und Herr Elimar Schulze, den Sie ja auch kennen. Und dabei soll Ihnen zu Muthe sein, als ob Sie schon im Himmel wären und hörten die Engel singen."

„Glaub ich, Frau Räthin. Glaub ich."

„Und zu vorläufigem Dank für all diese kommenden Herrlichkeiten, sollen Sie, liebster Kagelmann, uns jetzt in das Palmenhaus führen. Denn ich weiß nicht Bescheid und kenne die Namen nicht, und der fremde Herr hier, der ein paar mal um die Welt herum gefahren ist und die Palmen so zu sagen an der Quelle studirt hat, will einmal sehen, was wir haben und nicht haben."

Eigentlich kam alles Dieses dem Alten so

wenig gelegen wie möglich, weil er seine Kübel und Blümentöpfe noch vor Dunkelwerden in das kleine Treibhaus hineinschaffen wollte. Er bezwang sich aber, schob seine Mütze, wie zum Zeichen der Zustimmung, wieder nach hinten und sagte: „Frau Räthin haben blos zu befehlen."

Und nun gingen sie zwischen langen und niedrigen Backsteinöfen hin, den blos mannsbreiten Mittelgang hinauf, bis an die Stelle, wo dieser Mittelgang in das große Palmenhaus einmündete. Wenige Schritte noch und sie befanden sich wie am Eingang eines Tropenwaldes und der mächtige Glasbau wölbte sich über ihnen. Hier standen die Prachtexemplare der Van der Straaten'schen Sammlung: Palmen, Drakäen, Riesenfarren, und eine Wendeltreppe schlängelte sich hinauf, erst bis in die Kuppel und dann um diese selbst herum und in einer der hohen Emporen des Langschiffes weiter.

Unterwegs war nicht gesprochen worden.

Als sie jetzt unter der hohen Wölbung hielten, entsann sich Kagelmann, etwas wichtiges vergessen zu haben. Eigentlich aber wollt' er nur zurück und sagte: „Frau Räthin wissen ja nu Bescheid un kennen die Galerie. Da wo der kleine Tisch is un die kleinen Stühle, das ist der beste Platz,

un is wie ne Laube, un janz dicht. Un da sitzt ooch immer der Herr Commercienrath. Un keiner sieht ihn. Un das hat er am liebsten." Und danach verabschiedete sich der Alte, wandte sich aber noch einmal um, um zu fragen, „ob er das Fräulein schicken solle?"

„Gewiß, Kagelmann. Wir warten."

Und als sie nun allein waren, nahm Rubehn den Vortritt und stieg hinauf und eilte sich, als er oben war, der noch auf der Wendeltreppe stehenden Melanie die Hand zu reichen. Und nun gingen sie weiter über die kleinen klirrenden Eisenbrettchen hin, die hier als Dielen lagen, bis sie zu der von Kagelmann beschriebenen Stelle kamen, besser beschrieben, als er selber wissen mochte. Wirklich, es war eine phantastisch aus Blattkronen gebildete Laube, fest geschlossen, und überall an den Gurten und Ribben der Wölbung hin rankten sich Orchideen, die die ganze Kuppel mit ihrem Duft erfüllten. Es athmete sich wonnig aber schwer in dieser dichten Laube; dabei war es, als ob hundert Geheimnisse sprächen, und Melanie fühlte, wie dieser berauschende Duft ihre Nerven hinschwinden machte. Sie zählte jenen von äußeren Eindrücken, von Luft und Licht abhängigen Naturen zu, die der Frische bedürfen,

um selber frisch zu sein. Ueber ein Schneefeld hin, bei rascher Fahrt und scharfem Ost, — da wär' ihr der heitere Sinn, der tapfere Muth ihrer Seele wiedergekommen, aber diese weiche, schlaffe Luft machte sie selber weich und schlaff, und die Rüstung ihres Geistes lockerte sich und löste sich und fiel.

„Anastasia wird uns nicht finden.“

„Ich vermisse sie nicht.“

„Und doch will ich nach ihr rufen.“

„Ich vermisse sie nicht,“ wiederholte Rubehn und seine Stimme zitterte. „Ich vermisse nur das Lied, das sie damals sang, als wir im Boot über den Strom fuhren. Und nun rathe.“

„Long, long ago....“

Er schüttelte den Kopf.

„O säh ich auf der Haide dort....“

„Auch d a s nicht, Melanie.“

„Rothtraut,“ sagte sie leis'.

Und nun wollte sie sich erheben. Aber er litt es nicht und kniete nieder und hielt sie fest, und sie flüsterten Worte, so heiß und so süß, wie die Luft, die sie athmeten.

Endlich aber war die Dämmerung gekommen, und breite Schatten fielen in die Kuppel. Und als alles immer noch still blieb, stiegen sie die

Treppe hinab und tappten sich durch ein Gewirr von Palmen, erst bis in den Mittelgang und dann in's Freie zurück.

Draußen fanden sie Anastasia.

„Wo Du nur bliebst!" fragte Melanie befangen. „Ich habe mich geängstigt um Dich und mich. Ja, es ist so. Frage nur. Und nun hab ich Kopfweh."

Anastasia nahm unter Lachen den Arm der Freundin und sagte nur: „Und Du wunderst Dich über Kopfweh! Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen."

Melanie wurde roth bis an die Schläfe. Aber die Dunkelheit half es ihr verbergen. Und so schritten sie der Villa zu, darin schon die Lichter brannten.

Alle Thüren und Fenster standen auf, und von den frisch gemähten Wiesen her kam eine balsamische Luft. Anastasia setzte sich an den Flügel und sang und neckte sich mit Rubehn, der bemüht war, auf ihren Ton einzugehen. Aber Melanie sah vor sich hin und schwieg und war weit fort. Auf hoher See. Und in ihrem Herzen klang es wieder: Wohin treiben wir?!

Eine Stunde später erschien Van der Straaten und rief ihnen schon vom Corridor her in Spott

und guter Laune zu: „Ah, die Gemeinde der Heiligen! Ich würde fürchten zu stören. Aber ich bringe gute Zeitung!"

Und als alles sich erhob und entweder wirklich neugierig war oder sich wenigstens das Ansehen davon gab, fuhr er in seinem Berichte fort: „Excellenz sehr gnädig. Alles sondirt und abgemacht. Was noch aussteht, ist Form und Bagatelle. Oder Sitzung und Schreiberei. Melanie, wir haben heut einen guten Schritt vorwärts gethan. Ich verrathe weiter nichts. Aber das glaub' ich sagen zu dürfen: von diesem Tag an datirt sich eine neue Aera des Hauses Van der Straaten."

XIII. Weihnachten.

Die nächsten Tage, die viel Besuch brachten, stellten den unbefangenen Ton früherer Wochen anscheinend wieder her, und was von Befangenheit blieb, wurde, die Freundin abgerechnet, von Niemandem bemerkt, am wenigsten von Van der Straaten, der mehr denn je seinen kleinen und großen Eitelkeiten nachhing.

Und so näherte sich der Herbst und der Park wurde schöner, je mehr sich seine Blätter

färbten, bis gegen Ende September der Zeitpunkt wieder da war, der, nach altem Herkommen, dem Aufenthalt in der Villa draußen ein Ende machte.

Schon in den unmittelbar voraufgehenden Tagen war Rubehn nicht mehr erschienen, weil allernächst liegende Pflichten ihn an die Stadt gefesselt hatten. Ein jüngerer Bruder von ihm, von einem alten Procuristen des Hauses begleitet, war zu rascher Etablirung des Zweiggeschäfts herübergekommen, und ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen gelang es denn auch wirklich, in den ersten Octobertagen eine Filiale des großen Frankfurter Bankhauses in's Leben zu rufen.

Van der Straaten nahm an all diesen Hergängen den größten Antheil und sah es als ein gutes Zeichen und eine Gewähr geschäftskundiger Leitung an, daß Rubehns Besuche seltener wurden und in den Novemberwochen beinahe ganz aufhörten. In der That erschien unser neuer „Filial-Chef", wie der Commercienrath ihn zu nennen beliebte, nur noch an den kleinen und kleinsten Gesellschaftstagen, und hätte wohl auch an diesen am liebsten gefehlt. Denn es konnt' ihm nicht entgehen, und entging ihm auch wirklich nicht, daß ihm von Reiff und Duquede, ganz

besonders aber von Gryczinski, mit einer vornehm ablehnenden Kühle begegnet wurde. Die schöne Jacobine suchte freilich durch halbverstohlene Freundlichkeiten Alles wieder ins Gleiche zu bringen und beschwor ihn, ihres Schwagers Haus doch nicht ganz zu vernachlässigen, um ihretwillen nicht und um Melanie's willen nicht, aber jedesmal, wenn sie den Namen nannte, schlug sie doch verlegen die Augen nieder und brach rasch und ängstlich ab, weil ihr Gryczinski sehr bestimmte Weisungen gegeben hatte, jedwedes Gespräch mit Rubehn entweder ganz zu vermeiden, oder doch auf wenige Worte zu beschränken.

Um vieles heiterer gestalteten sich die kleinen Reunions, wenn die Gryczinski's fehlten und statt ihrer blos die beiden Maler und Fräulein Anastasia zugegen waren. Dann wurde wieder gescherzt und gelacht, wie damals in dem Stralauer Kaffeehaus, und Van der Straaten, der mittlerweile von Besuchen, sogar von häufigen Besuchen gehört hatte, die Rubehn in Anastasia's Wohnung gemacht haben solle, hing in Ausnutzung dieser ihm hinterbrachteu Thatsache seiner alten Neigung nach, alle dabei Betheiligten in's Komische zu ziehen und zum Gegenstande seiner

Schraubereien zu machen. Er sähe nicht ein, wenigstens für seine Person nicht, warum er sich eines reinen und auf musikalischer Glaubenseinigkeit aufgebauten Verhältnisses nicht aufrichtig freuen solle, ja die Freude darüber würd' ihm einfach als Pflicht erscheinen, wenn er nicht andererseits den alten Satz wieder bewahrheitet fände, daß jedes neue Recht immer nur unter Kränkung alter Rechte geboren werden könne. Das neue Recht (wie der Fall hier läge) sei durch seinen Freund Rubehn, das alte Recht durch seinen Freund Elimar vertreten, und wenn er diesem letzteren auch gerne zugestehe, daß er in vielen Stücken er selbst geblieben, ja bei Tische sogar als eine Potenzirung seiner selbst zu erachten sei, so läge doch gerade hierin die nicht wegzuleugnende Gefahr. Denn er wisse wohl, daß dieses Plus an Verzehrung einen furchtbaren Gleichschritt mit Elimars innerem verzehrenden Feuer halte. Wes Namens aber dieses Feuer sei, ob Liebe, Haß oder Eifersucht, das wisse nur der, der in den Abgrund sieht.

In dieser Weise zischten und platzten die reichlich umhergeworfenen Van der Straaten'schen Schwärmer, von deren Sprühfunken sonderbarer Weise diejenigen am wenigsten berührt wurden,

auf die sie berechnet waren. Es lag eben alles anders, als der commerzienräthliche Feuerwerker annahm. Elimar, der sich auf der Stralauer Partie weit über Wunsch und Willen hinaus engagirt hatte, hatte durch Rubehns anscheinende Rivalität eine Freiheit wieder gewonnen, an der ihm viel, viel mehr als an Anastasia's Liebe gelegen war, und diese selbst wiederum vergaß ihr eigenes, offenbar im Niedergange begriffenes Glück in dem Wonnegefühl, ein anderes hochinteressantes Verhältniß unter ihren Augen und ihrem Schutze heranwachsen zu sehen. Sie schwelgte mit jedem Tage mehr in der Rolle der Confidenten und weit über das gewöhnliche Maß hinaus mit dem alten Evahange nach dem Heimlichen und Verbotenen ausgerüstet, zählte sie diese Winterwochen nicht nur zu den angeregtesten ihres an Anregungen so reichen Lebens, sondern erfreute sich nebenher auch noch des unbeschreiblichen Vergnügens, den ihr au fond unbequemen und widerstrebenden Van der Straaten gerade dann am herzlichsten belachen zu können, wenn dieser sich in seiner Sultanslaune gemüßigt fühlte, sie zum Gegenstand allgemeiner und natürlich auch seiner eigenen Lachlust zu machen.

In der That, unser commercienräthlicher

Freund hätte bei mehr Aufmerksamkeit und weniger Eigenliebe stutzig werden und über das Lächeln und den Gleichmuth Anastasia's den eigenen Gleichmuth verlieren müssen; er gab sich aber umgekehrt einer Vertrauensseligkeit hin, für die, bei seinem sonst soupçonnösen und pessimistischen Charakter, jeder Schlüssel gefehlt haben würde, wenn er nicht unter Umständen, und auch jetzt wieder, der Mann völlig entgegengesetzter Voreingenommenheiten gewesen wäre. In seiner Scharfsicht oft übersichtig und Dinge sehend, die gar nicht da waren, übersah er ebenso oft andere, die klar zu Tage lagen. Er stand in der abergläubischen Furcht, in seinem Glücke von einem vernichtenden Schlage bedroht zu sein, aber nicht heut und nicht morgen, und je bestimmter und unausbleiblicher er diesen Schlag von der Zukunft erwartete, desto sicherer und sorgloser erschien ihm die Gegenwart. Und am wenigsten sah er sich von der Seite her gefährdet, von der aus die Gefahr so nahe lag und von jedem Andern erkannt worden wäre. Doch auch hier wiederum stand er im Bann einer vorgefaßten Meinung und zwar eines künstlich konstruirten Rubehn, der mit dem wirklichen eine ganz oberflächliche Verwandtschaft, aber in der That auch

nur diese hatte. Was sah er in ihm? Nichts als ein Frankfurter Patrizierkind, eine ganz und gar auf Anstand und Hausehre gestellte Natur, die zwar in jugendliche Thorheiten verfallen, aber einen Vertrauens- und Hausfriedensbruch nie und nimmer begehen könne. Zum Ueberflusse war er verlobt und um so verlobter, je mehr er es bestritt. Und Abends beim Thee, wenn Anastasia zugegen und das Verlobungs-Thema 'mal wieder an der Reihe war, hieß es vertraulich und gut gelaunt: „Ihr Weiber hört ja das Gras wachsen und nun gar erst das Gras! Ich wäre doch neugierig zu hören, an wen er sich verthan hat. Eine Vermuthung hab' ich und wette zehn gegen eins, an eine Freiin vom deutschen Uradel, etwa Schreck von Schreckenstein oder Sattler von der Hölle.“ Und dann widersprachen beide Damen, aber doch so klug und so vorsichtig, daß ihr Widerspruch, anstatt irgend etwas zu beweisen, eben nur dazu diente, Van der Straaten in seiner vorgefaßten Meinung immer fester zu machen.

Und so kam Heiligabend und im ersten Saale der Bildergalerie waren all' unsre Freunde, mit Ausnahme Rubehns, um den brennenden Baum her versammelt. Elimar und Gabler hatten es sich nicht nehmen lassen, auch ihrerseits zu

der reichen Bescheerung beizusteuern: ein riesiges Puppenhaus, drei Stock hoch, und im Souterrain eine Waschküche mit Herd und Kessel und Rolle. Und zwar eine altmodische Rolle mit Steinkasten und Mangelholz. Und sie rollte wirklich. Und es unterlag alsbald keinem Zweifel, daß das Puppenhaus den Triumph des Abends bildete und beide Kinder waren selig. Sogar Lydia that ihre Vornehmheits-Allüren bei Seit' und ließ sich von Elimar in die Luft werfen und wieder fangen. Denn er war auch Turner und Akrobat. Und selbst Melanie lachte mit und schien sich des Glücks der Andern zu freuen oder es gar zu theilen. Wer aber schärfer zugesehen hätte, der hätte wohl wahrgenommen, daß sie sich bezwang, und mitunter war es, als habe sie geweint. Etwas unendlich Weiches und Wehmüthiges lag in dem Ausdruck ihrer Augen, und der Polizeirath sagte zu Duquede: „Sehen Sie, Freund, ist sie nicht schöner denn je?"

„Blaß und angegriffen," sagte dieser. „Es giebt Leute, die blaß und angegriffen immer schön finden. Ich nicht. Sie wird überhaupt überschätzt, in allem, und am meisten in ihrer Schönheit."

An den Aufbau schloß sich wie gewöhnlich ein Souper und man endete mit einem schwedischen

Punsch. Alles war heiter und guter Dinge. Melanie belebte sich wieder, gewann auch wieder frischere Farben, und als sie Riekchen und Anastasia, die bis zuletzt geblieben waren, bis an die Treppe geleitete, rief sie dem kleinen Fräulein mit ihrer freundlichen und herzgewinnenden Stimme nach: Und sieh Dich vor, Riekchen. Christel sagt mir eben, es glatteist." Und dabei bückte sie sich über das Geländer und grüßte mit der Hand.

„O, ich falle nicht," rief die Kleine zurück. „Kleine Leute fallen überhaupt nicht. Und am wenigsten „wenn sie vorn und hinten gut balanciren."

Aber Melanie hörte nichts mehr von dem, was Riekchen sagte. Der Blick über das Geländer hatte sie schwindlig gemacht, und sie wäre gefallen, wenn sie nicht Van der Straaten aufgefangen und in ihr Zimmer zurückgetragen hätte. Er wollte klingeln und nach dem Arzte schicken. Aber sie bat ihn, es zu lassen. Es sei nichts, oder doch nichts Ernstes, oder doch nichts, wobei der Arzt ihr helfen könne.

Und dann sagte sie, was es sei.

XIV. Entschluß.

Erst den dritten Tag danach hatte sich Melanie hinreichend erholt, um in der Alsenstraße, wo sie seit Wochen nicht gewesen war, einen Besuch machen zu können. Vorher aber wollte sie bei der Madame Guichard, einer vor Kurzem erst etablirten Französin, vorsprechen, deren Confections und künstliche Blumen ihr durch Anastasia gerühmt worden waren. Van der Straaten rieth ihr, weil sie noch angegriffen sei, lieber den Wagen zu nehmen, aber Melanie bestand darauf, alles zu Fuß abmachen zu wollen. Und so kleidete sie sich in ihr diesjähriges Weihnachtsgeschenk, einen Nerz-Pelz und ein Castorhütchen mit Straußenfeder, und war eben auf dem letzten Treppenabsatz, als ihr Rubehn begegnete, der inzwischen von ihrem Unwohlsein gehört hatte und nun kam, um nach ihrem Befinden zu fragen.

„Ah, wie gut daß Sie kommen," sagte Melanie. „Nun hab' ich Begleitung auf meinem Gange. Van der Straaten wollte mir seinen Wagen aufzwingen, aber ich sehne mich nach Luft und Bewegung. Ach, unbeschreiblich .... Mir ist so bang und schwer ...."

Und dann unterbrach sie sich und setzte rasch hinzu: „Geben Sie mir Ihren Arm. Ich will zu meiner Schwester. Aber vorher will ich Ballblumen kaufen und dahin sollen Sie mich begleiten. Eine halbe Stunde nur. Und dann geb' ich Sie frei, ganz frei."

„Das dürfen Sie nicht, Melanie. Das werden Sie nicht."

„Doch."

„Ich will aber nicht freigegeben sein."

Melanie lachte. „So seid ihr. Tyrannisch und eigenmächtig auch noch in eurer Huld, auch dann noch, wenn ihr uns dienen wollt. Aber kommen Sie. Sie sollen mir die Blumen aussuchen helfen. Ich vertraue ganz Ihrem Geschmack. Granatblüthen; nicht wahr?"

Und so gingen sie die große Petristraße hinunter und vom Platz aus durch ein Gewirr kleiner Gassen, bis sie, hart an der Jägerstraße, das Geschäft der Madame Guichard entdeckten, einen kleinen Laden, in dessen Schaufenster ein Theil ihrer französischen Blumen ausgebreitet lag.

Und nun traten sie ein. Einige Cartons wurden ihnen gezeigt und ehe noch viele Worte gewechselt waren, war auch schon die Wahl ge-

troffen. In der That, Rubehn hatte sich für eine Granatblüthen-Garnitur entschieden und eine Directrice, die mit zugegen war, versprach alles zu schicken. Melanie selbst aber gab der Französin ihre Karte. Diese versuchte den langen Titel und Namen zu bewältigen, und ein Lächeln flog erst über ihr Gesicht, als sie das „née de Caparoux" las. Ihre nicht hübschen Züge verklärten sich plötzlich, und es war mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Glück und Wehmuth, daß sie sagte: „Madame est Française! .... Ah, notre belle France."

Dieser kleine Zwischenfall war an Melanie nicht gleichgiltig vorübergegangen, und als sie draußen ihres Freundes Arm nahm, sagte sie: „Hörten Sie's wohl? Ah, notre belle France! Wie das so sehnsüchtig klang. Ja, sie hat ein Heimweh. Und alle haben wir's. Aber wohin? wonach? .... Nach unsrem Glück .... Nach unsrem Glück! Das Niemand kennt und Niemand sieht. Wie heißt es doch in dem Schubert'schen Liede?"

„Da, wo Du nicht bist, ist das Glück."

„Da, wo Du nicht bist," wiederholte Melanie.

Rubehn war bewegt und sah ihr unwill-

kürlich nach den Augen. Aber er wandte sich wieder, weil er die Thräne nicht sehen wollte, die darin glänzte.

Vor dem großen Platz, in den die Straße mündet, trennten sie sich. Er, für sein Theil, hätte sie gern weiter begleitet, aber sie wollt' es nicht und sagte leise: „Nein Rubehn, es war der Begleitung schon zuviel. Wir wollen die bösen Zungen nicht vor der Zeit herausfordern. Die bösen Zungen, von denen ich eigentlich kein Recht habe zu sprechen. Adieu." Und sie wandte sich noch einmal und grüßte mit leichter Bewegung ihrer Hand.

Er sah ihr nach, und ein Gefühl von Schreck und ungeheurer Verantwortlichkeit über ein durch ihn gestörtes Glück überkam ihn und erfüllte plötzlich sein ganzes Herz. Was soll werden? fragte er sich. Aber dann wurde der Ausdruck seiner Züge wieder milder und heitrer, und er sagte vor sich hin: „Ich bin nicht der Narr, der von Engeln spricht. Sie war keiner und ist keiner. Gewiß nicht. Aber ein freundlich Menschenbild ist sie, so freundlich, wie nur je eines über diese arme Erde gegangen ist . . . Und ich liebe sie, viel, viel mehr, als ich geglaubt habe, viel, viel mehr, als ich je geglaubt hätte,

daß ich lieben könnte. Muth, Melanie, nur Muth. Es werden schwere Tage kommen, und ich sehe sie schon zu Deinen Häupten stehen. Aber mir ist auch, als klär' es sich dahinter. O, nur Muth, Muth!"

* * *

Eine halbe Woche danach war Sylvester und auf dem kleinen Balle, den Gryczinski's gaben, war Melanie die Schönste. Jacobine trat zurück und gönnte der älteren Schwester ihre Triumphe. „Superbes Weib. Aegyptische Königstochter," schnarrte Rittmeister von Schnabel, der wegen seiner eminenten Ulanen-Figur aus der Provinz in die Residenz versetzt worden war und von dem Gryczinski zu sagen pflegte: „Der geborene Prinzessinnentänzer. Nur schade, daß es keine Prinzessinnen mehr giebt."

Aber Schnabel war nicht der einzige Melanie-Bewunderer. In der letzten Fensternische stand eine ganze Gruppe von jungen Offizieren: Wensky von den Ohlauer kaffeebraunen Husaren, enragirter Sportsman und Steeple-Chase-Reiter (Oberschenkel dreimal an derselben Stelle gebrochen), neben ihm Ingenieur-Hauptmann Stiffelius, berühmter Redner, mager und trocken wie seine Gleichungen, und zwischen beiden

Lieutenant Tigris, kleiner, kräpscher Füsilier-Offizier vom Regiment Zauche-Belzig, der aus Gründen, die Niemand kannte, mehrere Jahre lang der Pariser Gesandtschaft attachirt gewesen war und sich seit dem für einen Halbfranzosen, Libertin und Frauenmarder hielt. Junge Mädchen waren ihm „ridikül". Er schob eben, trotzdem er wahre Luchsaugen hatte, sein an einem kurzen Seidenbande hängendes Pince-nez zurecht und sagte: „Wensky, Sie sind ja so gut wie zu Haus hier, und eigentlich Hahn im Korbe. Wer ist denn dieser Prachtkopf mit den Granatblüthen? Ich könnte schwören, sie schon gesehen zu haben. Aber wo? Halb die Herzogin von Mouchy und halb die Beauffremont. Un teint de lys et de rose, et tout à fait distinguée."

„Sie treffen es gut genug, mon cher Tigris," lachte Wensky, „'s ist die Schwester unsrer Gryczinska, eine geborne de Caparoux."

„Drum, drum auch. Jeder Zoll eine Französin. Ich konnte mich nicht irren. Und wie sie lacht."

Ja, Melanie lachte wirkich. Aber wer sie die folgenden Tage gesehen hätte, der hätte die Beauté jenes Ballabends in ihr nicht wieder erkannt, am wenigsten wär' er ihrem Lachen be-

gegnet. Sie lag leidend und abgehärmt, uneins mit sich und der Welt, auf dem Sopha und las ein Buch, und wenn sie's gelesen hatte, so durchblätterte sie's wieder, um sich einigermaßen zurückzurufen was sie gelesen. Ihre Gedanken schweiften ab. Rubehn kam, um nach ihr zu fragen, aber sie nahm ihn nicht an und grollte mit ihm wie mit jedem. Und ihr wurde nur leichter um's Herz, wenn sie weinen konnte.

So vergingen ein paar Wochen, und als sie wieder aufstand und sprach, und wieder nach den Kindern und dem Haushalte sah, schärfer und eindringlicher als sonst, war ihr der energische Muth ihrer früheren Tage zurückgekehrt, aber nicht die Stimmung. Sie war reizbar, heftig, bitter. Und was schlimmer, auch capriciös. Van der Straaten unternahm einen Feldzug gegen diesen vielköpfigen Feind und im Einzelnen nicht ohne Glück, aber in der Hauptsache griff er fehl, und während er ihrer Reizbarkeit klugerweise mit Nachgiebigkeit begegnete, war er, ihrer Caprice gegenüber, unklugerweise darauf aus, sie durch Zärtlichkeit besiegen zu wollen. Und das entschied über ihn und sie. Jeder Tag wurd' ihr qualvoller, und die sonst so stolze und siegessichere

Frau, die mit dem Manne, dessen Spielzeug sie zu sein schien und zu sein vorgab, durch viele Jahre hin immer nur ihrerseits gespielt hatte, sie schrak jetzt zusammen und gerieth in ein nervöses Zittern, wenn sie von fern her seinen Schritt auf dem Corridore hörte. Was wollte er? Um was kam er? Und dann war es ihr, als müsse sie fliehen und aus dem Fenster springen. Und kam er dann wirklich und nahm ihre Hand, um sie zu küssen, so sagte sie: „Geh. Ich bitte Dich. Ich bin am liebsten allein."

Und wenn sie dann allein war, so stürzte sie fort, oft ohne Ziel, öfter noch in Anastasiens stille, zurückgelegene Wohnung, und wenn dann der Erwartete kam, dann brach alle Noth ihres Herzens in bittre Thränen aus und sie schluchzte und jammerte, daß sie dieses Lügenspiel nicht mehr ertragen könne. „Steh mir bei, hilf mir, Ruben, oder Du siehst mich nicht lange mehr. Ich muß fort, fort, wenn ich nicht sterben soll vor Scham und Gram."

Und er war mit erschüttert und sagte: „Sprich nicht so, Melanie. Sprich nicht, als ob ich nicht alles wollte, was Du willst. Ich habe Dein Glück gestört (wenn es ein Glück war) und ich will es wieder aufbauen. Ueberall in der

Welt, wie Du willst und wo Du willst. Jede Stunde, jeden Tag."

Und dann bauten sie Luftschlösser und träumten und hatten eine lachende Zukunft um sich her. Aber auch wirkliche Pläne wurden laut und sie trennten sich unter glücklichen Thränen.

XV. Die Vernezobres.

Und was geplant worden war, das war Flucht. Den letzten Tag im Januar wollten sie sich an einem der Bahnhöfe treffen, in früher Morgenstunde, und dann fahren weit, weit in die Welt hinein, nach Süden zu, über die Alpen. „Ja, über die Alpen," hatte Melanie gesagt und aufgeathmet, und es war ihr dabei gewesen, als wär' erst ein neues Leben für sie gewonnen, wenn der große Wall der Berge trennend und schützend hinter ihr läge. Und auch darüber war gesprochen worden, was zu geschehen habe, wenn Van der Straaten ihr Vorhaben etwa hindern wolle. „Das wird er nicht," hatte Melanie gesagt. „Und warum nicht? Er ist nicht immer der Mann der zarten Rücksichtnahmen und liebt es mitunter, die Welt und ihr Gerede zu brüskiren." „Und doch wird er sich's ersparen, sich

und uns. Und wenn Du wieder fragst, warum? Weil er mich liebt. Ich hab' es ihm freilich schlecht gedankt. Ach, Ruben, Freund, was sind wir in unserem Thun und Wollen! Undank, Untreue .... mir so verhaßt! Und doch .... ich thät' es wieder, alles, alles. Und ich will es nicht anders, als es ist."

So vergingen die Januarwochen. Und nun war es die Nacht vor dem festgesetzten Tage. Melanie hatte sich zu früher Stunde niedergelegt und ihrer alten Dienerin befohlen, sie Punkt drei zu wecken. Auf diese konnte sie sich unbedingt verlassen, trotzdem Christel ihren Dienstjahren, aber freilich auch nur diesen nach, zu jenen Erbstücken des Hauses gehörte, die sich unter Duquede's Führung in einer stillen Opposition gegen Melanie gefielen.

Und kaum daß es drei geschlagen, so war Christel da, fand aber ihre Herrin schon auf und konnte derselben nur noch beim Ankleiden behilflich sein. Und auch das war nicht viel, denn es zitterten ihr die Hände, und sie hatte, wie sie sich ausdrückte, „einen Flimmer vor den Augen." Endlich aber war doch alles fertig, der feste Lederstiefel saß, und Melanie sagte:

„So ist's gut, Christel. Und nun gieb die Handtasche her, daß wir packen können."

Christel holte die Tasche, die dicht am Fenster auf einer Spiegelconsole stand, und öffnete das Schloß. „Hier, das thu hinein. Ich hab' alles aufgeschrieben." Und Melanie riß, als sie dies sagte, ein Blatt aus ihrem Notizbuch und gab es der Alten. Diese hielt den Zettel neben das Licht und las und schüttelte den Kopf.

„Ach meine gute, liebe Frau, das ist ja gar nichts .... Ach meine liebe, gute Frau, Sie sind ja ...."

„So verwöhnt, willst Du sagen. Ja, Christel, das bin ich. Aber Verwöhnung ist kein Glück. Ihr habt hier ein Sprichwort: „wenig mit Liebe." Und die Leute lachen darüber. Aber über das Wahrste wird immer gelacht. Und dann, wir gehen ja nicht aus der Welt. Wir reisen blos. Und auf Reisen heißt es: Leicht Gepäck. Und sage selbst, Christel, ich kann doch nicht mit einem Riesenkoffer aus dem Hause gehen. Da fehlte blos noch der Schmuck und die Cassette."

Melanie hatte, während sie so sprach, ihre Hände dicht über das halb niedergebrannte Feuer gehalten. Denn es war kalt und sie fröstelte.

Jetzt setzte sie sich in einen nebenstehenden Fauteuil und sah abwechselnd in die glühenden Kohlen und dann wieder auf Christel, die das Wenige, was aufgeschrieben war, in die Tasche that und immer leise vor sich hinsprach und weinte. Und nun war alles hinein, und sie drückte den Bügel in's Schloß und stellte die Tasche vor Melanie nieder.

So verging eine Weile. Keiner sprach. Endlich aber trat Christel von hinten her an ihre junge Herrin heran und sagte: „Jott, liebe, jnädige Frau, muß es denn .... Bleiben Sie doch. Ich bin ja blos solche alte, dumme Person. Aber die Dummen sind oft gar nicht so dumm. Und ich sag Ihnen, meine liebe Jnädigste, Sie jlauben jar nich, woran sich der Mensch alles jewöhnen kann. Jott, der Mensch jewöhnt sich an alles. Und wenn man reich ist und hat so viel, da kann man auch viel aushalten. Un vor mir wollt' ich woll einstehn. Un wie jeht es denn? Un wie leben denn die Menschen? In jedes Haus is'n Gespenst, sagen sie jetzt, un das is so'ne neumodsche Redensart! Aber wahr is es. Und in manches Haus sind zweie, un rumoren, daß man's bei hellen, lichten Dage hören kann. Un so war es auch bei Vernezobres. Ich

bin ja nu fufzig, und dreiundzwanzig hier. Un sieben vorher bei Vernezobres. Un war auch Commercienrath un alles ebenso. Das heißt beinah."

„Und wie war es denn?" lächelte Melanie.

„Jott, wie war es? Wie's immer is. Sie war dreißig un er war fufzig. Und sie war sehr hübsch. Drall und blond, sagten die Leute. Na, un er? Ich will jar nich sagen, was die Leute von ihm alles gesagt haben. Aber viel Jutes war es nich .... Un natürlich, da war ja denn auch ein Baumeister, das heißt eigentlich kein richtiger Baumeister, blos einer der immer Brücken baut vor Eisenbahnen un so, un immer mit'n Gitter un schräge Löcher, wo man durchkucken kann. Un der war ja nu da un wie'n Wiesel, un immer mit in's Concert un nach Saatwinkel oder Pichelsberg, un immer's Jaquet über'n Arm, un Fächer un Sonnenschirm, un immer Erdbeeren gesucht un immer verirrt un nie da, wenn die Herrschaften wieder nach Hause wollten. Un unser Herr, der ängstigte sich un dacht' immer, es wäre was passirt. Un was die andern waren, na, die tuschelten."

„Und trennten sie sich? Oder blieben sie zusammen? Ich meine die Vernezobres," fragte

Melanie, die mit halber Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Natürlich blieben sie. Mal hört' ich, weil ich nebenan war, daß er sagte: „Hulda, das geht nicht.“ Denn sie hieß wirklich Hulda. Und er wollt' ihr Vorwürfe machen. Aber da kam er ihr jrade recht. Und sie drehte den Spieß um un sagte: was er nur wolle? Sie wolle fort. Un sie liebe ihn, das heißt den andern, un ihn liebe sie nicht. Un sie dächte gar nicht dran, ihn zu lieben. Und es wär eijentlich blos zum Lachen. Und so ging es weiter und sie lachte wirklich. Und ich sag Ihnen, da wurd' er wie'n Ohrwurm und sagte blos: „sie sollte sich's doch überlegen.“ Un so kam es denn auch, un als Ende Mai war, da kam ja der Vernezobre'sche Doktor, so'n richtiger, der alles janz genau wußte, der sagte, „sie müßte nachs Bad,“ wovon ich aber den Namen immer vergesse, weil da der Wellenschlag am stärksten ist. Un das war ja nu damals, als sie jrade die große Hängebrücke bauten, un die Leute sagten, er könnt es alles am besten ausrechnen. Un was unser Commercienrath war, der kam immer blos Sonnabends. Un die Woche hatten sie frei. Un als Ende August war, oder so, da

kam sie wieder und war ganz frisch un munter un hatte orntlich rothe Backen, und cajolirte ihn. Und von ihm war gar keine Rede mehr."

Melanie hatte, während Christel sprach, ein paar Holzscheite auf die Kohlen geworfen, so daß es wieder prasselte, und sagte: „Du meinst es gut. Aber so geht es nicht. Ich bin doch anders. Und wenn ich's nicht bin, so bild' ich es mir wenigstens ein."

„Jott," sagte Christel, „en bischen anders is es immer. Un sie war auch blos von Neu-Cölln an's Wasser, un die Singuhr immer jrade gegenüber. Aber die war nich Schuld mit „Ueb' immer Treu und Redlichkeit."

„Ach, meine gute Christel, Treu und Redlichkeit! Danach drängt es jeden, jeden, der nicht ganz schlecht ist. Aber weißt Du, man kann auch treu sein, wenn man untreu ist. Treuer als in der Treue."

„Jott, liebe Jnädigste, sagen Se doch so was nich. Ich versteh es eigentlich nich. Un das muß ich Ihnen sagen, wenn einer so was sagt un ich versteh es nicht, denn is es immer schlimm. Und Sie sagen, Sie sind anders. Ja, das is schon richtig, un wenn es auch nich janz richtig is, so is es doch halb richtig. Un was

die Hauptsache is, das is, meine liebe Jnädigste, die hat eijentlich das liebe kleine Herz auf'n rechten Fleck, un is immer für helfen und geben, un immer für die armen Leute. Un was die Vernezobern war, na, die putzte sich blos, un war immer vor'n Stehspiegel, der alles noch hübscher machte, und sah aus wie's Modejournal und war eijentlich dumm. Wie'n Haubenstock, sagten die Leute. Un war auch nich so was Vornehmes, wie meine liebe Jnädigste, un blos aus ne' Färberei, türkischroth. Aber das muß ich Ihnen sagen, Ihrer is doch auch anders als der Vernezobern Ihrer war, und hat sich gar nich, un red't immer frei weg, un kann keinen was abschlagen. Un zu Weihnachten immer alles doppelt."

Melanie nickte.

„Nu, sehen Sie, meine liebe Jnädigste, das is hübsch, daß Sie mir zunicken, un wenn Sie mir immer wieder zunicken, dann kann es auch alles noch wieder werden un wir packen alles wieder aus, un Sie legen sich in's Bett un schlafen bis an'n hellen lichten Tag. Un Klocker zwölfe bring ich Ihnen Ihren Kaffee un Ihre Chokolade, alles gleich auf ein Brett, un wenn ich Ihnen dann erzähle, daß wir hier gesessen

und was wir alles gesprochen haben, dann is es Ihnen wie'n Traum. Denn dabei bleib ich, er is eijentlich auch ein juter Mann, ein sehr juter, un blos ein bischen sonderbar. Und sonderbar is nichts Schlimmes. Und ein reicher Mann wird es doch wohl am Ende dürfen! Un wenn ich reich wäre, ich wäre noch viel sonderbarer. Un daß er immer so spricht un solche Redensarten macht, als hätt' er keine Bildung nich un wäre von'n Wedding oder so, ja, Du himmlische Güte, warum soll er nich? warum soll er nich so reden, wenn es ihm Spaß macht? er is nu 'mal für's Berlinsche. Aber is er denn nich einer? Und am Ende ....."

XVI. Abschied.

Christel unterbrach sich und zog sich erschrocken in die Nebenstube zurück, denn Van der Straaten war eingetreten. Er war noch in demselben Gesellschaftsanzug, in dem er, eine Stunde nach Mitternacht, nach Hause gekommen war und seine überwachten Züge zeigten Aufregung und Ermattung. Von welcher Seite her er Mittheilung über Melanie's Vorhaben erhalten hatte, blieb unaufgeklärt. Aus allem war nur ersichtlich, daß

er sich gelobt hatte, die Dinge ruhig gehen zu lassen. Und wenn er dennoch kam, so geschah es nicht, um gewaltsam zu hindern, sondern nur um Vorstellungen zu machen, um zu bitten. Es kam nicht der empörte Mann, sondern der liebende.

Er schob einen Fauteuil an das Feuer, ließ sich nieder, so daß er jetzt Melanie gegenüber saß, und sagte leicht und geschäftsmäßig: „Du willst fort, Melanie?"

„Ja, Ezel."

„Warum?"

„Weil ich einen andern liebe."

„Das ist kein Grund."

„Doch."

„Und ich sage Dir, es geht vorüber, Lanni. Glaube mir, ich kenne die Frauen. Ihr könnt das Einerlei nicht ertragen, auch nicht das Einerlei des Glücks. Und am verhaßtesten ist Euch das eigentliche, das höchste Glück, das Ruhe bedeutet. Ihr seid auf die Unruhe gestellt. Ein bischen schlechtes Gewissen habt Ihr lieber, als ein gutes, das nicht prickelt, und unter allen Sprichwörtern ist Euch das vom „besten Ruhekissen" am langweiligsten und am lächerlichsten. Ihr wollt garnicht ruhen. Es soll Euch immer was kribbeln und zwicken, und Ihr habt den überspannt sinn=

lichen oder meinetwegen auch den heroischen Zug, daß Ihr dem Schmerz die süße Seite abzugewinnen wißt."

„Es ist möglich, daß Du recht hast, Ezel. Aber je mehr Du Recht hast, je mehr rechtfertigst Du mich und mein Vorhaben. Ist es wirklich, wie Du sagst, so wären wir geborene Hazardeurs, und Va banque spielen so recht eigentlich unsere Natur. Und natürlich auch die meinige."

Er hörte sie gern in dieser Weise sprechen, es klang ihm wie aus guter, alter Zeit her, und er sagte, während er den Fauteuil vertraulich näher rückte: „Laß uns nicht spießbürgerlich sein, Lanni. Sie sagen, ich wär ein Bourgeois, und es mag sein. Aber ein Spießbürger bin ich nicht. Und wenn ich die Dinge des Lebens nicht sehr groß und nicht sehr ideal nehme, so nehm' ich sie doch auch nicht klein und eng. Ich bitte Dich, übereile nichts. Meine Course stehen jetzt niedrig, aber sie werden wieder steigen. Ich bin nicht Geck genug, mir einzubilden, daß Du schönes und liebenswürdiges Geschöpf, verwöhnt und ausgezeichnet von den Klügsten und Besten, daß Du mich aus purer Neigung oder gar aus Liebesschwärmerei genommen hättest. Du hast mich genommeu, weil Du noch jung

warst und noch keinen liebtest, und in Deinem witzigen und gesunden Sinn einsehen mochtest, daß die jungen Attachés auch keine Helden und Halbgötter wären. Und weil die Firma Van der Straaten einen guten Klang hatte. Also nichts von Liebe. Aber Du hast auch nichts gegen mich gehabt und hast mich nicht ganz alltäglich gefunden und hast mit mir geplaudert und gelacht und gescherzt. Und dann hatten wir die Kinder, die doch schließlich reizende Kinder sind, zugestanden Dein Verdienst, und Du hast enfin an die zehn Jahr in der Vorstellung und Erfahrung gelebt, daß es nicht zu den schlimmsten Dingen zählt, eine junge, bequem gebettete Frau zu sein und der Augapfel ihres Mannes, eine junge, verwöhnte Frau, die thun und lassen kann, was sie will, und als Gegenleistung nichts andres einzusetzen braucht, als ein freundliches Gesicht, wenn es ihr gerade paßt. Und sieh, Melanie, weiter will ich auch jetzt nichts, oder sag ich lieber, will ich auch in Zukunft nichts. Denn in diesem Augenblick erscheint Dir auch das Wenige, was ich fordere, noch als zu viel. Aber es wird wieder anders, muß wieder anders werden. Und ich wiederhole Dir, ein Minimum ist mir genug. Ich will keine Leidenschaft. Ich will nicht, daß Du

mich ansehen sollst, als ob ich Leone Leoni wär' oder irgend ein anderer großer Romanheld, dem zu Liebe die Weiber Giftbecher trinken wie Mandelmilch und lächelnd sterben, blos um ihn noch einmal lächeln zu sehen. Ich bin nicht Leone Leoni, bin blos deutsch und von holländischer Abstraction, wodurch das Deutsche nicht besser wird, und habe die mir abstammlich zukommenden hohen Backenknochen. Ich bewege mich nicht in Illusionen, am wenigsten über meinen äußeren Menschen, und ich verlange keine Liebes-Großthaten von Dir. Auch nicht einmal Entsagungen. Entsagungen machen sich zuletzt von selbst, und das sind die besten. Die besten, weil es die freiwilligen und eben deshalb auch die dauerhaften und zuverlässigen sind. Uebereile nichts. Es wird sich alles wieder zurechtrücken."

Er war aufgestanden und hatte die Lehne des Fauteuils genommen, auf der er sich jetzt hin und her wiegte. „Und nun noch eins, Lanni," fuhr er fort, „ich bin nicht der Mann der Rücksichtsnahmen und hasse diese langweiligen „Regards" auf nichts und wieder nichts. Aber dennoch sag' ich Dir, nimm Rücksicht auf Dich selbst. Es ist nicht gut, immer nur an das zu denken, was die Leute sagen, aber es ist noch weniger gut, gar nicht

daran zu denken. Ich hab es an mir selbst erfahren. Und nun überlege. Wenn Du jetzt gehst . . . Du weißt, was ich meine. Du kannst jetzt nicht gehen; nicht jetzt."

„Eben deshalb geh ich, Ezel," antwortete sie leise. „Es soll klar zwischen uns werden. Ich habe diese schnöde Lüge satt."

Er hatte jedes Wort begierig eingesogen, wie man in entscheidenden Momenten auch das hören will, was einem den Tod giebt. Und nun war es gesprochen. Er ließ den Stuhl wieder nieder und warf sich hinein, und einen Augenblick war es ihm, als schwänden ihm die Sinne. Aber er erholte sich rasch wieder, rieb sich Stirn und Schläfe und sagte: „Gut. Auch das. Ich will es verwinden. Laß uns mit einander reden. Auch darüber reden. Du siehst, ich leide; mehr als all mein Lebtag. Aber ich weiß auch, es ist so Lauf der Welt und ich habe kein Recht, Dir Moral zu predigen. Was liegt nicht alles hinter mir! .... Es mußte so kommen, mußte nach dem Van der Straaten'schen Hausgesetz (warum sollen wir nicht auch ein Hausgesetz haben) und ich glaube fast, ich wußt' es von Jugend auf." Und nach einer Weile fuhr er fort: „Es giebt ein Sprichwort „Gottes Mühlen mahlen lang-

sam" und sieh, als ich noch ein kleiner Junge war, hört' ich's oft von unserer alten Kindermuhme und mir wurd' immer so bange dabei. Es war wohl eine Vorahnung. Nun bin ich zwischen den zwei Steinen, und mir ist, als würd' ich zermahlen und zermalmt...."

„Zermahlen?" Er schlug mit der rechten in die linke Hand und wiederholte noch einmal und in plötzlich verändertem Tone: „Zermahlen! Es hat eigentlich etwas Komisches. Und wahrhaftig, hol' die Pest alle feigen Memmen. Ich will mich nicht länger damit quälen. Und ich ärgere mich über mich selbst und meine Haberei und Thuerei. Bah, die Nachmittagsprediger der Weltgeschichte machen zuviel davon, und wir sind dumm genug und plappern es ihnen nach. Und immer mit Vergessen allereigenster Herrlichkeit, und immer mit Vergessen wie's war und ist und sein wird. Oder war es besser in den Tagen meines Pathen Ezechiel? Oder als Adam grub und Eva spann? Ist nicht das ganze alte Testament ein Sensationsroman? Dreidoppelte Geheimnisse von Paris! Und ich sage Dir, Lanni, gemessen an dem, sind wir die reinen Lämmchen, weiß wie Schnee. Waisenkinder. Und so höre mich denn. Es soll Niemand davon wissen, und ich will es

halten, als ob es mein eigen wäre. Deine ist es ja, und das ist die Hauptsache. Denn so Du's nicht übel nimmst, ich liebe Dich und will Dich behalten. Bleib. Es soll nichts sein. Soll nicht. Aber bleibe."

Melanie war, als er zu sprechen begann, tief erschüttert gewesen, aber er selbst hatte, je weiter er kam, dieses Gefühl wieder weggesprochen. Es war eben immer dasselbe Lied. Alles, was er sagte, kam aus einem Herzen voll Gütigkeit und Nachsicht, aber die Form, in die sich diese Nachsicht kleidete, verletzte wieder. Er behandelte das, was vorgefallen, aller Erschütterung unerachtet doch bagatellmäßig obenhin und mit einem starken Anfluge von cynischem Humor. Es war wohlgemeint, und die von ihm geliebte Frau sollte, seinem Wunsche nach, den Vortheil davon ziehn. Aber ihre vornehmere Natur sträubte sich innerlichst gegen eine solche Behandlungsweise. Das Geschehene, das wußte sie, war ihre Verurtheilung vor der Welt, war ihre Demüthigung, aber es war doch auch zugleich ihr Stolz, dies Einsetzen ihrer Existenz, dies rückhaltlose Bekenntniß ihrer Neigung. Und nun plötzlich sollt' es nichts sein, oder doch nicht viel mehr als nichts, etwas ganz Alltägliches, über

das sich hinwegsehn und hinweggehen lasse. Das widerstand ihr. Und sie fühlte deutlich, daß das Geschehene verzeihlicher war, als seine Stellung zu dem Geschehenen. Er hatte keinen Gott und keinen Glauben, und es blieb nur das Eine zu seiner Entschuldigung übrig: daß sein Wunsch, ihr goldne Brücken zu bauen, sein Verlangen nach Ausgleich um jeden Preis, ihn anders hatte sprechen lassen, als er in seinem Herzen dachte. Ja, so war es. Aber wenn es so war, so konnte sie dies Gnadengeschenk nicht annehmen. Jedenfalls wollte sie's nicht.

„Du meinst es gut, Ezel," sagte sie. „Aber es kann nicht sein. Es hat eben Alles seine natürliche Consequenz, und die, die hier spricht, die scheidet uns. Ich weiß wohl, daß auch Anderes geschieht, jeden Tag, und es ist noch keine halbe Stunde, daß mir Christel davon vorgeplaudert hat. Aber einem Jeden ist das Gesetz in's Herz geschrieben, und danach fühl' ich, ich muß fort. Du liebst mich, und deshalb willst Du darüber hinsehen. Aber Du darfst es nicht und Du kannst es auch nicht. Denn Du bist nicht jede Stunde derselbe, keiner von uns. Und keiner kann vergessen. Erinnerungen aber sind mächtig, und Fleck ist Fleck, und Schuld ist Schuld."

Sie schwieg einen Augenblick und bog sich rechts nach dem Kamin hin, um ein paar Kohlenstückchen in die jetzt hellbrennende Flamme zu werfen. Aber plötzlich, als ob ihr ein ganz neuer Gedanke gekommen, sagte sie mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres früheren Wesens: „Ach, Ezel, ich spreche von Schuld und wieder Schuld, und es muß beinah klingen, als sehnt' ich mich danach, eine büßende Magdalena zu sein. Ich schäme mich ordentlich der großen Worte. Aber freilich, es giebt keine Lebenslagen, in denen man aus der Selbsttäuschung und dem Komödienspiele herauskäme. Wie steht es denn eigentlich? Ich will fort, nicht aus Schuld, sondern aus Stolz, und will fort, um mich vor mir selber wieder herzustellen. Ich kann das kleine Gefühl nicht länger ertragen, das an aller Lüge haftet; ich will wieder klare Verhältnisse sehen und will wieder die Augen aufschlagen können. Und das kann ich nur, wenn ich gehe, wenn ich mich von Dir trenne und mich offen und vor aller Welt zu meinem Thun bekenne. Das wird ein groß Gerede geben, und die Tugendhaften und Selbstgerechten werden es mir nicht verzeihn. Aber die Welt besteht nicht aus lauter Tugendhaften und Selbstgerechten,

sie besteht auch aus Menschen, die Menschliches menschlich ansehen. Und auf die hoff' ich, die brauch ich. Und vor allem brauch ich mich selbst. Ich will wieder in Frieden mit mir selber leben und wenn nicht in Frieden, so doch wenigstens ohne Zwiespalt und zweierlei Gesicht."

Es schien, daß Van der Straaten antworten wollte, aber sie litt es nicht und sagte: „Sage nicht nein. Es ist so und nicht anders. Ich will den Kopf wieder hochhalten und mich wieder fühlen lernen. Alles ist eitel Selbstgerechtigkeit. Und ich weiß auch, es wäre besser und selbstsuchtsloser, ich bezwänge mich und bliebe, freilich immer vorausgesetzt, ich könnte mit einer Einkehr bei mir selbst beginnen. Mit Einkehr und mit Reue. Aber das kann ich nicht. Ich habe nur ein ganz äußerliches Schuldbewußtsein, und wo mein Kopf sich unterwirft, da protestirt mein Herz. Ich nenn' es selber ein störrisches Herz und ich versuche keine Rechtfertigung. Aber es wird nicht anders durch mein Schelten und Schmähen. Und sieh, so hilft mir denn Eines nur und reißt mich Eines nur aus mir heraus: ein ganz neues Leben und in ihm das, was das erste vermissen ließ: Treue. Laß mich gehen. Ich will nichts beschönigen, aber das laß mich sagen: es trifft sich

gut, daß das Gesetz, das uns scheidet und mein eignes selbstisches Verlangen zusammenfallen."

Er hatte sich erhoben, um ihre Hand zu nehmen, und sie ließ es geschehen. Als er sich aber niederbeugen und ihr die Stirn küssen wollte, wehrte sie's und schüttelte den Kopf. „Nein, Ezel, nicht so. Nichts mehr zwischen uns, was stört und verwirrt und quält und ängstigt, und immer nur erschweren und nichts mehr ändern kann.... Ich werd' erwartet. Und ich will mein neues Leben nicht mit einer Unpünktlichkeit beginnen. Unpünktlich sein, ist unordentlich sein. Und davor hab ich mich zu hüten. Es soll Ordnung in mein Leben kommen, Ordnung und Einheit. Und nun leb wohl und vergiß."

Er hatte sie gewähren lassen, und sie nahm die kleine Reisetasche, die neben ihr stand, und ging. Als sie bis an die Tapetenthür gekommen war, die zu der Kinderschlafstube führte, blieb sie stehen und sah sich noch einmal um. Er nahm es als ein gutes Zeichen und sagte: „Du willst die Kinder sehen!"

Es war das Wort, das sie gefürchtet hatte, das Wort, das in ihr selber sprach. Und ihre Augen wurden groß, und es flog um ihren Mund, und sie hatte nicht die Kraft ein „Nein" zu sagen.

Aber sie bezwang sich und schüttelte nur den Kopf und ging auf Thür und Flur zu.

Draußen stand Christel, ein Licht in der Hand, um ihrer Herrin das Täschchen abzunehmen und sie die beiden Treppen hinabzubegleiten. Aber Melanie wies es zurück und sagte: „laß Christel, ich muß nun meinen Weg allein finden.“ Und auf der zweiten Treppe, die dunkel war, begann sie wirklich zu suchen und zu tappen.

„Es beginnt früh,“ sagte sie.

Das Haus war schon auf, und draußen blies ein kalter Wind von der Brüderstraße her, über den Platz weg, und der Schnee federte leicht in der Luft. Sie mußte dabei des Tages denken, nun beinah jährig, wo der Rollwagen vor ihrem Hause hielt, und wo die Flocken auch wirbelten wie heut, und die kindische Sehnsucht über sie kam, zu steigen und zu fallen wie sie.

Und nun hielt sie sich auf die Brücke zu, die nach dem Spittelmarkt führt, und sah nichts als den Laternenanstecker ihres Reviers, der mit seiner langen schmalen Leiter immer vor ihr her lief und wenn er oben stand, halb neugierig und halb pfiffig auf sie niedersah und nicht recht wußte, was er aus ihr machen sollte.

Jenseits der Brücke kam eine Droschke langsam

auf sie zu. Der Kutscher schlief, und das Pferd eigentlich auch, und da nichts Besseres in Sicht war, so zupfte sie den immer noch Verschlafenen an seinem Mantel und stieg endlich ein und nannt' ihm den Bahnhof. Und es war auch, als ob er sie verstanden und zugestimmt habe. Kaum aber, daß sie saß, so wandt' er sich auf dem Bock um und brummelte durch das kleine Guckloch: „er sei Nachtdroschke, un janz klamm, un von Klock elwe nichts in'n Leib. Un er wolle jetzt nach Hause." Da mußte sie sich auf's Bitten legen, bis er endlich nachgab. Und nun schlug er auf das arme Thier los und holprig ging es die lange Straße hinunter.

Sie warf sich zurück und stemmte die Füße gegen den Rücksitz, aber die Kissen waren feucht und kalt, und das eben erlöschende Lämpchen füllte die Droschke mit einem trüben Qualm. Ihre Schläfe fühlten mehr und mehr einen Druck und ihr wurde weh und widrig in der elenden Armeleute-Luft. Endlich ließ sie die Fenster nieder und freute sich des frischen Windes, der durchzog. Und freute sich auch des erwachenden Lebens der Stadt, und jeden Bäckerjungen, der trällernd und pfeifend und seinen Korb mit Backwaaren hoch auf dem Kopf an ihr vorüberzog, hätte sie grüßen

mögen. Es war doch ein heiterer Ton, an dem sich ihre Niedergedrücktheit aufrichten konnte.

Sie waren jetzt bis an die letzte Querstraße gekommen, und in fortgesetztem und immer nervöser werdenden Hinaussehen erschien es ihr, als ob alle Fuhrwerke, die denselben Weg hatten, ihr eignes elendes Gefährt in wachsender Eil' überholten. Erst einige, dann viele. Sie klopfte, rief. Aber alles umsonst. Und zuletzt war es ihr, als läg' es an ihr, und als versagten ihr die Kräfte, und als sollte sie die letzte sein und käme nicht mehr mit, heute nicht und morgen nicht und nie mehr. Und ein Gefühl unendlichen Elends überkam sie. „Muth, Muth," rief sie sich zu und raffte sich zusammen und zog ihre Füße von dem Rücksitzkissen und richtete sich auf. Und sieh, ihr wurde besser. Mit ihrer äußeren Haltung kam ihr auch die innere zurück.

Und nun endlich hielt die Droschke und weil weder oben noch auch vorne bei dem Kutscher etwas von Gepäckstücken sichtbar war, war auch Niemand da, der sich dienstbar gezeigt und den Droschkenschlag geöffnet hätte. Sie mußt' es von innen her selber thun und sah sich um und suchte. „Wenn er nicht da wäre!" Doch sie hatte nicht Zeit, es auszudenken. Im nächsten

Augenblicke schon trat von einem der Auffahrts-pfeiler her Rubehn an sie heran und bot ihr die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Ihr Fuß stand eben auf dem mit Stroh um-wickelten Tritt und sie lehnte den Kopf an seine Schulter und flüsterte: „Gott sei Dank! Ach, war das eine Stunde! Sei gut, einzig Ge-liebter, und lehre sie mich vergessen.“

Und er hob die geliebte Last und setzte sie nieder, und nahm ihren Arm und das Täschchen, und so schritten sie die Treppe hinauf, die zu dem Perron und dem schon haltenden Zuge führte.

XVII. Della Salute.

„Nach Süden!“ Und in kurzen, oft mehr-tägig unterbrochenen Fahrten, wie sie Melanie's erschütterte Gesundheit unerläßlich machte, ging es über den Brenner, bis sie gegen Ende Februar in Rom eintrafen, um daselbst das Osterfest abzuwarten und „Nachrichten aus der Heimath“. Es war ein absichtlich indifferentes Wort, das sie wählten, während es sich doch in Wahrheit um Mittheilungen handelte, die für ihr Leben entscheidend waren, und die länger

ausblieben als erwünscht. Aber endlich waren sie da, diese „Nachrichten aus der Heimath", und der nächste Morgen bereits sah Beide vor dem Eingang einer kleinen englischen Kapelle, deren alten Reverend sie schon vorher kennen gelernt und durch seine Milde dazu bestimmt, in's Vertrauen gezogen hatten. Auch ein paar Freunde waren zugegen, und unmittelbar nach der kirchlichen Handlung brach man auf, um, nach monatelangem Eingeschlossensein in der Stadt, einmal außerhalb ihrer Mauern aufathmen und sich der Crocus- und Veilchenpracht in Villa d'Este freuen zu können. Und Alles freute sich wirklich, am meisten aber Melanie. Sie war glücklich, unendlich glücklich. Alles was ihr das Herz bedrückt hatte, war wie mit einem Schlage von ihr genommen und sie lachte wieder, wie sie seit lange nicht mehr gelacht hatte, kindlich und harmlos. Ach, wem dies Lachen wurde, dem bleibt es, und wenn es schwand, so kehrt es wieder. Und es überdauert alle Schuld und baut uns die Brücken vorwärts und rückwärts in eine bessere Zeit.

Wohl, es war ihr so frei geworden an diesem Tag, aber sie wollt' es noch freier haben, und als sie, bei Dunkelwerden, in ihre Wohnung

zurückkehrte, drin die treffliche römische Wirthin außer dem hohen Kaminfeuer auch schon die dreidochtige Lampe angezündet hatte, beschloß sie, denselben Abend noch an ihre Schwester Jacobine zu schreiben, allerlei Fragen zu thun und nebenher von ihrem Glück und ihrer Reise zu plaudern.

Und sie that es und schrieb.

Meine liebe Jacobine. Heute war ein rechter Festestag und was mehr ist, auch ein glücklicher Tag, und ich möchte meinem Danke so gern einen Ausdruck geben. Und da schreib' ich denn. Und an wen lieber, als an Dich, Du mein geliebtes Schwesterherz. Oder willst Du das Wort nicht mehr hören? Oder darfst Du nicht?

Ich schreibe Dir diese Zeilen in der Via Catena, einer kleinen Querstraße, die nach dem Tiber hin führt, und wenn ich die Straße hinuntersehe, so blinken mir, vom andern Ufer her, ein paar Lichter entgegen. Und diese Lichter kommen von der Farnesina, der berühmten Villa, drin Amor und Psyche so zu sagen aus allen Fensterkappen sehen. Aber ich sollte nicht so scherzhaft über derlei Dinge sprechen, und ich könnt' es auch nicht, wenn wir heute nicht in

der Capelle gewesen wären. Endlich, endlich! Und weißt Du, wer mit unter den Zeugen war? Unser Hauptmann von Brausewetter, Dein alter Tänzer von Dachrödens her. Und lieb und gut und ohne Hoffarth. Und wenn man in der Acht ist, die noch schlimmer ist als das Unglück, so hat man ein Auge dafür, und das Bild, Du weißt schon, über das ich damals so viel gespottet und gescherzt habe, es will mir nicht aus dem Sinn. Immer dasselbe „Steinige, steinige". Und die Stimme schweigt, die vor den Pharisäern das himmlische Wort sprach.

Aber nichts mehr davon, ich plaudre lieber.

Wir reisten in kleinen Tagereisen und ich war anfänglich abgespannt und freudlos, und wenn ich eine Freude zeigte, so war es nur um Rubens willen. Denn er that mir so leid. Eine weinerliche Frau! Ach, das ist das schlimmste, was es giebt. Und gar erst auf Reisen. Und so ging es eine ganze Woche lang, bis wir in die Berge kamen. Da wurd' es besser, und als wir neben dem schäumenden Inn hinfuhren und an demselben Nachmittage noch in Innsbruck ein wundervolles Quartier fanden, da fiel es von mir ab und ich konnte wieder aufathmen. Und als Ruben sah, daß mir Alles so wohlthat und

mich erquickte, da blieb er noch den folgenden Tag und besuchte mit mir alle Kirchen und Schlösser und zuletzt auch die Kirche, wo Kaiser Max begraben liegt. Es ist derselbe von der Martinswand her, und derselbe auch, der zu Luthers Zeiten lebte. Freilich schon als ein sehr alter Herr. Und es ist auch der, den Anastasius Grün als „Letzten Ritter" gefeiert hat, worin er vielleicht etwas zu weit gegangen ist. Ich glaube nämlich nicht, daß er der letzte Ritter war. Er war überhaupt zu stark und zu corpulent für einen Ritter, und ohne Dir schmeicheln zu wollen, find' ich, daß Gryczinski ritterlicher ist. Sonderbarerweise fühl' ich mich überhaupt eingepreußter als ich dachte, so daß mir auch das Bildniß Andreas Hofers wenig gefallen hat. Er trägt einen Tyroler Spruch-Gürtel um den Leib und wurde zu Mantua, wie Du vielleicht gehört haben wirst, erschossen. Manche tadeln es, daß er sich geängstigt haben soll. Ich für mein Theil habe nie begreifen können, wie man es tadeln will, nicht gern erschossen zu werden.

Und dann gingen wir über den Brenner, der ganz in Schnee lag, und es sah wundervoll aus, wie wir an derselben Bergwand, an der unser Zug emporkletterte, zwei, drei andre Züge

tief unter uns sahen, so winzig und unscheinbar wie die Futterkästchen an einem Zeisigbauer. Und denselben Abend noch waren wir in Verona. Das vorige Mal, als ich dort war, hatt' ich es nur passirt, jetzt aber blieben wir einen Tag, weil mir Ruben das altrömische Theater zeigen wollte, das sich hier befindet. Es war ein kalter Tag und mich fror in dem eisigen Winde, der ging, aber ich freue mich doch, es gesehen zu haben. Wie beschreib ich es Dir nur? Du mußt Dir das Opernhaus denken, aber nicht an einem gewöhnlichen Tage, sondern an einem Subscriptionsball-Abend, und an der Stelle, wo die Musik ist, rundet es sich auch noch. Es ist nämlich ganz eiförmig und amphitheatralisch, und der Himmel als Dach darüber, und ich würd' es Alles sehr viel mehr noch genossen haben, wenn ich mich nicht hätte verleiten lassen, in einem benachbarten Restaurant ein Salami-Frühstück zu nehmen, das mir um ein Erhebliches zu national war.

Die Woche darauf kamen wir nach Florenz, und wenn ich Duquede wäre, so würd' ich sagen: es wird überschätzt. Es ist voller Engländer und Bilder, und mit den Bildern wird man nicht fertig. Und dann haben sie die „Cascinen", etwas wie unsre Thiergarten- oder Hofjäger-

Allee, worauf sie sehr stolz sind, und man sieht auch wirklich Fuhrwerke mit sechs und zwölf und sogar mit vierundzwanzig Pferden. Aber ich habe sie nicht gesehen und will Dich durch Zahlenangaben nicht beirren. Ueber den Arno führt eine Budenbrücke, nach Art des Rialto, und wenn Du von den vielen Kirchen und Klöstern absehen willst, so gilt der alte Herzogspalast als die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt. Und am schönsten finden sie den kleinen Thurm, der aus der Mitte des Palastes aufwächst, nicht viel anders als ein Schornstein mit einem Kranz und einer Galerie darum. Es soll aber sehr originell gedacht sein. Und zuletzt findet man es auch. Und in der Nähe befindet sich eine lange schmale Gasse, die neben der Hauptstraße herläuft und in der beständig Wachteln am Spieß gebraten werden. Und Alles riecht nach Fett, und dazwischen Lärm und Blumen und aufgethürmter Käse, so daß man nicht weiß, wo man bleiben und ob man sich mehr entsetzen oder freuen soll. Aber zuletzt freut man sich, und es ist eigentlich das Hübscheste, was ich auf meiner ganzen Reise gesehen habe. Natürlich Rom ausgenommen. Und nun bin ich in Rom.

Aber Herzens-Jacobine, davon kann ich Dir heute nicht schreiben, denn ich bin schon auf dem vierten Blatt und Ruben wird ungeduldig und wirft aus seiner dunklen Ecke Confetti nach mir, trotzdem wir den Carneval längst hinter uns haben. Und so brech' ich denn ab und thue nur noch ein paar Fragen.

Freilich, jetzt wo ich die Fragen stellen will, wollen sie mir nicht recht aus der Feder und Du mußt sie errathen. Räthsel sind es nicht. In Deiner Antwort sei schonend, aber verschweige nichts. Ich muß das Unangenehme, das Schmerzliche tragen lernen. Es ist nicht anders. Ueber all das geb ich mich keinen Illusionen hin. Wer in die Mühle geht, wird weiß. Und die Welt wird schlimmere Vergleiche wählen. Ich möchte nur, daß bei meiner Verurtheilung über die „mildernden Umstände“ nicht ganz hinweg gegangen würde. Denn sieh, ich konnte nicht anders. Und ich habe nur noch den einen Wunsch, daß es mir vergönnt sein möchte, dies zu beweisen. Aber dieser Wunsch wird mir versagt bleiben und ich werd' allen Trost in meinem Glück und alles Glück in meiner Zurückgezogenheit suchen und finden müssen. Und das werd' ich. Ich habe genug von dem Geräusch des Lebens gehabt und

ich sehne mich nach Einkehr und Stille. Die hab' ich hier. Ach, wie schön ist diese Stadt, und mitunter ist es mir, als wär' es wahr und als käm' uns jedes Heil und jeder Trost aus Rom und nur aus Rom. Es ist ein seliges Wandeln an diesem Ort, ein Sehen und Hören als wie im Traum.

Und nun meine süße Jacobine, lebe wohl und schreibe recht viel und recht ausführlich. Es interessirt mich alles, und ich sehne mich nach Nachricht, vor allem nach Nachricht..... Aber Du weißt es ja. Nichts mehr davon. Immer die Deine. Melanie R.

Der Brief wurde noch denselben Abend zur Post gegeben, in dem dunklen Gefühl, daß eine rasche Beförderung auch eine rasche Antwort erzwingen könne. Aber diese Antwort blieb aus, und die darin liegende Kränkung würde sehr schmerzlich empfunden worden sein, wenn nicht Melanie wenige Tage nach Absendung des Briefes, in ihre frühere Melancholie zurückverfallen wäre. Sie glaubte bestimmt, daß sie sterben werde, versuchte zu lächeln und brach doch plötzlich in einen Strom von Thränen aus. Denn sie hing am Leben und genoß inmitten ihres Schmerzes ein unendliches Glück: die Nähe des geliebten Mannes.

Und sie hatte wohl Recht, sich dieses Glückes zu freuen. Denn alle Tugenden Rubehns zeigten sich um so heller, je trüber die Tage waren. Er kannte nur Rücksicht; keine Mißstimmung, keine Klage werde laut, und über das Vornehme seiner Natur wurde die Zurückhaltung darin vergessen.

Und so vergingen trübe Wochen.

Ein deutscher Arzt endlich, den man zu Rathe zog, erklärte, daß vor allem das Stillsitzen vermieden, dagegen umgekehrt für beständig neue Eindrücke gesorgt werden müsse. Mit anderen Worten, das was er vorschlug, war ein beständiger Orts- und Luftwechsel. Ein solch' tagtägliches Hin und Her sei freilich selber ein Uebel, aber ein kleineres, und jedenfalls das einzige Mittel, der inneren Ruhelosigkeit abzuhelfen.

Und so wurden denn neue Reisepläne geschmiedet und von der Kranken apathisch angenommen.

In kurzen Etappen, unter geflissentlicher Vermeidung von Eisenbahn und großen Straßen, ging es, durch Umbrien, immer höher hinauf an der Ostküste hin, bis sich plötzlich herausstellte, daß man nur noch zehn Meilen von Venedig entfernt sei. Und siehe, da kam ihr ein tiefes und sehnsüchtiges Verlangen, ihrer Stunde dort

warten zu wollen. Und sie war plötzlich wie verändert und lachte wieder und sagte: „Della Salute! Weißt Du noch? .... Es heimelt mich an, es erquickt mich: das Wohl, das Heil! O, komm. Dahin wollen wir."

Und sie gingen, und dort war es, wo die bange Stunde kam. Und einen Tag lang wußte der Zeiger nicht, wohin er sich zu stellen habe, ob auf Leben oder Tod. Als aber am Abend, von über dem Wasser her, ein wunderbares Läuten begann, und die todtmatte Frau auf ihre Frage „von wo" die Antwort empfing „von Della Salute", da richtete sie sich auf und sagte: „Nun weiß ich, daß ich leben werde."

XVIII. Wieder daheim.

Und ihre Hoffnung hatte sie nicht betrogen. Sie genas und erst als die Herbsttage kamen, und das Gedeihen des Kindes und vor allem auch ihr eigenes Wohlbefinden einen Aufbruch gestattete, verließen sie die Stadt, an die sie sich durch ernste und heitere Stunden auf's innigste gekettet fühlten, und gingen in die Schweiz, um in dem lieblichsten der Thäler, in dem Thale

„zwischen den Seen" eine neue vorläufige Rast zu suchen.

Und sie lebten hier glücklich-stille Wochen, und erst als ein scharfer Nordwest vom Thuner See nach dem Brienzer hinüber fuhr und den Tag darauf der Schnee so dicht fiel, daß nicht nur die „Jungfrau" sondern auch jede kleinste Kuppe verschneit und vereist in's Thal hernieder sah, sagte Melanie: „Nun ist es Zeit. Es kleidet nicht jeden Menschen das Alter und nicht jede Landschaft der Schnee. Der Winter ist in diesem Thale nicht zu Haus oder paßt wenigstens nicht recht hierher. Und ich möchte nun wieder da hin, wo man sich mit ihm eingelebt hat und ihn versteht."

„Ich glaube gar," lachte Rubehn, „Du sehnst Dich nach der Rousseau-Insel!"

„Ja," sagte sie. „Und nach viel anderem noch. Sieh, in drei Stunden könnte ich von hier aus in Genf sein und das Haus wiedersehen, darin ich geboren wurde. Aber ich habe keine Sehnsucht danach. Es zieht mich nach dem Norden hin und ich empfind' ihn mehr und mehr als meine Herzensheimath. Und was auch dazwischen liegt, er muß es bleiben."

*　*　*

Und an einem milden Decembertage waren Rubehn und Melanie wieder in der Hauptstadt eingetroffen und mit ihnen die Vreni oder „das Vrenel", eine derbe schweizerische Magd, die sie, während ihres Aufenthalts in Interlaken, zur Abwartung des Kindes angenommen hatten. Eine vorzügliche Wahl. Am Bahnhof aber waren sie von Rubehns jüngerem Bruder empfangen und in ihre Wohnung eingeführt worden: eine reizende Mansarde dicht am Westende des Thiergartens, ebenso reich wie geschmackvoll eingerichtet, und beinah Wand an Wand mit Duquede. „Sollen wir gute Nachbarschaft mit ihm halten?" hatten sie sich im Augenblick ihres Eintretens unter gegenseitiger Heiterkeit gefragt.

Melanie war sehr glücklich über Wohnung und Einrichtung, überhaupt über Alles, und gleich am andern Vormittage setzte sie sich, als sie allein war, in eine der tiefen Fensternischen und sah auf die bereiften Bäume des Parks und auf ein paar Eichkätzchen, die sich haschten und von Ast zu Ast sprangen. Wie oft hatte sie dem zugesehen, wenn sie mit Liddi und Heth durch den Thiergarten gefahren war! Es stand plötzlich Alles wieder vor ihr, und sie fühlte,

daß ein Schatten auf die heiteren Bilder ihrer Seele fiel.

Endlich aber zog es auch sie hinaus, und sie wollte die Stadt wieder sehen, die Stadt und bekannte Menschen. Aber wen? Sie konnte nur bei der Freundin, bei dem Musikfräulein vorsprechen. Und sie that es auch, ohne daß sie schließlich eine Freude davon gehabt hätte. Anastasia kam ihr vertraulich und beinah überheblich entgegen, und in begreiflicher Verstimmung darüber kehrte Melanie nach Hause zurück. Auch hier war nicht alles, wie es sein sollte, das Vrenel in schlechter Laune, die Zimmer überheizt, und ihre Heiterkeit kam erst wieder, als sie Rubehns Stimme draußen auf dem Vorflur hörte.

Und nun trat er ein.

Es war um die Theestunde, das Wasser brodelte schon, und sie nahm des geliebten Mannes Arm und schritt plaudernd mit ihm über den dicken, türkischen Teppich hin. Aber er litt von der Hitze, die sie mit ihrem Taschentuche vergeblich fortzufächeln bemüht war. „Und nun sind wir im Norden!“ lachte er. „Und nun sage, haben wir im Süden je so was von Gluth und Samum auszuhalten gehabt?“

„O doch, Ruben. Entsinnst Du Dich noch, als wir das erste Mal nach dem Lido hinausfuhren? Ich wenigstens vergeß es nicht. All mein Lebtag hab ich mich nicht so geängstigt, wie damals auf dem Schiff: erst die Schwüle und dann der Sturm. Und dazwischen das Blitzen. Und wenn es noch ein Blitzen gewesen wäre! Aber wie feurige Laken fiel es vom Himmel. Und Du warst so ruhig."

„Das bin ich immer, Herz, oder such' es wenigstens zu sein. Mit unserer Unruhe wird nichts geändert und noch weniger gebessert."

„Ich weiß doch nicht, ob Du Recht hast. In unserer Angst und Sorge beten wir, auch wir, die wir's in unseren guten Tagen an uns kommen lassen. Und das versöhnt die Götter. Denn sie wollen, daß wir uns in unserer Kleinheit und Hülfsbedürftigkeit fühlen lernen. Und haben sie nicht Recht?"

„Ich weiß nur, daß Du Recht hast. Immer. Und Dir zu Liebe sollen auch die Götter Recht haben. Bist Du zufrieden damit?"

„Ja und nein. Was Liebe darin ist, ist gut, oder ich hör' es wenigstens gern. Aber ...."

„Lassen wir das „aber" und nehmen wir lieber unseren Thee, der uns ohnehin schon er-

wartet. Und er hilft auch immer und gegen Alles, und wird uns auch aus dieser afrikanischen Hitze helfen. Um aber sicher zu gehen, will ich doch lieber noch das Fenster öffnen." Und er that's, und unter dem halb aufgezogenen Rouleau hin zog eine milde Nachtluft ein.

„Wie mild und weich," sagte Melanie.

„Zu weich," entgegnete Rubehn. „Und wir werden uns auf kältere Luftströme gefaßt machen müssen."

XIX. Incognito.

Melanie war froh wieder daheim zu sein.

Was sich ihr nothwendig entgegen stellen mußte, das übersah sie nicht, und die Furcht, der Rubehn Ausdruck gegeben hatte, war auch ihre Furcht. Aber sie war doch andrerseits sanguinischen Gemüths genug, um der Hoffnung zu leben, sie werd' es überwinden. Und warum sollte sie's nicht? Was geschehen erschien ihr, der Gesellschaft gegenüber, so gut wie ausgeglichen; allem Schicklichen war genügt, alle Formen waren erfüllt, und so gewärtigte sie nicht einer Strenge zu begegnen, zu der die Welt in der Regel nur greift, wenn sie's zu müssen glaubt, vielleicht einfach in

dem Bewußtsein davon, daß, wer in einem Glashause wohnt, nicht mit Steinen werfen soll.

Melanie gewärtigte keines Rigorismus. Nichtsdestoweniger stimmte sie dem Vorschlage bei, wenigstens während der nächsten Wochen noch ein Incognito bewahren und erst von Neujahr an die nöthigsten Besuche machen zu wollen.

So war es denn natürlich, daß man den Weihnachtsabend im engsten Zirkel verbrachte. Nur Anastasia, Rubehns Bruders und der alte Frankfurter Procurist, ein versteifter und schweigsamer Junggeselle, dem sich erst beim dritten Schoppen die Zunge zu lösen pflegte, waren erschienen, um die Lichter am Christbaum brennen zu sehen. Und als sie brannten, wurd' auch das Anninettchen herbeigeholt, und Melanie nahm das Kind auf den Arm und spielte mit ihm und hielt es hoch. Und das Kind schien glücklich und lachte und griff nach den Lichtern.

Und glücklich waren Alle, besonders auch Rubehn, und wer ihn an diesem Abende gesehen hätte, der hätte nichts von Behagen und Gemüthlichkeit an ihm vermißt Alles Amerikanische war abgestreift.

In dem Nebenzimmer war inzwischen ein kleines Mahl servirt worden, und als einleitend

erst durch Anastasia und danach auch durch den jüngeren Rubehn ein paar scherzhafte Gesundheiten ausgebracht worden waren, erhob sich zuletzt auch der alte Procurist, um „aus vollem Glas und vollem Herzen" einen Schluß-Toast zu proponiren. Das Beste des Lebens, das wiss' er aus eigner Erfahrung, sei das Incognito. Alles was sich auf den Markt oder auf die Straße stelle, das tauge nichts, oder habe doch nur Alltagswerth; das, was wirklich Werth habe, das ziehe sich zurück, das berge sich in Stille, das verstecke sich. Die lieblichste Blume, darüber könne kein Zweifel sein, sei das Veilchen, und die poetischste Frucht, darüber könne wiederum kein Zweifel sein, sei die Walderdbeere. Beide versteckten sich aber, beide ließen sich suchen, beide lebten so zu sagen incognito. Und somit lasse er das Incognito leben, oder die Incognitos, denn Singular oder Plural sei ihm durchaus gleichgiltig;

> Das oder die,
> Ein volles Glas für Melanie;
> Die oder das,
> Für Ebenezer ein volles Glas.

Und danach fing er an zu singen.

Erst zu später Stunde trennte man sich und Anastasia versprach, am andern Tage zu Tisch

wieder zu kommen; abermals einen Tag später aber (Rubehn war eben in die Stadt gegangen), erschien das Vrenel, um in ihrem Schweizer Deutsch und zugleich in sichtlicher Erregung den Polizeirath Reiff zu melden. Und sie beruhigte sich erst wieder, als ihre junge Herrin antwortete: „Ah, sehr willkommen. Ich lasse bitten, einzutreten."

Melanie ging dem Angemeldeten entgegen. Er war ganz unverändert: derselbe Glanz im Gesicht, derselbe schwarze Frack, dieselbe weiße Weste.

„Welche Freude, Sie wieder zu sehen, lieber Reiff," sagte Melanie und wies mit der Rechten auf einen neben ihr stehenden Fauteuil. „Sie waren immer mein guter Freund, und ich denke, Sie bleiben es."

Reiff versicherte etwas von unveränderter Devotion und that Fragen über Fragen. Endlich aber ließ er durch Zufall oder Absicht auch den Namen Van der Straatens fallen.

Melanie blieb unbefangen und sagte nur: „Den Namen dürfen Sie nicht nennen, lieber Reiff, wenigstens jetzt nicht. Nicht als ob er mir unfreundliche Bilder weckte. Nein, o nein. Wäre das, so dürften Sie's. Aber gerade weil mir

der Name nichts Unfreundliches zurückruft, weil ich nur weiß, ihm, der ihn trägt, wehe gethan zu haben, so quält und peinigt er mich. Er mahnt mich an ein Unrecht, das dadurch nicht kleiner wird, daß ich es in meinem Herzen nicht recht als Unrecht empfinde. Also nichts von ihm. Und auch nichts ...." Und sie schwieg und fuhr erst nach einer Weile fort: „Ich habe nun mein Glück, ein wirkliches Glück; mais il faut payer pour tout et deux fois pour notre bonheur."

Der Polizeirath stotterte eine verlegene Zustimmung, weil er nicht recht verstanden hatte.

„Wir aber, lieber Reiff," nahm Melanie wieder das Wort, „wir müssen einen neutralen Boden finden. Und das werden wir. Das zählt ja zu den Vorzügen der großen Stadt. Es giebt immer hundert Dinge, worüber sich plaudern läßt. Und nicht blos um Worte zu machen, nein, auch mit dem Herzen. Nicht wahr? Und ich rechne darauf, Sie wiederzusehen."

Und bald danach empfahl sich Reiff, um die Droschke, darin er gekommen war, nicht allzu lange warten zu lassen. Melanie aber sah ihm nach und freute sich, als er wenige Häuser entfernt dem aus der Stadt zurückkommenden Rubehn begegnete. Beide grüßten einander.

„Reiff war hier," sagte Rubehn, als er einen Augenblick später eintrat. „Wie fandest Du ihn?"

„Unverändert. Aber verlegener als ein Polizeirath sein sollte."

„Schlechtes Gewissen. Er hat Dich aushorchen wollen."

„Glaubst Du?"

„Zweifellos. Einer ist wie der andre. Nur ihre Manieren sind verschieden. Und Reiff hat die Harmlosigkeits-Allüren. Aber vor dieser Species muß man doppelt auf der Hut sein. Und so lächerlich es ist, ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß wir morgen in's schwarze Buch kommen."

„Du thust ihm Unrecht. Er hat ein Attachement für mich. Oder ist es meinerseits blos Eitelkeit und Einbildung?"

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber diese guten Herren, .. ihr bester Freund, ihr leiblicher Bruder, ist nie sicher vor ihnen. Und wenn man sich darüber erstaunt oder beklagt, so heißt es ironisch und achselzuckend: c'est mon métier".

* * *

Eine Woche später hatte das neue Jahr begonnen und der Zeitpunkt war da, wo das

junge Paar aus seinem Incognito heraustreten wollte. Wenigstens Melanie. Sie war noch immer nicht bei Jacobine gewesen, und wiewohl sie sich, in Erinnerung an den unbeantwortet gebliebenen Brief, nicht viel gutes von diesem Besuche versprechen konnte, so mußt' er doch auf jede Gefahr hin gemacht werden. Sie mußte Gewißheit haben, wie sich die Gryczinskis stellen wollten.

Und so fuhr sie denn nach der Alsenstraße.

Schwereren Herzens als sonst stieg sie die mit Teppich belegte Treppe hinauf und klingelte. Und bald konnte sie hinter der Corridor-Glaswand ein Hin- und Herhuschen erkennen. Endlich aber wurde geöffnet.

„Ah, Emmy. Ist meine Schwester zu Haus?"

„Nein, Frau Commercien .... Ach, wie die gnädige Frau bedauern wird! Aber Frau von Heysing waren hier und haben die gnädige Frau zu dem großen Bilde abgeholt. Ich glaube „die Fackeln des Nero."

„Und der Herr Major?"

„Ich weiß es nicht," sagte das Mädchen verlegen. „Er wollte fort. Aber ich will doch lieber erst ...."

„O nein, Emmy, lassen Sie's. Es ist gut

so. Sagen Sie meiner Schwester, oder der gnädigen Frau, daß ich da war. Oder besser, nehmen Sie meine Karte ...."

Danach grüßte Melanie kurz und ging.

Auf der Treppe sagte sie leise vor sich hin. „Das ist er. Sie ist ein gutes Kind und liebt mich." Und dann legte sie die Hand auf's Herz und lächelte: „Schweig stille, mein Herze."

Rubehn, als er von dem Ausfall des Besuches hörte, war wenig überrascht, und noch weniger als am andern Morgen ein Brief eintraf, dessen zierlich verschlungenes J. v. G. über die Absenderin keinen Zweifel lassen konnte. Wirklich, es waren Zeilen von Jacobine. Sie schrieb:

„Meine liebe Melanie. Wie hab' ich es bedauert, daß wir uns verfehlen mußten. Und nach so langer Zeit! Und nachdem ich Deinen lieben, langen Brief unbeantwortet gelassen habe! Er war so reizend, und selbst Gryczinski, der doch so kritisch ist und alles immer auf Disposition hin ansieht, war eigentlich entzückt. Und nur an der einen Stelle nahm er Anstoß, daß alles Heil und aller Trost nach wie vor aus Rom kommen solle. Daß verdroß ihn, und er meinte, daß man dergleichen auch nicht im Scherze sagen dürfe. Und meine Vertheidigung ließ er nicht

gelten. Die meisten Gryczinskis sind nämlich noch katholisch, und ich denke mir, daß er so streng und empfindlich ist, weil er es persönlich los sein und von sich abwälzen möchte. Denn sie sind immer noch sehr difficil oben, und Gryczinski, wie Du weißt, ist zu klug, als daß er etwas wollen sollte, was man oben nicht will. Aber es ändert sich vielleicht wieder. Und ich bekenne Dir offen, mir wär' es recht, und ich für mein Theil hätte nichts dagegen, sie sprächen erst wieder von etwas andrem. Ist es denn am Ende wirklich so wichtig und eine so brennende Frage? Und wär' es nicht wegen der vielen Todten und Verwundeten, so wünscht' ich mir einen neuen Krieg. (Es heißt übrigens, sie rechneten schon wieder an einem.) Und hätten wir den Krieg, so wären wir die ganze Frage los und Gryczinski wäre Oberstlieutenant. Denn er ist der Dritte. Und ein paar von den alten Generälen, oder wenigstens von den ganz alten, werden doch wohl endlich abgehen müssen.

Aber ich schwatze von Krieg und Frieden und von Gryczinski und von mir, und vergesse ganz nach Dir und nach Deinem Befinden zu fragen. Ich bin überzeugt, daß es Dir gut geht und daß Du mit dem Wechsel in allen wesent-

lichen Stücken zufrieden bist. Er ist reich und jung, und bei Deinen Lebensanschauungen, mein' ich, kann es Dich nicht unglücklich machen, daß er unbetitelt ist. Und am Ende, wer jung ist, hofft auch noch. Und Frankfurt ist ja jetzt preußisch. Und da findet es sich wohl noch.

Ach, meine liebe Melanie, wie gerne wär' ich selbst gekommen, und hätte nach allem Großen und Kleinen gesehen, ja, auch nach allem Kleinen, und wem es eigentlich ähnlich ist. Aber er hat es mir verboten und hat auch dem Diener gesagt, „daß wir nie zu Hause sind." Und Du weißt, daß ich nicht den Muth habe, ihm zu widersprechen. Ich meine, wirklich zu widersprechen. Denn etwas widersprochen hab' ich ihm. Aber da fuhr er mich an und sagte: „Das unterbleibt. Ich habe nicht Lust um solcher Allotria willen bei Seite geschoben zu werden. Und sieh Dich vor, Jacobine. Du bist ein entzückendes kleines Weib (er sagte wirklich so), aber Ihr seid wie die Zwillinge, wie die Druv-Aepfel und es spukt Dir auch so was im Blut. Ich bin aber nicht Van der Straaten und führe keine Generositätskomödien auf. Am wenigsten auf meine Kosten." Und dabei warf er mir de haut en bas eine Kußhand zu und ging aus dem Zimmer.

Und was that ich? Ach, meine liebe Melanie, nichts. Ich habe nicht einmal geweint. Und nur erschrocken war ich. Denn ich fühle, daß er Recht hat und daß eine sonderbare Neugier in mir steckt. Und darin treffen es die Bibelleute, wenn sie so vieles auf unsere Neugier schieben.... Elimar, der freilich nicht mit zu den Bibelleuten gehört, sagte mal zu mir: „Das Hübscheste sei doch das Vergleichenkönnen.“ Er meinte, glaub ich, in der Kunst. Aber die Frage beschäftigt mich seitdem, und ich glaube kaum, daß es sich auf die Kunst beschränkt. Uebrigens hat Gryczinski noch in diesem Winter oder doch im Frühjahr eine kleine Generalstabsreise vor. Und dann sehe ich Dich. Und wenn er wiederkommt, so beicht' ich ihm Alles. Ich kann es dann. Er ist dann immer so zärtlich. Und ein Blaubart ist er überhaupt nicht. Und bis dahin Deine

Jacobine.

Melanie ließ das Blatt fallen und Rubehn nahm es auf. Er las nun auch und sagte: „Ja, Herz, das sind die Tage, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht. Ach, und sie *beginnen* erst. Aber laß, laß. Es rennt sich Alles todt und am ehesten *das*.“

Und er ging an den Flügel und spielte laut

und mit einem Anfluge heiterer Uebertreibung: „Mit meinem Mantel vor dem Sturm beschützt ich Dich, beschützt ich Dich.“

Und dann erhob er sich wieder und küßte sie, und sagte: „cheer up, dear!“

XX. Liddi.

„Cheer up, dear,“ hatte Rubehn Melanie zugerufen und sie wollte dem Zurufe folgen. Aber es glückte nicht, konnte nicht glücken, denn jeder neue Tag brachte neue Kränkungen. Niemand war für sie zu Haus, ihr Gruß wurde nicht erwidert, und ehe der Winter um war, wußte sie, daß man sie, nach einem stillschweigenden Uebereinkommen, in den Bann gethan habe. Sie war todt für die Gesellschaft, und die tiefe Niedergedrücktheit ihres Gemüths hätte sie zur Verzweiflung geführt, wenn ihr nicht Rubehn in dieser Bedrängniß zur Seite gestanden hätte. Nicht nur in herzlicher Liebe, nein vor allem auch in jener heitren Ruhe, die sich der Umgebung entweder mitzutheilen oder wenigstens nicht ohne stillen Einfluß auf sie zu bleiben pflegt. „Ich kenne das, Melanie. Wenn es in London etwas ganz

Apartes giebt, so heißt es „it is a nine days wonder,“ und mit diesen neun Tagen ist das höchste Maß von Erregungs-Andauer ausgedrückt. Das ist in London. Hier dauert es etwas länger, weil wir etwas kleiner sind. Aber das Gesetz bleibt dasselbe. Jedes Wetter tobt sich aus. Eines Tages haben wir wieder den Regenbogen und das Fest der Versöhnung.“

„Die Gesellschaft ist unversöhnlich.“

„Im Gegentheil. Zu Gerichte sitzen, ist ihr eigentlich unbequem. Sie weiß schon warum. Und so wartet sie nur auf das Zeichen, um das große Hinrichtungsschwert wieder in die Scheide zu stecken.“

„Aber dazu muß etwas geschehen.“

„Und das wird. Es bleibt selten aus und in den milderen Fällen eigentlich nie. Wir haben einen Eindruck gemacht und müssen ehrlich bemüht sein, einen andern zu machen. Einen entgegengesetzten. Aber auf demselben Gebiete ... Du verstehst?“

Sie nickte, nahm seine Hand und sagte: „Und ich schwöre Dir's, ich will. Und wo die Schuld lag, soll auch die Sühne liegen. Oder sag' ich lieber, der Ausgleich. Auch das ist ein Gesetz, so hoff' ich. Und das schönste von allen. Es braucht nicht alles Tragödie zu sein.“

In diesem Augenblicke wurde durch den Diener eine Karte hereingegeben: „Friederike Sawat v. Sawatzki, genannt Sattler v. d. Hölle, Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort in der Uckermark."

„O, laß uns allein, Rubehn," bat Melanie, während sie sich erhob und der alten Dame bis auf den Vorflur entgegenging. „Ach, mein liebes Riekchen! Wie mich das freut, daß Du kommst, daß Du da bist. Und wie schwer es Dir geworden sein muß .... Ich meine nicht blos die drei Treppen .... Ein halbes Stiftsfräulein und jeden Sonntag in Sanct Matthaei! Aber die Frommen, wenn sie's wirklich sind, sind immer noch die besten. Und sind gar nicht so schlimm. Und nun setze Dich, mein einziges, liebes Riekchen, meine liebe, alte Freundin!"

Und während sie so sprach, war sie bemüht, ihr beim Ablegen behilflich zu sein und das Seidenmäntelchen an einen Haken zu hängen, an den die Kleine nicht heranreichen konnte.

„Meine liebe, alte Freundin," wiederholte Melanie. „Ja, das warst Du, Riekchen, das bist Du gewesen. Eine rechte Freundin, die mir immer zum Guten gerathen und nie zum Munde gesprochen hat. Aber es hat nicht geholfen, und

ich habe nie begriffen, wie man Grundsätze haben kann oder Principien, was eigentlich dasselbe meint, aber mir immer noch schwerer und unnöthiger vorgekommen ist. Ich hab immer nur gethan, was ich wollte, was mir gefiel, wie mir gerade zu Muthe war. Und ich kann es auch so schrecklich nicht finden. Auch jetzt noch nicht. Aber gefährlich ist es, so viel räum' ich ein, und ich will es anders zu machen suchen. Will es lernen. Ganz bestimmt. Und nun erzähle. Mir brennen hundert Fragen auf der Seele."

Rietchen war verlegen eingetreten und auch verlegen geblieben, jetzt aber sagte sie, während sie die Augen niederschlug und dann wieder freundlich und fest auf Melanie richtete: „Habe doch 'mal sehen wollen .... Und ich bin auch nicht hinter seinem Rücken hier. Er weiß es und hat mir zugeredet."

Melanie flogen die Lippen. „Ist er erbittert? Sag', ich will es hören. Aus Deinem Munde kann ich alles hören. In den Weihnachtstagen war Reiff hier. Da mocht' ich es nicht. Es ist doch ein Unterschied, wer spricht. Ob die Neugier oder das Herz. Sag', ist er erbittert?"

Die Kleine bewegte den Kopf hin und her

und sagte: „Wie denn! Erbittert! Wär' er erbittert, so wär' ich nicht hier. Er war unglücklich und ist es noch. Und es zehrt und nagt an ihm. Aber seine Ruhe hat er wieder. Das heißt, so vor den Menschen. Und dabei bleibt es, denn er war Dir sehr gut, Melanie, so gut er nur einem Menschen sein konnte. Und Du warst sein Stolz, und er freute sich, wenn er Dich sah."

Melanie nickte.

„Sieh, Herzenskind, Du hast nicht anders gekonnt, weil Du das andre nicht gelernt hattest, das andre, worauf es ankommt, und weil Du nicht wußtest, was der Ernst des Lebens ist. Und Anastasia sang wohl immer: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" und Elimar drehte dann das Blatt um. Aber singen und erleben ist ein Unterschied. Und Du hast das Thränenbrot nicht gegessen und Anastasia hat es nicht gegessen, und Elimar auch nicht. Und so kam es, daß Du nur gethan hast, was Dir gefiel oder wie Dir zu Muthe war. Und dann bist Du von den Kindern fortgegangen, von den lieben Kindern, die so hübsch und so fein sind, und hast sie nicht einmal sehen wollen. Hast Dein eigen Fleisch und Blut verleugnet. Ach, mein armes, liebes

Herz, das kannst Du vor Gott und Menschen nicht verantworten."

Es war, als ob die Kleine noch weiter sprechen wollte. Aber Melanie war aufgesprungen und sagte: „Nein, Riekchen, an dieser Stelle hört es auf. Hier thust Du mir Unrecht. Sieh, Du kennst mich so gut und so lange schon, und fast war ich selber noch ein Kind, als ich in's Haus kam. Aber das Eine mußt Du mir lassen: ich habe nie gelogen und geheuchelt, und hab umgekehrt einen wahren Haß gehabt, mich besser zu machen als ich bin. Und diesen Haß hab ich noch. Und so sag' ich Dir denn, das mit den Kindern, mit meiner süßen kleinen Heth, die wie der Vater aussieht und doch gerade so lacht und so fahrig ist wie die Frau Mama, nein, Riekchen, das mit den Kindern, das trifft mich nicht."

„Und bist doch ohne Blick und Abschied gegangen."

Ja, das bin ich, und ich weiß es wohl, manch' andre hätt' es nicht gethan. Aber wenn man auf etwas an und für sich Trauriges stolz sein darf, so bin ich stolz darauf. Ich wollte gehn, das stand fest. Und wenn ich die Kinder sah, so konnt' ich nicht gehn. Und so hatt' ich denn meine Wahl zu treffen. Ich mag eine

falsche Wahl getroffen haben, in den Augen der Welt hab' ich es gewiß, aber es war wenigstens ein klares Spiel und offen und ehrlich. Wer aus der Ehe fortläuft und aus keinem andern Grund als aus Liebe zu einem andern Manne, der begiebt sich des Rechts, nebenher auch noch die zärtliche Mutter zu spielen. Und das ist die Wahrheit. Ich bin ohne Blick und ohne Abschied gegangen, weil es mir widerstand, Unheiliges und Heiliges durch einander zu werfen. Ich wollte keine sentimentale Verwirrung. Es steht mir nicht zu, mich meiner Tugend zu berühmen. Aber eines hab' ich wenigstens, Riekchen: ich habe feine Nerven für das was paßt und nicht paßt."

„Und möchtest Du jetzt sie sehen?"

„Heute lieber als morgen. Jeden Augenblick. Bringst Du sie?"

„Nein, nein, Melanie, Du bist zu rasch. Aber ich habe mir einen Plan ausgedacht. Und wenn er glückt, so laß ich wieder von mir hören. Und ich komm' entweder oder ich schreibe oder Jacobine schreibt. Denn Jacobine muß uns dabei helfen. Und nun Gott befohlen, meine liebe, liebe Melanie. Laß nur die Leute. Du bist doch ein liebes Kind. Leicht, leicht, aber

das Herz sitzt an der richtigen Stelle. Und nun Gott befohlen, mein Schatz."

Und sie ging und weigerte sich das Mäntelchen anzuziehn, weil sie gerne rasch abbrechen wollte. Aber eine Treppe tiefer blieb sie stehn und half sich mit einiger Mühe selbst in die kleinen Aermel hinein.

* * *

Melanie war überaus glücklich über diesen Besuch, zugleich sehnsüchtig erwartungsvoll, und mitunter war es ihr, als träte das Kleine, das nebenan in der Wiege lag, neben dieser Sehnsucht zurück. Gehörte sie doch ganz zu jenen Naturen, in deren Herzen Eines immer den Vorrang behauptet.

Und so vergingen Wochen, und Ostern war schon nahe heran, als endlich ein Billet abgegeben wurde, dem sie's ansah, daß es ihr gute Botschaft bringe. Es war von der Schwester, und Jacobine schrieb:

„Meine liebe Melanie! Wir sind allein, und gesegnet seien die Landesvermessungen! Es sind das, wie Du vielleicht weißt, die hohen, dreibeinigen Gestelle, die man, wenn man mit der Eisenbahn fährt, überall deutlich erkennen kann und wo die Mitfahrenden im Coupé jedes=

mal fragen: „mein Gott, was ist das?" Und es ist auch nicht zu verwundern, denn es sieht eigentlich aus wie ein Malerstuhl, nur daß der Maler sehr groß sein müßte. Noch größer und langbeiniger als Gabler. Und erst in vierzehn Tagen kommt er zurück, worauf ich mich sehr, sehr freue und eigentlich schon Sehnsucht habe. Denn er hat doch entschieden das, was uns Frauen gefällt. Und früher hat er Dir auch gefallen, ja Herz, das kannst Du nicht leugnen, und ich war mitunter eifersüchtig, weil Du klüger bist als ich, und das haben sie gern. Aber weshalb ich eigentlich schreibe! Riekchen war hier und hat es mir an's Herz gelegt, und so denk' ich, wir säumen keinen Augenblick länger und Du kommst morgen um die Mittagsstunde. Da werden sie hier sein und Riekchen auch. Aber wir haben nichts gesagt und sie sollen überrascht werden. Und ich bin glücklich, meine Hand zu so was Rührendem bieten zu können. Denn ich denke mir, Mutterliebe bleibt doch das schönste .... Ach, meine liebe Melanie! .... Aber ich schweige, Gryczinski's drittes Wort ist ja, daß es im Leben darauf ankomme, seine Gefühle zu beherrschen .... Ich weiß doch nicht, ob er Recht hat. Und nun lebe wohl. Immer Deine J. v. G."

Melanie war nach Empfang dieser Zeilen in einer Aufregung, die sie weder verbergen konnte noch wollte. So fand sie Rubehn und gerieth in wirkliche Sorge, weil er aus Erfahrung wußte, daß solchen Ueberreizungen immer ein Rückschlag und solchen hochgespannten Erwartungen immer eine Enttäuschung zu folgen pflegt. Er suchte sie zu zerstreuen und abzuziehen, und war endlich froh, als der andere Morgen da war.

Es war ein klarer Tag und eine milde Luft, und nur ein paar weiße Wölkchen schwammen oben im Blau. Melanie verließ das Haus noch vor der verabredeten Stunde, um ihren Weg nach der Alsenstraße hin anzutreten. Ach, wie wohl ihr diese Luft that! Und sie blieb öfters stehen, um sie begierig einzusaugen und sich an den stillen Bildern erwachenden Lebens und einer hier und da schon knospenden Natur zu freuen. Alle Hecken zeigten einen grünen Saum und an den geharkten Stellen, wo man das abgefallene Laub an die Seite gekehrt hatte, keimten bereits die grünen Blättchen des Gundermann und einmal war es ihr, als schöss' eine Schwalbe mit schrillem aber heiterem Ton an ihr vorüber. Und so passirte sie den Thiergarten in seiner ganzen Breite, bis sie zuletzt den kleinen, der Alsenstraße unmittelbar

vorgelegenen Platz erreicht hatte, den sie den „kleinen Königsplatz" nennen. Hier setzte sie sich auf eine Bank und fächelte sich mit ihrem Tuch und hörte deutlich, wie ihr das Herz schlug.

„In welche Wirrniß gerathen wir, sowie wir die Straße des Hergebrachten verlassen und abweichen von Regel und Gesetz. Es nutzt uns nichts, daß wir uns selber frei sprechen. Die Welt ist doch stärker als wir und besiegt uns schließlich in unserem eigenen Herzen. Ich glaubte recht zu thun, als ich ohne Blick und Abschied von meinen Kindern ging, ich wollte kein Rührspiel; entweder oder dacht' ich. Und ich glaub auch noch, daß ich recht gedacht habe. Aber was hilft es mir? Was ist das Ende? Eine Mutter, die sich vor ihren Kindern fürchtet."

Dies Wort richtete sie wieder auf. Ein trotziger Stolz, der neben aller Weichheit in ihrer Natur lag, regte sich wieder und sie ging rasch auf das Gryczinski'sche Haus zu.

Die Portiersleute, Mann und Frau, und zwei halberwachsene Töchter, mußten schon auf dem Hintertreppenwege von dem bevorstehenden Ereignisse gehört haben, denn sie hatten sich in die halbgeöffnete Souterrain-Thür postirt und guckten einander über die Köpfe fort. Melanie

sah es und sagte vor sich hin: „A nine-days wonder! Ich bin eine Sehenswürdigkeit geworden. Es war mir immer das Schrecklichste."

Und nun stieg sie hinauf und klingelte. Riekchen war schon da, die Schwestern küßten sich und sagten sich Freundlichkeiten über ihr gegenseitiges Aussehen. Und alles verrieth Aufregung und Freude.

Das Wohn- und Empfangzimmer, in das man jetzt eintrat, war ein großer und luftiger, aber im Verhältniß zu seiner Tiefe nur schmaler Raum, dessen zwei große Fenster (ohne Pfeiler dazwischen) einen nischenartigen Ausbau bildeten. Etwas Feierliches herrschte vor, und die rothen, von beiden Seiten her halb zugezogenen Gardinen gaben ein gedämpftes, wundervolles Licht, das auf den weißen Tapeten reflectirte. Nach hinten zu, der Fensternische gegenüber, bemerkte man eine hohe Thür, die nach dem dahinter gelegenen Eßzimmer führte.

Melanie nahm auf einem kleinen Sopha neben dem Fenster Platz, die beiden anderen Damen mit ihr, und Jacobine versuchte nach ihrer Art eine Plauderei. Denn sie war ohne jede tiefere Bewegung und betrachtete das Ganze vom Standpunkt einer dramatischen Matinée.

Riekchen aber, die wohl wahrnahm, daß die Blicke Melanies immer nur nach der einen Stelle hin gerichtet waren, unterbrach endlich das Gespräch und sagte: „Laß Binchen. Ich werde sie nun holen."

Eine peinliche Stille trat ein, Jacobine wußte nichts mehr zu sagen und war herzlich froh, als eben jetzt vom Platze her die Musik eines vorüberziehenden Garde-Regiments hörbar wurde. Sie stand auf, stellte sich zwischen die Gardinen, und sah nach rechts hinaus .... „es sind die Ulanen," sagte sie. „Willst Du nicht auch ...." Aber ehe sie noch ihren Satz beenden konnte, ging die große Flügelthür auf und Riekchen, mit den beiden Kindern an der Hand, trat ein.

Die Musik draußen verklang.

Melanie hatte sich rasch erhoben und war den verwundert und beinah' erschrocken dastehenden Kindern entgegengegangen. Als sie aber sah, daß Lydia einen Schritt zurück trat, blieb auch sie stehen und ein Gefühl ungeheurer Angst überkam sie. Nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: „Heth, mein süßer, kleiner Liebling .... Komm .... Kennst Du Deine Mutter nicht mehr?"

Und ihre ganze Kraft zusammen nehmend, hatte sie sich bis dicht an die Thüre vorbewegt und bückte sich, um Heth mit beiden Händen in die Höhe zu heben. Aber Lydia warf ihr einen Blick bitteren Hasses zu, riß das Kind am Achselbande zurück und sagte: „Wir haben keine Mutter mehr."

Und dabei zog und zwang sie die halbwiderstrebende Kleine mit sich fort und zu der halb offen gebliebenen Thür hinaus.

Melanie war ohnmächtig zusammengesunken.

Eine halbe Stunde später hatte sie sich soweit wieder erholt, daß sie zurückfahren konnte. Jede Begleitung war von ihr abgelehnt worden. Riekchens Weisheiten und Jacobinens Albernheiten mußten ihr in ihrer Stimmung gleich unerträglich erscheinen.

Als sie fort war, sagte Jacobine zu Riekchen: „Es hat doch einen rechten Eindruck auf mich gemacht. Und Gryczinski darf gar nichts davon erfahren. Er ist ohnehin gegen Kinder. Und er würde mir doch nur sagen: „Da siehst Du, was dabei heraus kommt. Undank und Unnatur."

XXI. In der Nicolaikirche.

Es schlug Zwei von dem kleinen Hofthürmchen des Nachbarhauses, als Melanie wieder in ihre Wohnung eintrat. Das Herz war ihr zum Zerspringen, und sie sehnte sich nach Aussprache. Dann, das wußte sie, kamen ihr die Thränen und in den Thränen Trost.

Aber Ruben blieb heute länger aus als gewöhnlich und zu den anderen Aengsten ihres Herzens gesellte sich auch noch das Bangen und Sorgen um den geliebten Mann. Endlich kam er; es war schon Spätnachmittag und die drüben hinter dem kahlen Gezweig niedersteigende Sonne warf eine Fülle greller Lichter durch die kleinen Mansarden-Fenster. Aber es war kalt und unheimlich, und Melanie sagte, während sie dem Eintretenden entgegenging: „Du bringst so viel Kälte mit, Ruben. Ach, und ich sehne mich nach Licht und Wärme."

„Wie Du nur bist," entgegnete Ruben in sichtlicher Zerstreutheit, während er doch seine gewöhnliche Heiterkeit zu zeigen trachtete. „Wie Du nur bist! Ich sehe nichts als Licht, ein wahrer embarras de richesse, auf jedem Sophakissen und jeder Stuhllehne, und das Ofenblech

flimmert und schimmert, als ob es Goldblech wäre. Und Du sehnst Dich nach Licht! Ich bitte Dich, mich blendet's, und ich wollt', es wäre weniger oder wäre fort."

„Du wirst nicht lange darauf zu warten haben."

Er war im Zimmer auf und ab gegangen. Jetzt blieb er stehen und sagte theilnehmend: „Ich vergesse nach der Hauptsache zu fragen. Verzeihe. Du warst bei Jacobine. Wie lief es ab? Ich fürchte, nicht gut. Ich lese so was aus Deinen Augen. Und ich hatt' auch eine Ahnung davon, gleich heute früh, als ich in die Stadt fuhr. Es war kein glücklicher Tag."

„Auch für Dich nicht?"

„Nicht der Rede werth. A shadow of a shadow."

Er hatte sich in den zunächststehenden Fauteuil niedergelassen und griff mechanisch nach einem Album, das auf dem Sophatische lag. Seiner oft ausgesprochenen Ansicht nach war dies die niedrigste Form aller geistigen Beschäftigung, und so durft' es nicht überraschen, daß er während des Blätterns über das Buch fortsah und wiederholentlich fragte: „Wie war es? Ich bin begierig zu hören."

Aber sie konnte nur zu gut erkennen, daß er nicht begierig war zu hören, und so sehr es sie nach Aussprache verlangt hatte, so schwer wurd' es ihr jetzt, ein Wort zu sagen, und sie verwirrte sich mehr als einmal, als sie, um ihm zu willfahren, von der tiefen Demüthigung erzählte, die sie von ihrem eigenen Kinde hatte hinnehmen müssen.

Rubehn war aufgestanden und versuchte sie durch ein paar hingeworfene Worte zu beruhigen, aber es war nicht anders, wie wenn Einer einen Spruch herbetet.

„Und das ist Alles, was Du mir zu sagen hast?“ fragte sie. „Ruben, mein Einziger, soll ich auch Dich verlieren?!“ Und sie stellte sich vor ihn hin und sah ihn starr an.

„O, sprich nicht so. Verlieren! Wir können uns nicht verlieren. Nicht wahr, Melanie, wir können uns nicht verlieren?“ Und hierbei wurde seine Stimme momentan inniger und weicher. „Und was die Kinder angeht,“ fuhr er nach einer Weile fort, „nun, die Kinder sind eben Kinder. Und eh' sie groß sind, ist viel Wasser den Rhein hinuntergelaufen. Und dann darfst Du nicht vergessen, es waren nicht gerade die glänzendsten metteurs en scène, die es in die Hand nahmen.

Unser Riekchen ist lieb und gut, und Du hast sie gern, zu gern vielleicht; aber auch Du wirst nicht behaupten wollen, daß die Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort an die Pforten ewiger Weisheit geklopft habe. Jedenfalls ist ihr nicht aufgemacht worden. Und Jacobine! Pardon, sie hat etwas von einer Prinzessin, aber von einer, die die Lämmer hütet."

„Ach, Ruben," sagte Melanie, „Du sagst so Vieles durcheinander. Aber das rechte Wort sagst Du nicht. Du sagst nichts, was mich aufrichten, mich vor mir selbst wieder herstellen könnte. Mein eigen Kind hat mir den Rücken gekehrt. Und daß es noch ein Kind ist, daß gerade ist das Vernichtende. Das richtet mich."

Er schüttelte den Kopf und sagte: „Du nimmst es zu schwer. Und glaubst Du denn, daß Mütter und Väter außerhalb aller Kritik stehen?"

„Wenigstens außerhalb der ihrer Kinder."

„Auch der nicht. Im Gegentheil, die Kinder sitzen überall zu Gericht, still und unerbittlich. Und Lydia war immer ein kleiner Großinquisitor, wenigstens genferischen Schlages, und an ihr läßt sich die Rückschlagstheorie studiren. Ihr Urahne muß mitgestimmt haben, als man Servet verbrannte. Mich hätte sie gern mit auf dem Holz-

stoß gesehen, so viel steht fest. Und nun, laß uns schweigen davon. Ich muß noch in die Stadt."

„Ich bitte Dich, was ist? Was giebt's?"

„Eine Conferenz. Und es wird sich nicht vermeiden lassen, daß wir nach ihrem Abschluß zusammen bleiben. Aengstige Dich nicht und vor allem erwarte mich nicht. Ich hasse junge Frauen, die beständig am Fenster passen, „ob er noch nicht kommt" und mit dem Wächter unten auf Du und Du stehen, nur, um immer eine Heil-Ablieferungs-Garantie zu haben. Ich perhorrescire das. Und das Beste wird sein, Du gehst früh zu Bett und schläfst es aus. Und wenn wir uns morgen früh wiedersehen, wirst Du mir vielleicht zustimmen, daß Lydia Bescheidenheit lernen muß und daß zehnjährige dumme Dinger, Fräulein Liddi mit eingeschlossen, nicht dazu da sind, sich zu Sittenrichterinnen ihrer eigenen Frau Mama aufzuwerfen."

„Ach, Ruben, das sagst Du nur so. Du fühlst es anders und bist zu klug und zu gerecht, als daß Du nicht wissen solltest, das Kind hat Recht."

„Es mag Recht haben. Aber ich auch. Und jedenfalls giebt es Ernsteres als das. Und nun Gott befohlen."

Und er nahm seinen Hut und ging.

Melanie wachte noch, als Rubehn wieder nach Hause kam. Aber erst am andern Morgen fragte sie nach der Conferenz und bemühte sich darüber zu scherzen. Er seinerseits antwortete in gleichem Ton und war wie gestern ersichtlich bemüht, mit Hilfe lebhaften Sprechens einen Schirm aufzurichten, hinter dem er, was eigentlich in ihm vorging, verbergen konnte.

So vergingen Tage. Seine Lebhaftigkeit wuchs, aber mit ihr auch seine Zerstreutheit, und es kam vor, daß er mehrere Male dasselbe fragte. Melanie schüttelte den Kopf und sagte: „ich bitte Dich, Ruben, wo bist Du? sprich.“ Aber er versicherte nur, „es sei nichts, und sie forsche, wo nichts zu forschen sei. Zerstreutheit wäre ein Erbstück in der Familie, kein gutes, aber es sei einmal da, und sie müsse sich damit einleben und daran gewöhnen.“ Und dann ging er, und sie fühlte sich freier, wenn er ging. Denn das rechte Wort wurde nicht gesprochen und er, der die Last ihrer Einsamkeit verringern sollte, verdoppelte sie nur durch seine Gegenwart.

Und nun war Ostern. Anastasia sprach am Ostersonntag auf eine halbe Stunde vor, aber Melanie war froh, als das Gespräch ein Ende

nahm und die mehr und mehr unbequem werdende Freundin wieder ging. Und so kam auch der zweite Festtag, unfestlich und unfreundlich wie der erste, und als Rubehn über Mittag erklärte, „daß er abermals eine Verabredung habe," konnte sie's in ihrer Herzensangst nicht länger ertragen und sie beschloß in die Kirche zu gehen und eine Predigt zu hören. Aber wohin? Sie kannte Prediger nur von Taufen und Hochzeiten her, wo sie, neben frommen und nicht frommen, manch liebes Mal bei Tisch gesessen und beim nach Hause kommen immer versichert hatte: „Geht mir doch mit Eurem Pfaffenhaß. Ich habe mich mein Lebtag nicht so gut unterhalten, wie heute mit Pastor Käpsel. Ist das ein reizender alter Herr! Und so humoristisch und beinahe witzig. Und schenkt einem immer ein und stößt an und trinkt selber mit, und sagt einem verbindliche Sachen. Ich begreif' Euch nicht. Er ist doch interessanter als Reiff oder gar Duquede."

Aber nun eine Predigt! Es war seit ihrem Einsegnungstage, daß sie keine mehr gehört hatte.

Endlich entsann sie sich, daß ihr Christel von Abendgottesdiensten erzählt hatte. Wo doch? In der Nicolaikirche. Richtig. Es war weit, aber desto besser. Sie hatte so viel Zeit übrig und

die Bewegung in der frischen Luft war seit Wochen ihr einziges Labsal. So machte sie sich auf den Weg und als sie die große Petristraße passirte, sah sie zu den erleuchteten Fenstern des ersten Stockes auf. Aber ihre Fenster waren dunkel und auch keine Blumen davor. Und sie ging rascher und sah sich um, als verfolge sie wer, und bog endlich in den Nicolaikirchhof ein.

Und nun in die Kirche selbst.

Ein paar Lichter brannten im Mittelschiff, aber Melanie ging an der Schattenseite der Pfeiler hin, bis sie der alten reichgeschmückten Kanzel gerad' gegenüber war. Hier waren Bänke gestellt, nur drei oder vier, und auf den Bänken saßen Waisenhauskinder, lauter Mädchen in blauen Kleidern und weißen Brusttüchern, und dazwischen alte Frauen, das graue Haar unter einer schwarzen Kopfbinde versteckt, und die meisten einen Stock in Händen oder eine Krücke neben sich.

Melanie setzte sich auf die letzte Bank und sah, wie die kleinen Mädchen kicherten und sich anstießen und immer nach ihr hinsahen und nicht begreifen konnten, daß eine so feine Dame zu solchem Gottesdienste käme. Denn es war ein Armen-Gottesdienst und deshalb brannten auch die Lichter so spärlich. Und nun schwieg

Lied und Orgel, und ein kleiner Mann erschien auf der Kanzel, dessen sie sich von ein paar großen und überschwänglichen Bourgeois-Begräbnissen her sehr wohl entsann, und von dem sie mehr als einmal in ihrer übermüthigen Laune versichert hatte, „er spräche schon vorweg im Grabstein-Stil. Nur nicht so kurz." Aber heute sprach er kurz und pries auch keinen, am wenigsten überschwänglich, und war nur müd und angegriffen, denn es war der zweite Feiertag Abend. Und so kam es, daß sie nichts Rechtes für ihr Herz finden konnte, bis es zuletzt hieß: „Und nun, andächtige Gemeinde, wollen wir den vorletzten Vers unsres Oster-Liedes singen." Und in demselben Augenblicke summte wieder die Orgel und zitterte, wie wenn sie sich erst ein Herz fassen oder einen Anlauf nehmen müsse, und als es endlich voll und mächtig an dem hohen Gewölbe hinklang und die Spittelfrauen mit ihren zittrigen Stimmen einfielen, rückten zwei von den kleinen Mädchen halb schüchtern an Melanie heran und gaben ihr ihr Gesangbuch und zeigten auf die Stelle. Und sie sang mit:

Du lebst, du bist in Nacht mein Licht,
Mein Trost in Noth und Plagen,
Du weißt, was alles mir gebricht,
Du wirst mir's nicht versagen.

Und bei der letzten Zeile reichte sie den Kindern das Buch zurück und dankte freundlich und wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen. Dann aber murmelte sie Worte, die ein Gebet vorstellen sollten, und es vor dem Ohr dessen, der die Regungen unseres Herzens hört, auch wohl waren, und verließ die Kirche so still und seitab, wie sie gekommen war.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, fand sie Rubehn an seinem Arbeitstische vor. Er las einen Brief, den er, als sie eintrat, bei Seite schob. Und er ging ihr entgegen und nahm ihre Hand und führte sie nach ihrem Sophaplatz.

„Du warst fort?" sagte er, während er sich wieder setzte.

„Ja, Freund. In der Stadt .... In der Kirche."

„In der Kirche! Was hast Du da gesucht?"

„Trost."

Er schwieg und seufzte schwer. Und sie sah nun, daß der Augenblick da war, wo sich's entscheiden müsse. Und sie sprang auf und lief auf ihn zu und warf sich vor ihm nieder und legte beide Arme auf seine Knie: „Sage mir, was es ist? Habe Mitleid mit mir, mit meinem armen Herzen. Sieh, die Menschen haben mich

aufgegeben und meine Kinder haben sich von mir abgewandt. Ach, so schwer es war, ich hätt' es tragen können. Aber daß Du, Du Dich abwendest von mir, das trag ich nicht."

„Ich wende mich nicht ab von Dir."

„Nicht mit Deinem Auge, wiewohl es mich nicht mehr sieht, aber mit Deinem Herzen. Sprich, mein Einziger, was ist es? Es ist nicht Eifersucht, was mich quält. Ich könnte keine Stunde leben mehr, wär' es das. Aber ein anderes ist es, was mich ängstigt, ein anderes, nicht viel Besseres: ich habe Deine Liebe nicht mehr. Das ist mir klar, und unklar ist mir nur das Eine, wodurch ich sie verscherzt. Ist es der Bann, unter dem ich lebe und den Du mit zu tragen hast? Oder ist es, daß ich so wenig Licht und Sonnenschein in Dein Leben gebracht und unsere Einsamkeit auch noch in Betrübsamkeit verwandelt habe? Oder ist es, daß Du mir mißtraust? Ist es der Gedanke an das alte „heute Dir und morgen mir." O sprich. Ich will Dich nicht leiden sehen. Ich werde weniger unglücklich sein, wenn ich Dich glücklich weiß. Auch getrennt von Dir. Ich will gehen, jede Stunde. Verlang' es und ich thu es. Aber reiße mich aus dieser Ungewißheit. Sage mir, was es ist, was Dich drückt, was Dir

das Leben vergällt und verbittert. Sage mir's. Sprich."

Er fuhr sich über Stirn und Auge, dann nahm er den bei Seite geschobenen Brief und sagte: „Lies."

Melanie faltete das Blatt auseinander. Es waren Zeilen vom alten Rubehn, dessen Handschrift sie sehr wohl kannte. Und nun las sie: „Frankfurt, Ostersonntag. Ausgleich gescheitert. Arrangire was sich arrangiren läßt. In spätestens acht Tagen muß ich unsere Zahlungseinstellung aussprechen. M. R. . . . ."

In Rubehns Mienen ließ sich, als sie las, erkennen, daß er einer neuen Erschütterung gewärtig war. Aber wie sehr hatte er sie verkannt, sie, die viel, viel mehr war, als ein blos verwöhnter Liebling der Gesellschaft, und eh ihm noch Zeit blieb über seinen Irrthum nachzudenken, hatte sie sich schon in einem wahren Freudenjubel erhoben und ihn umarmt und geküßt und wieder umarmt.

„O, nur das! . . . . O, nun wird Alles wieder gut . . . . Und was Eurem Hause Unglück bedeutet, mir bedeutet es Glück, und nun weiß ich es, es kommt Alles wieder in Schick und Richtung, weit über all mein Hoffen und Er-

warten hinaus.... Als ich damals ging, und das letzte Gespräch mit ihm hatte, sieh, da sprach ich von den Menschlichen unter den Menschen. Und es ist mir, als wär es gestern gewesen. Und auf diese Menschlichen baut' ich meine Zukunft und rechnete darauf, daß sie's versöhnen würde: ich liebte Dich! Aber es war ein Fehler, und auch die Menschlichen haben mich im Stich gelassen. Und jetzt muß ich sagen, sie hatten Recht. Denn die Liebe thut es nicht und die Treue thut es auch nicht. Ich meine die Werkeltagstreue, die nichts Besseres kann, als sich vor Untreue bewahren. Es ist eben nicht viel, treu zu sein, wo man liebt und wo die Sonne scheint und das Leben bequem geht und kein Opfer fordert. Nein, nein, die bloße Treue thut es nicht. Aber die bewährte Treue, die thut es. Und nun kann ich mich bewähren und will es und werd' es, und nun kommt meine Zeit. Ich will nun zeigen, was ich kann, und will zeigen, daß alles Geschehene nur geschah, weil es geschehen mußte, weil ich Dich liebte, nicht aber weil ich leicht und übermüthig in den Tag hineinlebte und nur darauf aus war, ein bequemes Leben in einem noch bequemeren fortzusetzen."

Er sah sie glücklich an und der Ausdruck

des Selbstsuchtslosen in Wort und Miene riß ihn aus der tiefen Niedergedrücktheit seiner Seele heraus. Er hoffte nun selber wieder, aber Bangen und Zweifel liefen nebenher, und er sagte bewegt: „Ach, meine liebe Melanie, Du warst immer ein Kind und Du bist es auch in diesem Augenblicke noch. Ein verwöhntes und ein gutes, aber doch ein Kind. Sieh, von Deinem ersten Athemzuge an, hast Du keine Noth gekannt, ach, was sprech' ich von Noth, nie, so lange Du lebst, ist Dir ein Wunsch unerfüllt geblieben. Und Du hast gelebt wie im Märchen von „Tischlein decke dich" und das Tischlein hat sich Dir gedeckt, mit Allem was Du wolltest, mit Allem was das Leben hat, auch mit Schmeicheleien und Liebkosungen. Und Du bist geliebkost worden wie ein King-Charles-Hündchen mit einem blauen Band und einem Glöckchen daran. Und Alles was Du gethan hast, das hast Du spielend gethan. Ja, Melanie, spielend. Und nun willst Du auch spielend entbehren lernen und denkst: es findet sich. Oder denkst auch wohl, es sei hübsch und apart und schwärmst für die Poetenhütte, die Raum hat für ein glücklich liebend Paar, oder wenigstens haben *soll*. Ach es liest sich erbaulich von dem blankgescheuerten Eßtisch und dem

Maienbusch in jeder Ecke und von dem Zeisig, der sich das Futternäpfchen selber heranzieht. Und es ist schon richtig: die gemalte Dürftigkeit sieht gerade so gut aus, wie der gemalte Reichthum. Aber wenn es aufhört Bild und Vorstellung zu sein und wenn es Wirklichkeit und Regel wird, dann ist Armuth ein bitteres Brot, und Muß eine harte Nuß."

Es war umsonst. Sie schüttelte nur den Kopf immer wieder, nnd sagte dann in jener einschmeichelnden Weise, der so schwer zu widerstehen war: „Nein, nein, Du hast Unrecht. Und es liegt Alles anders, ganz anders. Ich hab einmal in einem Buche gelesen, und nicht in einem schlechten Buche, die Kinder, die Narren und die Poeten, die hätten immer Recht. Vielleicht überhaupt, aber von ihrem Standpunkt aus ganz gewiß. Und ich bin eigentlich alles Drei's, und daraus magst Du schließen, wie sehr ich Recht habe. Dreifach Recht. „Ich will spielend entbehren lernen," sagst Du. Ja, Lieber, das will ich, das ist es, um was es sich handelt. Und Du glaubst einfach, ich könn' es nicht. Ich kann es aber, ich kann es ganz gewiß, so gewiß ich diesen Finger aufhebe, und ich will Dir auch sagen, warum ich es kann. Den einen Grund hast Du

schon errathen: weil ich es mir so romantisch denke, so hübsch und apart. Gut, gut. Aber Du hättest auch sagen können, weil ich andere Vorstellungen von Glück habe. Mir ist das Glück etwas anderes als ein Titel oder eine Kleiderpuppe. Hier ist es, oder nirgends. Und so dacht' ich und fühlt' ich immer, und so war ich immer und so bin ich noch. Aber wenn es auch anders mit mir stünde, wenn ich auch an dem Flitter des Daseins hinge, so würd' ich doch die Kraft haben, ihm zu entsagen. Ein Gefühl ist immer das herrschende, und seiner Liebe zu Liebe kann man Alles, Alles. Wir Frauen wenigstens. Und ich gewiß. Ich habe so Vieles freudig hingeopfert und ich sollte nicht einen Teppich opfern können! Oder einen Verticot! Ach, einen Verticot!" und sie lachte herzlich. „Entsinnst Du Dich noch, als Du sagtest: „Alles sei jetzt Enquête." Das war damals. Aber die Welt ist inzwischen fortgeschritten und jetzt ist alles Verticot!"

Er war nicht überzeugt, seine praktisch-patrizische Natur glaubte nicht an die Dauer solcher Erregungen, aber er sagte doch: „Es sei. Versuchen wir's. Also ein neues Leben, Melanie!"

„Ein neues Leben! Und das Erste ist, wir

geben diese Wohnung auf und suchen uns eine bescheidenere Stelle. Mansarde klingt freilich anspruchslos genug, aber dieser Trumeau und diese Broncen sind um so anspruchsvoller. Ich habe nichts gelernt und das ist gut, denn wie die meisten, die nichts gelernt haben, weiß ich allerlei. Und mit Toussaint L'Ouverture fangen wir an, nein, nein, mit Toussaint-Langenscheidt, und in acht Tagen oder doch spätestens in vier Wochen geb' ich meine erste Stunde. Wozu bin ich eine Genferin! Und nun sage: Willst Du? Glaubst Du?"

„Ja."

„Topp."

Und sie schlug in seine Hand und zog ihn unter Lachen und Scherzen in das Nebenzimmer, wo das Vrenel in Abwesenheit des Dieners eben den Theetisch arrangirt hatte.

Und sie hatten an diesem Unglückstage wieder einen ersten glücklichen Tag.

XXII. Versöhnt.

Und Melanie nahm es ernst mit jedem Worte, das sie gesagt hatte. Sie hatte dabei ganz ihre Frische wider und eh ein Monat um

war, war die modern und elegant eingerichtete Wohnung gegen eine schlichtere vertauscht und das Stundengeben hatte begonnen. Ihre Kenntniß des Französischen und beinahe mehr noch ihr glänzendes musikalisches, auch nach der technischen Seite hin vollkommen ausgebildetes Talent, hatten es ihr leicht gemacht, eine Stellung zu gewinnen, und zwar in ein paar großen, schlesischen Häusern, die gerade vornehm genug waren, den Tagesklatsch ignoriren zu können.

Und bald sollte es sich herausstellen, wie nöthig diese raschen und resoluten Schritte gewesen waren, denn der Zusammensturz erfolgte jäher als erwartet und jede Form der Einschränkung erwies sich als geboten, wenn nicht mit der finanziellen Reputation des großen Hauses auch die bürgerliche verloren gehen sollte. Jede neue Nachricht, von Frankfurt her, bestätigte dies und Rubehn, der anfangs nur allzu geneigt gewesen war, den Eifer Melanie's für eine bloße Opfer-Caprice zu nehmen, sah sich alsbald gezwungen, ihrem Beispiele zu folgen. Er trat als amerikanischer Correspondent in ein Bankhaus ein, zunächst mit nur geringem Gehalt, und war überrascht und glücklich zugleich, die berühmte Poeten-Weisheit von der „kleinsten Hütte"

schließlich an sich selber in Erfüllung gehn zu sehn.

Und nun folgten idyllische Wochen, und jeden neuen Morgen, wenn sie von der Wilmersdorfer Feldmark her am Rande des Thiergartens hin ihren Weg nahmen und an ihrer alten Wohnung vorüber kamen, sahen sie zu der eleganten Mansarde hinauf und athmeten freier, wenn sie der zurückliegenden schweren und sorgenreichen Tage gedachten. Und dann bogen sie plaudernd in die schmalen, schattigen Gänge des Parkes ein, bis sie zuletzt unter der schräg liegenden Hängeweide fort, die zwischen dem Königsdenkmal und der Louiseninsel steht und hier beinahe den Weg sperrt, in die breite Thiergartenstraße wieder einmündeten. Den schräg liegenden Baum aber nannten sie scherzhaft ihren Zoll- und Schlagbaum, weil sich dicht hinter demselben ein Leiermann postirt hatte, dem sie Tag um Tag ihren Wegezoll entrichten mußten. Er kannte sie schon, und während er die große Mehrheit, als wären es Steuerdefraudanten, mit einem zornig-verächtlichen Blicke verfolgte, zog er vor unserem jungen Paare regelmäßig seine Militärmütze. Ganz aber konnt' er sich auch ihnen gegenüber nicht zwingen und verleugnen, und als sie den

schon Pflicht gewordenen Zoll eines Tages vergessen oder vielleicht auch absichtlich nicht entrichtet hatten, hörten sie, daß er die Kurbel in Wuth und Heftigkeit noch dreimal drehte und dann so jäh und plötzlich abbrach, daß ihnen ein paar unfertige Töne wie Knurr- und Scheltworte nachklangen. Melanie sagte: „Wir dürfen es mit Niemand verderben, Ruben; Freundschaft ist heuer rar." Und sie wandte sich wieder um und ging auf den Alten zu und gab ihm. Aber er dankte nicht, weil er noch immer in halber Empörung war.

Und so verging der Sommer und der Herbst kam, und als das Laub sich zu färben und an den Ahorn- und Platanenbäumen auch schon abzufallen begann, da hatte sich bei denen, die Tag um Tag unter diesen Bäumen hinschritten, manches geändert und zwar zum Guten geändert. Wohl hieß es auch jetzt noch, wenn sie den alten Invaliden unter ihrerseits devotem Gruße passirten, „daß sie der neuen Freundschaften noch nicht sicher genug seien, um die bewährten alten aufgeben zu können," aber diese neuen Freundschaften waren doch wenigstens in ihren Anfängen da. Man kümmerte sich wieder um sie, ließ sie gesellschaftlich wieder aufleben, und selbst solche, die bei dem

Zusammenbrechen der Rubehn'schen Finanz-Herrlichkeit nur Schadenfreude gehabt und je nach ihrer classischen oder christlichen Bildung und Beanlagung von „Nemesis" oder „Finger Gottes" gesprochen hatten, bequemten sich jetzt, sich mit dem hübschen Paare zu versöhnen, „das so glücklich und so gescheidt sei, und nie klage und sich so liebe." Ja, sich so liebe. Das war es, was doch schließlich den Ausschlag gab, und wenn vorher ihre Neigung nur Neid und Zweifel geweckt hatte, so schlug jetzt die Stimmung in ihr Gegentheil um. Und nicht zu verwundern! War es doch ein und dasselbe Gefühl, was bei Verurtheilung und Begnadigung zu Gerichte saß, und wenn es Anfangs eine sensationelle Befriedigung gewährt hatte, sich in Indignation zu stürzen, so war es jetzt eine kaum geringere Freude, von den „Inséparables" sprechen und über ihre „treue Liebe" sentimentalisiren zu können. Eine kleine Zahl Esoterischer aber führte den ganzen Fall auf die Wahlverwandtschaften zurück und stellte wissenschaftlich fest, daß einfach seitens des stärkeren und deshalb berechtigteren Elements das schwächere verdrängt worden sei. Das Naturgesetzliche habe wieder 'mal gesiegt. Und hiermit sah sich denn auch der

einen Winter lang auf den Schild gehobene Van der Straaten abgefunden und theilte das Schicksal aller Saison-Lieblinge, noch schneller vergessen als erhoben zu werden. Ja, der Spott und die Bosheit begannen jetzt ihre Pfeile gegen ihn zu richten, und wenn des Falles ausnahmsweise noch gedacht wurde, so hieß es: „Er hat es nicht anders gewollt. Wie kam er nur dazu? Sie war siebzehn! Allerdings, er soll einmal ein lion gewesen sein. Nun gut. Aber wenn dem „Löwen“ zu wohl wird ....“ Und dann lachten sie und freuten sich, daß es so gekommen, wie es gekommen.

Ob Van der Straaten von diesen und ähnlichen Aeußerungen hörte? Vielleicht. Aber es bedeutete ihm nichts. Er hatte sich selbst zu skeptisch und unerbittlich durchforscht, als daß er über die Wandlungen in dem Geschmacke der Gesellschaft, über ihr Götzen-schaffen und Götzenstürzen auch nur einen Augenblick erstaunt gewesen wäre. Und so durfte denn von ihm gesagt werden, „er hörte, was man sprach, auch wenn er es nicht hörte.“ Weg über das Urtheil der Menschen, galt ihm nur eines eben so wenig oder noch weniger: ihr Mitleid. Er war immer eine selbstständige Natur gewesen, frei und fest, und so

war er geblieben. Und auch derselbe geblieben in seiner Nachsicht und Milde.

Und der Tag kam, wo sich's zeigen und auch Melanie davon erfahren sollte.

Es war schon Ausgangs October und nur wenig gelbes und rothes Laub hing noch an den halb kahl gewordenen Bäumen. Das meiste lag abgeweht in den Gängen und wurde, wo's trocken war, zusammengeharkt, denn seit gestern hatte sich das Wetter wieder geändert und nach langen Sturm- und Regentagen schien eine wundervolle Herbstessonne. Vielleicht die letzte dieses Jahres.

Und auch Aninettchen wurde hinausgeschickt und blieb heute länger fort als erwartet, bis endlich um die vierte Stunde die Magd in großer Aufregung heimkam und in ihrem schweren Schweizer-Deutsch über ein eben gehabtes Erlebniß berichtete. Sie hab' auf der Bank g'sesse, wo die vier Löwe das Brückle halte, und hätt' ebe g'sagt: „Sieh, Aninettle, des isch der alt Weibersommer, der will Di einspinne, aber der hat Di no lang nit," un das Aninettl hab' grad g'juchzt un lacht un n'am Ohrring g'langt, do wäre zwei Herre über die Brück komme, so gute funfzig, aber schon auf der Wipp, und einer hätt g'sagt, e langer Spindelbein: „Schau des Silber-

kettle; des isch e Schweizerin; un i wett, des isch e Kind vom Schweizer G'sandte." Aber do hat der andre g'sagt: „nei, des kann nit sein; den Schweizer G'sandte, den kenn i, un der hat kein Kind un kein Kegel ...." Un do hat er z'mir g'sagt: „ah nu, wem g'hört das Kind?" Un da hab i g'sagt: „dem Herr Rubehn, un's isch e Mädle, un heißt Aninettl." Un do hab i g'sehn, daß er sich verfärbt hat und hat wegg'schaut. Aber nit lang, da hat er sich wieder umg'wandt und hat g'sagt: „'s isch d' Mutter, und lacht auch so, un hat dieselbe schwarze Haar'. Es isch e schön's Kindle. Findscht nit au?" Aber er hat's nit finde wolle und hat nur g'sagt: „Uebertax es nit. Es giebt mehr so. Un's ischt e Kind aus 'm Dutzend." Jo, so hat er g'sagt, der garstige Spindelbein: „'s' giebt mehr so, un 's ischt e Kind aus 'm Dutzend." Aber der gute Herre, der hat's Pätschle g'nomme un hat's g'streichelt. Un hat mi g'lobt, deß i so brav un g'scheidt sei. Jo, so hat er g'sagt. Und dann sind sie gange."

All das hatte seines Eindrucks nicht verfehlt und Melanie war während der Tage, die folgten, immer wieder auf diese Begegnung zurückgekommen. Immer wieder und wieder hatte die Breni jedes

Kleinste nennen und beschreiben müssen, und so war es durch Wochen hin geblieben, bis endlich in den großen und kleinen Vorbereitungen zum Feste der ganze Vorfall vergessen worden war.

Und nun war das Fest selber da, der heilige Abend, zu dem auch diesmal Rubehns jüngerer Bruder und der alte Procurist, die sich zur Rückkehr nach Frankfurt nicht hatten entschließen können, geladen waren. Auch Anastasia.

Melanie, die noch vor Eintreffen ihres Besuchs allerlei Wirthschaftliches anzuordnen hatte, war ganz Aufregung und erschrak ordentlich, als sie gleich nach Dunkelwerden und lange vor der festgesetzten Stunde die Klingel gehen hörte. Wenn das schon die Gäste wären! Oder auch nur einer von ihnen. Aber ihre Besorgniß währte nicht lange, denn sie hörte draußen ein Fragen und Parlamentiren und gleich darauf erschien das Vrenel und trug eine mittelgroße Kiste herein, auf der, ohne weitere Adresse, blos das eine Wort „Julklapp" zu lesen war.

„Ist es denn für uns, Vreni?" fragte Melanie.

„J denk schon. J hab' ihm g'sagt: „'s isch der Herr Rubehn, der hier wohnt. Un die Frau Rubehn." Un do hat er g'sagt: „'s isch schon

recht; des isch der Nam'." Un do hab' i's g'nomme."

Melanie schüttelte den Kopf und ging in Rubehn's Stube, wo man sich nun gemeinschaftlich an das Oeffnen der Kiste machte. Nichts fehlte von den gewöhnlichen Julklapps=Zuthaten und erst als man unten am Boden eines großen Gravensteiner Apfels gewahr wurde, sagte Melanie: „Gieb Acht. Hierin steckt es." Aber es ließ sich nichts erkennen, und schon wollte sie den Gravensteiner, wie alles andere, bei Seite legen, als sich durch eine zufällige Bewegung ihrer Hand die geschickt zusammengepaßten Hälften des Apfels auseinander schoben. „Ah, voilà." Und wirklich, an Stelle des Kernhauses, das heraus=geschnitten war, lag ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen. Sie nahm es, entfernte langsam und erwartungsvoll eine Hülle nach der andern und hielt zuletzt ein kleines Medaillon in Händen, einfach ohne Prunk und Zierrath. Und nun drückte sie's an der Feder auf und sah ein Bildchen und erkannt' es und es entfiel ihrer Hand. Es war, en miniature, der Tintoretto, den sie damals so lachend und übermüthig be=trachtet und für dessen Hauptfigur sie nur die Worte gehabt hatte: „Sieh, Ezel, sie hat geweint.

Aber ist es nicht, als begriffe sie kaum ihre Schuld?"

Ach, sie fühlte jetzt, daß das alles auch für sie selbst gesprochen war, und sie nahm das ihrer Hand entfallene Bildchen wieder auf und gab es an Ruben und erröthete.

Dieser spielte damit hin und her und sagte dann, während er die Feder wieder zuknipste: „King Ezel in all his glories! Immer derselbe. Wohlwollend und ungeschickt. Ich werd' es tragen. Als Uhrgehäng, als Berloque."

„Nein, ich. Ach, Du weißt nicht, wie viel es mir bedeutet. Und es soll mich erinnern und mahnen ... jede Stunde ...."

„Meinetwegen. Aber nimm es nicht tragischer als nöthig und grüble nicht zuviel über das alte leidige Thema von Schuld und Sühne."

„Du bist hochmüthig, Ruben."

„Nein."

„Nun gut. Dann bist Du stolz."

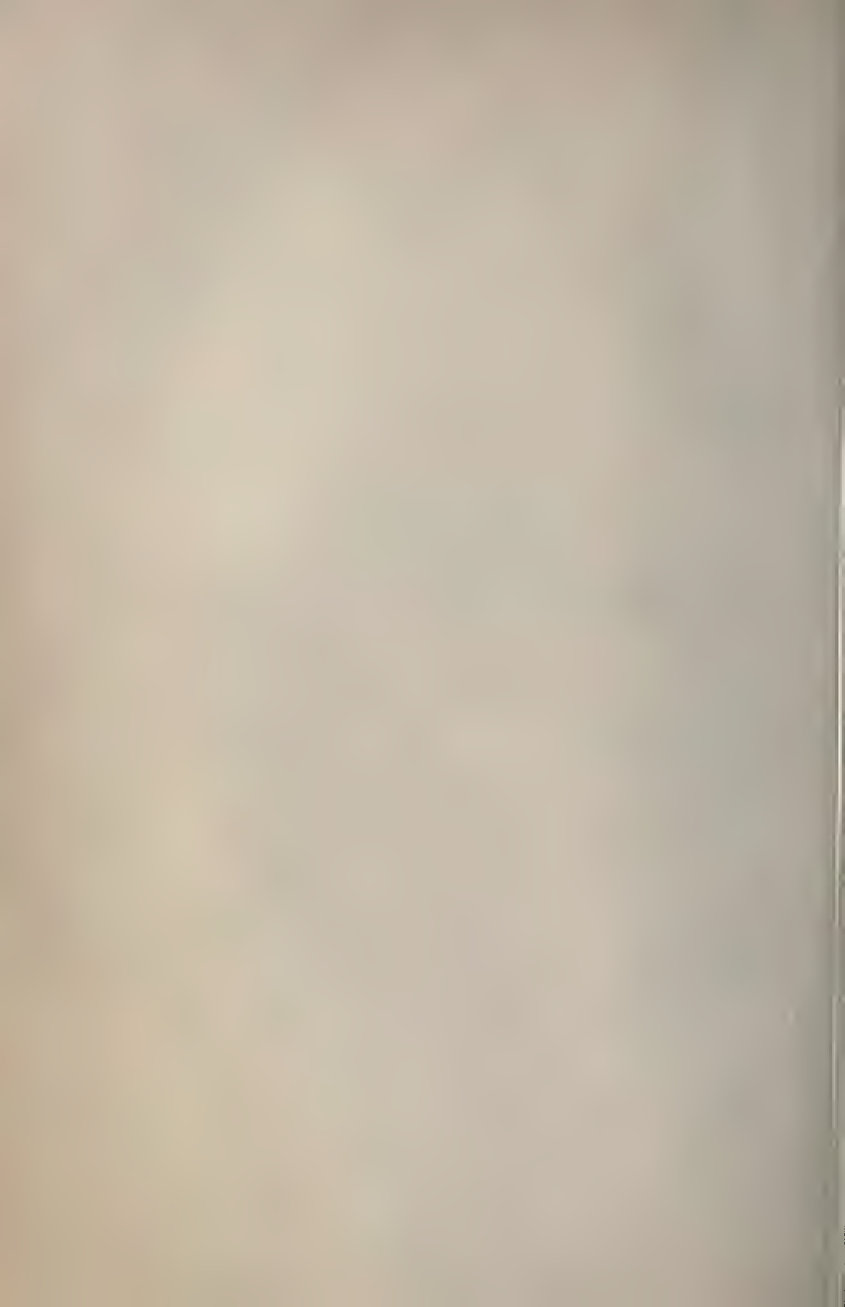
„Ja, das bin ich, meine süße Melanie. Das bin ich. Aber auf was? Auf wen?"

Und sie umarmten sich und küßten sich, und eine Stunde später brannten ihnen die Weihnachtslichter in einem ungetrübten Glanz.



Ellernklipp.

Nach einem Harzer Kirchenbuch.



I.

Hilde kommt in des Haidereiters Haus.

In einem der nördlichen Harzthäler, in Nähe der Stelle, wo das Emmethal in das flache Vorland ausmündet, lagen in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Dorf und Schloß Emmerode; jenseits des Dorfes aber, einige hundert Schritte weiter thalaufwärts, wurd ein einzelnstehendes, hart in die Bergwand eingebautes Haus sichtbar, das in seiner Front ein paar Steinstufen und eine Vorlaube von wildem Wein und über der Thür ein Hirschgeweih zeigte. Hier wohnte Baltzer Bocholt, ein Westfälinger, der in jungen Jahren in Kur-Trier als Soldat gedient hatte, späterhin aber nach Emmerode gekommen und um seiner guten Führung willen erst ein gräflicher Haidereiter und einige Jahre später, durch Heirath mit des alten Erbschulzen

Aleswant einziger Tochter, ein über seinen Stand hinaus vermöglicher Mann geworden war. Er hatte nun Haus und Hof und Amt und Frau, dazu den Respect in Dorf und Schloß, und ging stolz und aufrecht einher und freute sich seines Glückes, bis er nach einer elfjährigen friedfertigen Ehe zum ersten Male den Unbestand alles Irdischen an sich selbst erfahren mußte. Die Frau starb ihm plötzlich und ruhte jetzt — seit zwei Monaten erst — an der Berglehne drüben, die, dreifach abgestuft, auf ihrer untersten Stufe den von Mauer und Stechpalmen umfaßten Kirchhof, auf ihrer mittleren die kleine Capellen-kirche zum Heiligen Geist und auf ihrer höchsten das zacken- und giebelreiche Schloß der alten Grafen von Emmerode trug.

Es war im September und der Haidereiter eben von Ilseburg zurück, wohin er sich, um ein eisernes Gitter für das Grab seiner Frau zu bestellen, in aller Frühe schon begeben hatte, als er Pastor Sörgel's alte Doris über die Straße kommen und gleich darauf in den Flur seines Hauses eintreten sah.

„Nun, Doris, was giebt's?"

„'nen Brief vom Herrn Pastor."

Und der Haidereiter, der noch in seinem

Staatsrock war und eben erst Miene machte, den Hirschfänger abzulegen, nahm ihr den Brief ab und las ihn, nachdem er sich mit einem Anfluge von Wichtigkeit an's Fenster gestellt hatte. „Die Muthe Rochussen ist diese Nacht gestorben, und ihr Kind ist bei mir. Ich wünsche mit Euch vertraulich darüber zu sprechen und sehe demnächst Eurem Besuch entgegen."

Baltzer Bocholt klappte das Papier wieder zusammen und ließ mit seinem „ergebensten Empfehl" zurücksagen, daß er sich gleich die Ehre geben und vor Seiner Ehrwürden erscheinen würde, bei welchem Titel, als ob ihr derselbe mit gegolten hätte, Doris einen Dankesknix vor dem Haidereiter machte. Dieser aber sah ihr nach und beobachtete von seinem Fenster aus, wie sie, statt über den Brückensteg, über die sechs Steine ging, die durch den Bach gelegt waren, und eine Minute später in dem Vorgarten der halb schon unter den Kirchhofsräumen versteckten Pfarre verschwand.

Inzwischen hatte des Haidereiters Magd oder, um ihr ihre volle Ehre zu geben, die stattliche Person von über dreißig, die seit dem Tode der Frau dem Hauswesen vorstand, ein Frühstück aufgetragen. Aber Baltzer Bocholt setzte sich nicht,

weil ihn der Brief doch unruhig oder neugierig gemacht hatte, und keine halbe Stunde, so ging er auf die Pfarre zu, strich gewohnheitsmäßig über das große runde Kratzeisen hin, trotzdem seine Sohlen so sauber und trocken waren wie der Weg, den er gekommen, und trat in den Flur.

Und gleich darauf auch in die Studirstube des Pastors Sörgel.

Er war oft in dieser Stube gewesen, und der Friede, der darin weilte, hatte mehr als einmal zu seinem Herzen gesprochen. Aber doch nie so wie heute. Die Wanduhr ging, und die dicke Schwanenfeder kritzelte hörbar über das Papier; in die Nähe des Fensters aber war ein Schemelchen gerückt, auf dem ein Kind saß, das in einer großen Bilderbibel blätterte.

Der Alte legte die Feder nieder, reichte dem Haidereiter die Hand und sagte zu dem Kinde: „Hilde, du kannst nun in den Garten gehen und dir pflücken, was du willst. Und kannst auch die Bibel mitnehmen. Aber sei vorsichtig und mache keinen Fleck.“

Das Kind that, wie ihm geheißen, und nur die Bibel ließ es zurück. Nicht aus Trotz, wohl aber aus Respect.

„Lieber Bocholt," nahm der Geistliche das Wort, als Hilde gegangen war, „ich hab' Euch rufen lassen. Ihr wißt, was es mit der Muthe war, aber ich denke, wir geben ihr ein gutes und ordentliches Begräbniß und fragen nicht erst lange."

Baltzer nickte zustimmend.

„Aber," so fuhr der Alte fort, „da haben wir nun die Hilde. Wohin mit ihr? Ihr kennt die Gräfin und wißt, wie's drüben steht, oder sagen wir, wie's im Herzen der Gnädigen aussieht; ihr Stolz wird größer sein als ihr Mitleid, und sie wird ihre Hand abziehen und sich's zurechtlegen in ihrem Gewissen. Denn es giebt immer Gründe für das, was wir wünschen .... Aber Ihr, Baltzer Bocholt, Ihr wäret der Mann. Ihr könntet's! Und es wär' ein christliches Werk."

„Es fehlt die Frau, Herr Pastor. Eben komm' ich von Ilseburg und habe das Gitter bestellt."

„Es fehlt die Frau. Wohl. Aber sie wird Euch nicht immer fehlen. Ihr seid noch rüstig und werdet drüber hinkommen; und das weiß ich, es sind ihrer viele ...."

„Glaub's nicht, Ehrwürden."

„Und wenn nicht, so seid Ihr der Mann, der mit einem Blick besser erzieht als drei Frauen.... Aber seht nur," und er wies auf das Kind, das draußen zwischen den schon hoch in Samen geschossenen Spargelbeeten stand und dem Spiel zweier Schmetterlinge mit den Augen folgte.

Der Haidereiter freute sich ersichtlich des Anblicks und sagte nach einer Weile: „Gut. Ich will es bedenken."

„Und was Ihr beschließt, das soll mir gelten; denn ich kenn' Euch und weiß, es wird das Rechte sein. — Aber nun kommt, daß wir nach der Muthe sehen."

Und er klatschte zweimal in die Hand und rief dem Kinde vom Fenster aus zu: „Wir wollen gehen, Hilde! Nimm Dein Tuch!"

Und gleich danach schritten alle Drei quer über das Thal auf einen langen und ziemlich hohen Heckenzaun zu, der, neben dem Gehöfte des Haidereiters ansteigend, erst auf den Wiesen- und Weidegrund der „Sieben Morgen" und dann immer höher hinauf auf eine weitgestreckte, mit Ginster und Haidekraut bestandene Hochfläche führte, die „Kunerts-Kamp" hieß und nach hinten zu mit einem anscheinend endlosen Tannenwalde

schloß. An dem Punkte aber, wo Kamp und Wald sich in einander schoben und ein Eck bildeten, stand das kleine weißgetünchte Haus der Muthe Rochussen, einer armen Holzschlägers-wittwe.

Hilde war eine gute Strecke zurückgeblieben, um Gräser und Blumen zu pflücken, und erst als Sörgel und der Haidereiter bis dicht an den Zaun heran waren, der das weiße Häuschen von drei Seiten her einfaßte, beeilte sie sich, wieder in die Nähe Beider zu kommen. Und nun schob sie, die kleine Hand durch das Gitter zwängend, einen Holzriegel von innen her zurück und lief über den Hof hin auf die mit Tannenzweigen bestreute, zugleich als Küche dienende Diele, daran die beiden einzigen Stuben des Hauses gelegen waren. Und nun öffnete sie die vorderste derselben und trat zurück, um die beiden Männer eintreten zu lassen.

Diese blieben jedoch, einen Augenblick wenigstens, wie betroffen stehen, denn was sie sahen, war mehr ein Begräbniß- als ein Sterbe-zimmer. Alles Unschöne war wie vorweg aus dem Wege geräumt. Unter einer aus bunten Zeugstücken sauber zusammengesteppten Decke lag die Todte, das dunkle Haar gescheitelt und eine

Kette von Bernsteinkugeln um den Hals, daran ein flammendes Herz hing. Ihre Linke hielt die gesteppte Decke fest und ließ für Jeden, der eintrat, gleich auf den ersten Blick einen Schlangenring am vierten Finger erkennen. Es war ersichtlich, daß sie das Herannahen ihrer letzten Stunde gefühlt und das eitle Verlangen gehabt hatte, nach ihrem Tode noch eine Verwunderung und das Gerede der Leute zu wecken. Und so hatte sie denn das Haus bestellt, sich gekleidet und geschmückt und sich dann niedergelegt und war gestorben. Und ohne Kampf schien sie hinübergegangen zu sein, denn so herb ihre Züge waren, aus jedem sprach es doch wie das Glück einer endlichen Erlösung.

Und nun war auch Hilde herangetreten und hatte die Blumen, die sie draußen auf der Haide gepflückt, über die Mutter ausgestreut. Und sie kniete nieder und küßte die herabhängende Hand. Aber sie weinte nicht und gab kein Zeichen tiefen Schmerzes. Es war vielmehr, als wisse sie nichts Deutliches von Tod und Sterben, und als beide Männer immer noch schwiegen, erhob sie sich und ging auf den Platz hinaus, wo der Brunnen stand und ein paar Leinenstücke zum Bleichen ausgespannt lagen.

Es war stickig in dem Zimmer, und Sörgel, den es von Anfang an nach frischer Luft verlangt hatte, trat ans Fenster, um zu öffnen. Und dabei wurd er auf dem Fensterbrett und fast zu Häupten der Todten eines zierlichen und mit Silber eingelegten Ebenholzkästchens ansichtig, das an dieser ärmlichen Stelle beinahe mehr noch überraschen mußte als der Schmuck, den die Holzschlägerswittwe trug. In dem Kästchen aber lag Alles, was diese hinterließ: ein Goldgulden, ein Species, ein paar kleinere Münzen und daneben zwei silberne Trauringe, die sie bei Lebzeiten getragen, aber in ihrer Sterbestunde von sich gethan hatte.

„Das ist ihr Trauring," sagte Sörgel und legte den kleineren auf seine flache Hand. „Und das hier ist der von dem Rochussen. Und sind nun elf Jahre, daß sie mit ihm unten vorm Altar stand. Ihr wißt ja, wie's kam und was es war; und sollte was zugedeckt werden. Aber sie hat nicht mit den beiden Ringen wie mit einer Lüge vor ihren Gott hintreten wollen, und ist mir, als ob's eine Beichte wär' und ein Bekenntniß. Und nur hoffährtig ist sie geblieben bis an ihr Ende. Denn seht nur, von dem Schlangenringe hat sie nicht lassen wollen, den

trägt sie noch, auf daß Jeder ihn sehe. Ja, Haidereiter, irr und verworren sind unseres Herzens Wege."

Der schwieg und sah vor sich hin. Sörgel aber fuhr fort:

„Und auch das hier — und er wies auf die Münzen — erzählt mir nur, was ich schon weiß. Sie hat nie gedarbt, arm, wie sie war. Es geschah eben, was geschehen mußte, so lange noch wer da war, der den Finger aufheben und sagen konnte: So und nicht anders. Aber das ist nun vorbei seit heute Nacht, und die Gnädigste drüben wird sich nicht aus freien Stücken zu dem Enkelkinde bekennen wollen. Es war ihr immer ein Stachel im Fleisch. Und so haben wir von Stund' an eine Waise mehr in der Gemeinde."

„Nicht doch," sagte Baltzer. „Ich nehme das Kind, und es soll mit meinem Martin zusammengehen. Ja, Pastor, ich will ein Gespann haben, damit fährt sich's besser, und ist dem Jungen gut. Und lieben wird er sie schon, denn 's ist ein feines Kind und hat die langen Wimpern und das helle Rothhaar — dasselbe, das die drüben haben. Und wer den Todten Blumen streut, der streut sie, denk' ich, wohl auch den Lebenden."

„Ich hoff' es," antwortete Sörgel.

Und danach riefen sie Hilden und sagten ihr, daß sie nun Abschied nehmen müsse. Die war denn auch bereit und stutzte nicht, und nur auf der Schwelle wandte sie sich noch einmal und lief zurück, um der Todten die Hand zu streicheln. Und nun erst folgte sie den beiden Männern und trat auch ihrerseits und ohne Zeichen tieferer Bewegung ins Freie.

Der Pastor gedachte seinen Weg wieder über Kunerts-Kamp und die Sieben-Morgen zu nehmen, genau so, wie sie gekommen waren; als ihn aber der Haidereiter bedeutet hatte, es sei näher über Diegel's Mühle, schlenderten sie gemeinschaftlich an einer tiefen Grenzfurche hin, die von dem kleinen weißen Haus aus bis an den Abfall des Berges führte. Hilde ging vor ihnen her und stemmte, wie sie zu thun liebte, den rechten Arm in die Seite. Das gab ihr einen geraden Gang und machte, daß sie größer aussah, als sie war. Die beiden Männer aber folgten ihr mit den Augen, und Baltzer sagte lächelnd: „Ich werde sie zu hüten haben."

Eine kurze Strecke noch und die Grenzfurche bog nach links hin um eine kahle Felswand herum, in deren Front sie sich als mannsbreite

Straße fortsetzte. Die Felswand selbst aber hieß Ellernklipp. Ein mittelhoher Brombeerbusch wuchs hier als einzige Schutzlehne hart am Abgrund hin, und der alte Sörgel, indem er sich an dem Gezweige festhielt, sah in freudiger Bewegung in das Landschaftsbild hinein, das ihm heut, unter dem Einfluß einer besonderen Beleuchtung als etwas Neues und Niegesehenes erschien. In den Fenstern des Schlosses stand die Vormittagssonne, weiter unten blinkte der Wetterhahn auf der Schindelspitze des Thurmes, und von rechts her, unter Erlen halb verborgen, flimmerte das Schieferdach von Diegels Mühle herauf.

„Ich muß nun da hinein," sagte der Haidereiter und zeigte halb rückwärts auf den Wald. „Und dies ist der Weg, der nach der Mühle führt. Ehrwürden sehen den Haselbusch, und wenn Sie den haben, schlängelt sich's allmälig bergab. Aber immer rechts. Nach links hin geht's in den Elsbruch und ist steil und abschüssig, und wer fehl tritt, ist kein Halten mehr. Und du, Hilde, gehst vorauf und suchst Ehrwürden die besten Stellen."

Und sie ging vorauf und wartete nur dann und wann, bis der Alte, den sie führen sollte,

wieder heran war. In diesem aber klang es nach, was der Haidereiter in der Muthe Haus oben gesprochen hatte: „Wer den Todten Blumen streut, der streut sie, denk' ich, auch wohl den Lebenden." Und er wiederholte sich jedes Wort. „Aber ich fürchte," fuhr er in leisem Selbstgespräche fort, „sie kennt nicht gut und nicht bös, und darum hab' ich sie zu dem Baltzer Bocholt gegeben. Der hat die Zucht und die Strenge, die das Träumen und das Herumfahren austreibt. Und wenn sie Gutes sieht, so wird sie Gutes thun."

II.
Hilde spielt.

Hilde blieb in der Pfarre bis zum Begräbniß ihrer Mutter, am dritten Tag in aller Frühe. Man läutete nicht, und nur einige Neugierige waren gekommen, darunter auch Dienstleute vom Schloß. Und als nun der alte Sörgel das Gebet gesprochen und der Todten eine Hand voll Erde nachgeworfen hatte, nahm Baltzer Bocholt das Kind an der Hand, um es in seine neue Heimstätte hinüberzuführen. Auf dem Flur, in der Nähe der schmalen Treppe, standen alle Zu-

gehörige des Hauses, und Baltzer, als er sie stehen sah, sagte: „Das ist gut, daß ihr da seid. Sieh, Hilde, dies ist unsere Grissel. Mit der wirst du nun zusammen leben und mußt ihr gehorchen in allen Stücken, als ob ich's selber wär'. Und dies ist Joost, unser Knecht, der meint es gut. Nicht wahr, Joost? Und laß dich nur auf's Pferd von ihm setzen, aber immer nur, wenn er Zeit hat, und darfst ihn nicht stören bei seiner Arbeit. Und dies ist unser Martin; der soll nun dein Bruder sein, und ihr sollt euch lieb haben. Wollt ihr? Willst du, Hilde?"

Diese nickte, während Martin schwieg und verlegen vor sich niedersah. Baltzer aber hatte dessen nicht Acht und fuhr fort: „Und nun gebt euch die Hand. So. Und jetzt einen Kuß. Und nun, Grissel, führ' unser neues Kind in seine Stube hinauf und zeig' ihm, wo es wohnt. Und zu Mittag sehen wir uns wieder. Punkt zwölf, auf die Minute. Hörst du! Denn ich bin ein alter Soldat und liebe Pünktlichkeit. Und nun Gott befohlen!"

Danach wandt er sich und ging aus dem Flur in die Vorlaube, während Martin in den Hof lief und Grissel und Hilde treppauf stiegen.

Oben waren zwei Giebelstuben, in deren einer Grissel bis dahin allein gewohnt hatte. Die sollte sie jetzt mit Hilde theilen. Es war ein großer, weißgetünchter Raum, in dem aber so Vielerlei stand, daß er wenigstens nicht kahl und kalt wirkte. Die Truhen und Schränke waren bunt gestrichen und in der Nähe des Fensters hing eine Wanduhr, auf deren Zifferblatt ein goldgelber Hahn krähte. Der Pendel ging, ein paar große Fliegen summten und Grissel sagte: „Sieh, Hilde, hier müssen wir uns nun vertragen. Werden wir? Ich denke doch. Du siehst mir danach aus, als ob Jeder mit dir leben könnt' und wärst ein gutes Kind und hättest keinen Eigenwillen. Und das ist immer das Beste, keinen eigenen Willen haben. Ich meine so für gewöhnlich, denn Mancher hat einen und muß einen haben .... Und dies hier ist deine Seite, dein Bett und dein Stuhl, und dieser Rechen ist für dich. Und es darf nichts umherliegen. Die Fenster aber müssen offen sein, denn es lebt sich besser in frischer Luft, und ich weiß nicht, wer sie wieder zugemacht hat. Gewiß unser Joost; der denkt immer: je stickiger, je besser, und will Alles warm haben wie seinen Pferdestall."

Und während sie so sprach, hatte sie das

Fenster aufgemacht und eingekettet und winkte Hilden, an dem anderen Fenster ein Gleiches zu thun. Und Hilde that es, und ein Ausdruck von Glück überflog ihre Züge, so sehr gefiel ihr, was sie sah. Unmittelbar unter ihrem Fenster lag der Wirthschaftshof, auf dem die Tauben von einem Dachfirst zum anderen flogen; abwärts am Bach hin, in Entfernung weniger hundert Schritte, stieg der Rauch aus den Dächern des Dorfes, und immer weiter zu Thale dehnte sich das weite, flache Vorland aus und blinkte sonnenbeschienen in allen Herbstesfarben.

In all' das sah Hilde hinein und sagte, während sie lang und tief aufathmete: „Hier will ich immer stehen .... Ah! .... Es ist so weit hier."

„Ei nun," lachte Grissel, „das ist gut, daß es dir gefällt. Aber du kannst hier nicht immer stehen. Ein junges Ding wie du, das ist nicht dazu da, bloß in die Welt zu gucken und zu warten, bis das Glück kommt oder der Bräutigam, was eigentlich ein und dasselbe ist. So wenigstens glauben sie. Nein, mein Hildechen, ein junges Ding muß arbeiten; denn bei der Arbeit vergehen einem die dummen Gedanken, und der Böse kann nicht herein, der immer vor der Thür steht .... Und nun komm und laß uns in die Küche gehen,

daß wir ein Feuer machen und ihm ein Frühstück bringen."

„Muß ich es ihm bringen?"

„Ja. Da wird er sich freuen. Denn er hat dich gern und du gefällst ihm. Oder fürchtest du dich vor ihm?"

Sie schwieg und sah vor sich hin. Grissel aber fuhr fort: „Er lacht nicht viel und sieht aus, als ob er blos brummen und beißen könnt'. Aber er ist nicht so schlimm und hat es eigentlich gern, wenn Andere lachen. Lache nur und erzähl' ihm viel und sei zuthulich, und du wirst sehen, er läßt sich um den Finger wickeln. Und so sind alle Mannsleut', und die, die so sauertöpfisch aussehen, just am meisten. Aber das verstehst du noch nicht. Oder verstehst du's? Höre, Hilde, du siehst mir aus, als verständest du's."

Und dabei lachte Grissel wieder, nahm sie bei der Hand und führte sie treppab in die Küche.

Hilde fand sich schnell in Allem zurecht, und den dritten Tag, als Grissel eben den Tisch deckte, sagte der Haidereiter, indem er sich auf seinem Stuhle herumdrehte: „Nun, wie geht es: Ich meine mit der Hilde?"

„Wie soll es gehen! Gut geht es. Es ist ein liebes Kind, still und gehorsam."

„Das freut mich,“ sagte Baltzer, „daß ihr euch vertragt. Aber ich wußt' es. Sie hat so was Feines, und ist Alles anders. Meinst du nicht auch?“

„I freilich, mein' ich. Die Muthe war ja eine feine Person und eigentlich über ihren Stand. Und was ihr Mann war, ich meine den Jörge Rochussen — denn er soll ja doch wirklich ihr Mann gewesen sein, und sie reden ja von zwei Trauringen, die der alte Sörgel oben in einer Schachtel gefunden und mit in die Sacristei genommen hat — nu, der Jörge, der war ja kohlschwarz und eigentlich noch schwärzer als die Muthe, blos nicht so kraus. Und davon, denk' ich, hat unser Hildechen das rothe Haar und ist so was Feines.“

„Höre, Grissel,“ entgegnete der Haidereiter, „ich kenne dich und weiß, wo das hinaus soll. Aber ich sage dir, ich will davon nicht hören. Was geschehen ist, ist geschehen, und es muß nun todt sein, so todt wie die Muthe. Die hat Alles mit in's Grab genommen, ich meine die Geschichte von drüben, und das Kind ist jetzt ehrlicher Leute Kind, unser Kind, und du wirst den Mund halten. Ich weiß auch, du kannst es, wenn du willst. Denn du bist eine kluge Person, eine rechte

Schulmeisters- und Küsterstochter, und hörst das Gras wachsen, gerade so wie der alte Melcher Harms oben, den du nicht leiden kannst. Und warum nicht? danach frag' ich nicht, das ist deine Sach'. Aber meine Sach' ist, daß ich keine Gerede haben will, und soll Alles sauber und rein sein in meinem Haus. Und was gewesen ist, ist gewesen. Und dabei bleibt's. Hörst du?"

Grissel, während Baltzer so sprach, hatte das Tischtuch immer wieder und wieder geglättet, trotzdem es längst glatt lag, und sagte nur: „Es ist gut, sie soll nichts hören davon, und im Dorfe redet sich's todt. Aber ihr eigen Blut wird es ihr sagen. Und ich merke schon so was."

„Unsinn."

„Ihr müßt ihr bloß nach den Augen sehen, Baltzer, und wie sie so zufallen am hellen lichten Tag. Und ist immer müd' und thut nichts; aber mit eins richtet sie sich auf und steht kerzengrad' und ist, als ob ihr die Guckerchen aus dem Kopf wollten. Und dann ist es wieder vorbei. Ja, Baltzer, es wird nichts Leichtes sein mit dem Kind."

„Und was meinst du, was geschehen soll?"

„Allerlei, mein ich. Ich meine, sie muß in die Schul' und an die Arbeit. Es ist ja zum

Gotterbarmen mit ihr, und kann nichts und weiß nichts, und ist wild aufgewachsen und will immer hinaus. Und wenn sie nicht hinaus will, so will sie schlafen."

„Ich habe selber schon an Schule gedacht," antwortete der Haidereiter. „Aber der alte Sörgel will es nicht und meint, es sei noch zu früh, und hat erst von Ostern gesprochen. Und weil ich ja gesagt habe, so muß es bleiben."

Und es blieb so.

* * *

Ein milder Herbst war, stille warme Tage bis tief in den October hinein, und das Vieh, das sonst früh in den Stall kam, wurde immer noch an des Haidereiters Hause vorübergetrieben, um oben auf den „Sieben-Morgen" seine Weide zu finden. Die Kühe hatten ein gestimmtes Geläut, und Hilde, wenn sie das Läuten von ferne hörte, lief ihnen entgegen und setzte sich auf den Bankstein in der offenen Vorlaube. Der melancholische Ton der Glocken durchzitterte sie mit einer Sehnsucht weit hinaus, aber diese Sehnsucht in die Weite war ihr Glück. Und zuletzt kam der alte Melcher Harms, den sie schon von früher her kannte, wo sie noch oben auf Kunerts-Kamp zu Hause war. Er trug einen

langen Leinenrock mit vielen Knöpfen, wie die Hirten zu tragen pflegen, und immer, wenn er seinen dreikrämpigen Hut abnahm, sah man einen großen braunen Kamm, der sein spärliches aber langes Haar nach hinten zu zusammenhielt. Und um dieses Kammes willen war es, daß er bei den Dorfleuten etwas spöttisch der Kamm-Melcher hieß. Aber Hilde hing an ihm, und allabendlich, wenn er heimkehrte, brachte er ihr einen Strauß mit, den er aus Haidekraut und ein paar verspäteten Erdbeeren zusammengebunden hatte. Dann nahm sie seine Hand und that Fragen über Fragen, und erst wenn sie mitten im Dorf und die meisten Kühe längst im Stalle waren, entsann sie sich und schlenderte die Kreuz und Quer und von einem Ufer aufs andre bis an ihr Haus und die von wildem Wein überwachsene Vorlaube zurück. Da traf sie sich mit Martin, der ihr in Allem zu Willen war, ohne daß sie selber einen rechten Willen gehabt hätte. Aber er errieth ihre Gedanken und handelte danach.

Und so wußt er denn auch bald, daß sie nichts Lieberes that, als Boot und Flotte spielen, und in seinen freien Stunden saß er seitdem in der Geschirr- und Hobelkammer, schnitt Schiffchen aus Holz- und Rindestücken und gab ihnen einen

Mast mit einem weißen Segel daran. Und dann setzten sie die Schiffchen ein und sahen ihnen nach. Die meisten kenterten gleich und wurden ans Ufer geworfen, aber zwei hielten sich bis weit hinaus, und sie konnten sie nicht blos verfolgen, sondern auch deutlich erkennen, wie sie gerad auf den Sonnenball zufuhren, der zwischen dem niederhängenden Gezweige stand und die schäumenden Wellen vergoldete. „Sieh," sagte Martin, „das sind wir; ich hab' unsere Namen drangesteckt, und die scheitern nicht. Und wenn du's nicht glaubst, so komm nur, wir wollen sehen, ob ich nicht Recht habe." Und sie liefen abwärts, um die gekenterten Schiffchen wieder aufzusuchen und danach festzustellen, welche zwei noch flott waren; aber schon das zweite, das zwischen den Steinen lag, war der „Martin". Er nahm es und erschrak. „Ach, Hilde, dann ist es ein anderes Schiff, das mit dir fährt." Und eine Thräne stand in seinem Auge.

Hilde gab keine Antwort und sah immer nur den beiden Segeln nach, die noch im Abendlichte glänzten, bis endlich das Licht und die Segel verschwunden waren.

Unter solchem Spielen verging der Herbst, und es war fast, als ob der Wetterumschlag nicht

kommen wollte. Aber zuletzt kam er doch. Eines Abends hatten sich Grissel und Hilde niedergelegt und kurz vor'm Einschlafen beschlossen, am nächsten Tage die Winteräpfel von den Bäumen zu schütteln, da kam ihnen der Sturm zuvor, und noch ehe Mitternacht heran war, wachte Grissel auf und sah zu Hilde hinüber, ob sie noch schliefe. Aber sie saß schon auf, mit gefalteten Händen, und sah in den Vollmond, der hell hereinschien und die ganze Stube mit seinem weißen unheimlichen Lichte füllte. Dabei lief der Sturm, der sein Heulen aufgegeben hatte, pfeifenden Tones und immer rascher um das Haus her und zwängte sich durch alle Ritzen. Und mit einem Male ward es still. „Ist es vorüber?" fragte Hilde von ihrem Bett her. Aber ehe Grissel noch antworten konnte, gab es ein Donnern in den Lüften, und Alles dröhnte und schütterte, und Grissel, die sonst Muth hatte, rief mit ängstlicher Stimme: „Duck di, Hilde. Dat is he." Und Hilde duckte sich und wollte sich unter die Kissen verstecken, aber sie konnte es nicht und sprang auf und setzte sich auf Grissel's Bett und sagte: „Was machen wir?" — „Wir beten." — „Ich kann nicht." — „Dann sprich es nach." Und Grissel betete:

„Steh' uns bei, Herr Jesus Christ,
Wider Teufels Macht und List;
Dein ist die Kraft und Herrlichkeit
In Ewigkeit. Amen."

Und „Amen" zitterte Hilden's Stimme nach.

Als sich am andern Morgen der Sturm gelegt hatte, kam die Regenzeit. Die dauerte zwei volle Wochen, und es klatschte Tag und Nacht an die Fenster, und die letzten Blätter fielen von den Bäumen und trieben in hundert kleinen Rinnen dem von dem losgewaschenen Erdreich immer trüber werdenden Bache zu. Hilde stand an dem Giebelfenster oben und fror. Und zuletzt warf sie sich auf's Bett, wickelte sich ein und legte die Füße auf den Binsenstuhl. Aber wenn sie dann Grissel auf der Treppe hörte, sprang sie rasch wieder auf, machte Bett und Decke wieder glatt, trat an's Fenster und sah in den Hof hinunter, wo die Hühner unter'm Schuppendach saßen und Tiras seinen Kopf immer nur so weit vorstreckte, wie der Dachvorsprung seiner Hütte reichte. Und dann fragte Grissel: „Was machst du, Hilde?"

„Ich friere."

„Dann komm an den Herd."

Und darauf wartete Hilde bloß und ging

treppab und kauerte sich unter den Herdbogen, wo das kleingemachte Holz lag, und wenn sie da warm geworden, kroch sie wieder heraus und setzte sich auf den Hauklotz. Da hockte sie stundenlang und sah in das Feuer, in das von oben her aus dem Rauchfang einzelne Tropfen zischend niederfielen, und hörte, wie die Katze spann und wie die Sperlinge, die sich naß und hungrig auf das Fensterbrett geflüchtet hatten, ängstlich und traurig zirpten und zwitscherten. Dann jammerte sie der Creatur, und sie stand auf und öffnete das Fenster und streute Krumen. Und wenn einige zudringlich in die Küche hineinhuschten, dann hielt sie die Katze fest, bis alle wieder über den Flur oder durch den Rauchfang hinaus ins Freie waren.

Das ging so wochenlang, bis eines Morgens der Regen fort war und die Sonne hell ins Fenster blinkte. Denn über Nacht war Winter geworden. Und wie das Wetter, so hatte sich auch die Hilde vertauscht und war froh und frisch und aller Müdigkeit los und ledig. Und Martin sagte: „Komm, ich geh' auf die Sieben-Morgen." Und nicht lange, so stiegen sie den Heckenzaun entlang auf ein Tümpelchen zu, das in der Sommerzeit eine Tränke für das Vieh war. Und

weil es tief eingebettet und geschützt vor dem Winde lag, war sein Eis glatt, und Martin sagte: „Nun hucke dich und fasse meinen Rock.“ Und im nächsten Augenblicke fuhr er über die Spiegelfläche hin, und sie glitt ihm nach und konnt es nicht müde werden, bis ihr zuletzt die klammen Finger versagten. Aber noch auf dem Heimwege versuchte sie's immer wieder, und als Grissel ihrer ansichtig wurde, wie sie so frisch und rothbäckig war, rief sie verwundert einmal über das andere: „Kind, Hilde, du bist es ja gar nicht mehr!“

Und wieder eine Woche später, da trübte sich der Himmel, ohne daß der Frost erheblich gewichen wäre; und als Hilde den dritten Tag aufsah und wie gewöhnlich das Fenster öffnete, siehe, da flog schon ein Schneeball über sie weg und gleich darauf ein zweiter, und Martin rief hinauf: „Aber nun rasch; ich will dich Schlitten fahren.“ Und wirklich, ehe noch die Grissel ein Nein oder Ja sagen konnte, war schon die Schleife mit den vier Speichen heraus, und Hilde saß in dem Korbe, einen Häckselsack unter den Füßen und einen Pferdefries über die Kniee; Martin und Joost aber spannten sich vor, der eine rechts, der andere links, und im selben Augenblicke ging es vom Hof her in den Fahrweg hinunter und

am Hause vorbei, so laut und so froh, daß Baltzer von seinem Tisch aufsah und zur Grissel sagte: „Wie die Hilde lustig sein kann. Und du sagst immer, sie sei bloß müd' und matt und recke sich und strecke sich. Da sieh nur, wie das jubelt und lacht!"

„Ja," sagte Grissel, „das ist, seit wir den Winter haben; und hat ordentlich rothe Backen und ist wie vertauscht. Und uns' Martin auch, und immer hinterher, und Hildechen hier und Hildechen da. Ja, die Hilde! Sie weiß es nicht anders mehr und hat es mein Seel' vergessen, wo sie herkommt und was es eigentlich mit ihr ist.... Aber das sag' ich so bloß zwischen uns, Baltzer Bocholt."

Und des Haidereiters Stirn, die sich schon gerunzelt hatte, glättete sich wieder, und er sagte ruhig und in beinahe freundlichem Tone: „Und wenn sie's vergessen hat, desto besser. Wir wollen es auch vergessen.... Und das vergiß nicht!"

III.

Hilde hat einen Willen.

Hilde lebte sich ein, und es waren glückliche helle Tage, so hell wie der Schnee, der draußen

lag. Alle Morgen mußte Martin in die Schule, zweimal auch zu Sörgel, aber wenn er dann eine Stunde vor Essen wiederkam und seine Mappe mit der Schiefertafel in das Brotschapp gestellt hatte, so ging es mit der ihn schon erwartenden Hilde rasch in die Winterfreude hinaus, die jeden Tag eine andere wurde. Die größte aber war, als sie sich auf dem Hofe eine Schneehütte gebaut und die Höhle darin mit Stroh und Heu ausgepolstert hatten. Da saßen sie halbe Stunden lang, sprachen kein Wort und hielten sich nur bei den Händen. Und Martin sagte, sie seien verzaubert und säßen in ihrem Schloß, und der Riese draußen ließe Niemand ein. Diese Riese aber war ein Schneemann, dem Joost eine Perrücke von Hobelspänen aufgesetzt und anfänglich ein Schwert in die Hand gegeben hatte, bis einige Tage später aus dem Schwert ein Besen und mit Hülfe dieses Tausches aus dem Riesen selbst ein Knecht Ruprecht geworden war. Das war um die Mitte Dezember. Als aber bald danach die letzte Woche vor dem Fest anbrach, da fingen auch die Heimlichkeiten an, und Martin war stundenlang fort, ohne daß Hilde gewußt hätte, wo. Und wenn sie dann ragte, so hörte sie nur, er sei bei Sörgel oder

bei Melcher Harms oder bei dem alten Drechsler Eickmeier, der in der Weihnachtszeit außer seinen Pfeifen und seinem Schwamm auch noch Bilderbogen verkaufte. Mehr aber konnte Niemand sagen, und erst am Heiligabende selbst mußte der Geheimnißvollthuende von seinem Geheimniß lassen, um sich ebenso der Zustimmung des Vaters wie der Hülfe Grissel's zu versichern. Und diese Letztere half denn auch wirklich und freute sich, daß es etwas Schönes werden würde, worüber ihr keinen Augenblick ein Zweifel kam. Und als es nun dunkelte und drüben von der Kirche her die kleine Glocke zu läuten anfing, da war Alles fertig, und der Haidereiter selbst führte Hilden in seine Stube, drin unter dem Christbaum neben anderen Geschenken auch die ganze Stadt Bethlehem mit all' ihren Hirten und Engeln aufgebaut worden war. Alles leuchtete hell, weil hinter dem gölten Papier eine ganze Zahl kleiner Lichter brannte; am hellsten aber leuchtete der Stern, der über dem Kripplein und dem Jesuskinde stand. Hilde konnte sich nicht satt sehen daran, und als endlich der Lichterglanz in der Stadt Bethlehem erloschen war, trat sie vor den Haidereiter hin, um ihm für Alles, was ihr der heilige Christ beschert hatte, zu danken.

„Und nun sage mir,“ sagte dieser, „was hat dir am besten gefallen?“

Sie wies auf die Stadt.

„Dacht' ich's doch!“ lachte Baltzer Bocholt, „die Stadt! Aber die Stadt ist nicht von mir, Hilde, die hat dir der Martin aufgebaut und hat seine Sparbüchse geplündert. Und der alte Melcher Harms hat ihm geholfen, und Alles, was in Holz geschnitzt ist und auf vier Beinen steht, das ist von ihm. Ja, das versteht er. Aber der Martin hat doch das Beste gethan, und wenn du wem danken willst, so weißt du jetzt, wohin damit.“

Und dabei wies er auf Martin, der scheu neben dem Ofen stand.

Hilden selbst aber war alle Scheu geschwunden, und sie lief auf Martin zu und gab ihm einen herzhaften Kuß, so herzhaft, daß der alte Haidereiter in's Lachen kam und immer wiederholte: „Das ist recht, Hilde, das ist recht. Ihr sollt euch lieb haben, so recht von Herzen, und wie Bruder und Schwester. Ja, so will ich's, das hab' ich gern.“

Und danach ging es zu Tisch, und Alle ließen sich den Weihnachtskarpfen schmecken und waren guter Dinge, nur Hilde nicht, die noch immer in

fieberhafter Erregung nach dem dunkelgewordenen Bethlehem hinübersah und endlich froh war, als sie gute Nacht sagen und in die Giebelstube hinaufsteigen konnte. Hier stellte sie, was ihr unten beschert worden war, auf das oberste Brett ihres Schrankes und sagte zu Grissel, während sie den Binsenstuhl an das Bett derselben heranrückte: „Nun erzähle."

„Wovon, Kind?"

„Von der Jungfrau Maria."

„Und von dem Jesuskindlein?"

„Ja. Von dem Kindlein auch. Aber am liebsten von der Jungfrau Maria. War es seine Mutter?"

„Ach, du Herr des Himmels!" entsetzte sich Grissel. „Hast du denn nie gelernt: ‚Geboren von der Jungfrau Maria'? Kind, Kind! Ach, und deine Mutter, die Muthe, hat sie dir denn nie das zweite Stück vorgesagt? Wie? Sage!"

„Sie hat mir immer nur ein Lied vorgesagt."

„Und wovon?"

„Von einem jungen Grafen."

„Und nichts von Gott und Christus? Und weißt auch nicht, was Weihnachten ist? Und bist am Ende gar nicht getauft? Und da läßt der Pastor dich umherlaufen, sagt nichts und fragt

nichts, und der Böse geht um, und ist Keiner, der ihm widerstände, der nicht den Glauben hat an Jesum Christum, unseren Herrn und Heiland. Ach, du mein armes Heidenkind! .... Aber nimm dir ein Tuch um und wickele dich ein, denn es ist kalt, und dann höre zu, was ich dir sagen will."

Und Grissel erzählte nun von Joseph und Maria und von Bethlehem, und wie das Christkind allda geboren sei.

„Von der Jungfrau Maria?"

„Ja, von der. Denn das Kind, das sie gebar, das war nicht des Josephs Kind, das war das Kind des heiligen Geistes."

Es war ersichtlich, daß Hilde nicht verstand und verlegen war Aber sie wollte nicht weiter fragen und sagte nur: „Und wie kam es dann?"

„Ei, dann kam es so, wie du's heute gesehen hast und wie Martin und Joost es dir aufgebaut haben. Und meinetwegen auch der alte Melcher. Erst kam der Stern und stand über dem Hause still, und dann erschienen die Hirten und zuletzt kamen die drei Könige von Morgenland und brachten Gold und Gaben und köstliche Gewänder, und Alles war Licht und himmlische Musik, und der Himmel war offen und die Engel Gottes stiegen auf und nieder. Und es war Freud' im

Himmel und auf Erden, denn unser Heiland war geboren. Und dieser Geburtstag unseres Heilandes ist unser Weihnachtstag."

Hilde's Augen waren immer größer geworden, und sie sagte jetzt: „Ah, das ist schön und wird Einem so weit! Erzähle mir immer mehr. Ich seh' es Alles und höre die himmlische Musik, und dazwischen ist es wie Glockenläuten. Ernst und schwer. Und ist immer derselbe Ton ...."

Indem aber hatte sich Grissel aufgerichtet, hielt ihre Hand ans Ohr und sagte: „Hilde, Kind, was ist das? .... Immer ein Ton, freilich. Und immer derselbe .... Das ist die Feuerglocke .... Horch!"

Und sie war aus dem Bett gesprungen, warf ihren Friesrock über und sah hinaus. Aber im Dorfe war kein Feuerschein, und so lief sie nach der anderen Giebelstube hinüber, wo Martin schlief, und riß das Fenster auf. Und da sah sie die Gluth, nicht unten im Thal, aber oben, und wenn nicht Alles täuschte, so mußt es auf Kunerts-Kamp sein, hart am Walde, denn die Rückseite von Ellernklipp stand angeglüht im Widerschein. Und sie flog treppab, um den Haidereiter zu wecken. Aber der stand schon auf der Diele, den Hirschfänger an der Koppel, und rief ihr zu:

„Meinen Hut; rasch! Verdammte Wirthschaft! Wer hat den Hut vom Ständer genommen?“ — „Er hängt ja; weiß Gott, Baltzer, Ihr habt wieder Euren Koller und kein Aug' im Kopf. Hier.“ Und er riß ihr den Hut aus der Hand. In der Thür aber wandt er sich noch einmal zurück und sagte scharf und bestimmt: „Und daß du mir das Haus hütest, Grissel. Ich befehl' es. Ein Feuer wie das ist kein Küchenfeuer. Und Hilde soll ins Bett. Und Martin auch.“

Damit war er die Treppenstufen hinunter und ging auf Diegel's Mühle zu, von der er dann, als auf dem nächsten Wege, nach Ellernklipp hinauf wollte.

Mittlerweile war auch Hilde die Treppe herabgekommen und stellte sich mit auf die zugige Diele, denn Vor- und Hinterthür standen weit offen. Und nicht lange, so rollte von Emmerode her über den hartgetretenen Schnee die Dorfspritze heran. Allerhand junges Volk hatte sich vorgespannt, Andere schoben und Grissel, die bis auf die Vortreppe hinausgetreten war, fragte: wo es sei.

„Auf Kunerts-Kamp. Der Muthe Rochussen ihr Haus brennt.“

Und damit ging es weiter. Aber ehe noch die Spritze zwischen den Erlen verschwunden war,

erklärte Hilde, die jedes Wort gehört hatte, daß sie gehen und das Feuer sehen wolle.

„Du darfst nicht.“

Aber sie bat weiter, und als Grissel unerbittlich blieb, sagte sie: „Gut, so geh' ich allein. Du wirst mich doch nicht halten wollen?“ Und damit lief sie fort und kam erst zurück und beruhigte sich erst wieder, als ihr die bang und ängstlich nachstürzende Grissel einmal über das andere zugesichert hatte, sie nicht einsperren oder mit Gewalt festhalten, ihr vielmehr in Allem zu Willen sein zu wollen. Und wirklich, sie hielt Wort; und als sie die vor Erregung immer noch zitternde Hilde wohl verwahrt und in ihre Weihnachtspelzkappe gesteckt hatte, gingen sie, rechts um das Haus biegend, einen mit lockerem Schnee gefüllten Graben hinauf, der unmittelbar neben dem Heckenzaun hin auf die Höhe zulief. Eine Zeit lang war es ihnen, als ob oben Alles erloschen sei, denn sie sahen keinen Schein mehr. Aber kaum daß der anfänglich tiefe Graben etwas flacher geworden war, so lag auch das Feuer vor ihnen, wie mit Händen zu greifen, und die Gluthmasse wirbelte immer heftiger in die Höhe. Hilde stand wie gebannt. Endlich aber sagte sie: „Komm, wir wollen näher.“

Und damit hielten sie sich auf einen hohen Grenzstein zu, der zwischen Kunerts-Kamp und den Sieben-Morgen lag und das verschneite Haidekraut weit überragte. Auf den stellten sie sich und sahen hinüber in die Flamme.

Die Spritze war schon da, trotzdem man sie stückweise hatte herauftragen müssen, aber Wasser fehlte. Denn der Ziehbrunnen, der zu dem Hause gehörte, lag schon im Bereiche des Feuers, und Niemand konnte mehr heran. Es schien aber doch, als ob Wasser von irgend woher erwartet werde, denn eine lange Kette hatte sich bis Ellernklipp hin aufgestellt, und nur der Haidereiter achtete weit mehr auf das, was an der entgegengesetzten Seite vorging, weil er vor Allem seinen Wald zu retten wünschte. Der lag freilich noch gute hundert Schritte zurück, aber gerade da, wo die Muthe gewohnt hatte, schob er eine lange Spitze vor, deren vorderstes Gezweig bereits bis über die Gartenzäunung hing. Es war klar, daß der Wald in äußerster Gefahr schwebte, wenn es nicht gelang, einen breiten Zwischenraum zu schaffen, und Baltzer Bocholt, der wohl erkannte, daß er um des Ganzen willen einen Einsatz nicht scheuen dürfe, wies jetzt, als er seine Holzschläger und Schindel-

speller um sich versammelt sah, auf die Stelle hin, wo seiner Meinung nach der Schnitt gemacht und die vorspringende Spitze von dem eigentlichen Gebreite des Waldes abgetrennt werden mußte: „Vorwärts!“ Und nicht lange, so hörte man den Schlag der Axt und das Krachen und Stürzen der Bäume, die, wenn kaum erst halb angeschlagen, an langen Stricken niedergerissen wurden. Und eine kleine Weile noch, so gab es auch Wasser oder doch die Gelegenheit dazu, denn aus dem Thale herauf, von Diegel's Mühle her, erschien eben jetzt eine Schlittenschleife, die mit Schaufeln und Spaten, mit Eimern und Kesseln und überhaupt mit Allem bepackt worden war, dessen man unten in der Eile hatte habhaft werden können; und während einige der Leute sofort sich anschickten, mit Stangen und Feuerhaken ein paar brennende Balken aus der Feuermasse herauszureißen, schleppten andere die Kessel, große und kleine, vom Schlitten her in die Gluth und schippten den umherliegenden Schnee hinein. Und wieder andere waren, die hockten um die Kessel her und trugen den Schnee, wenn er geschmolzen, in Butten und Eimern an die nebenstehende Spritze, deren erster Strahl eben jetzt in die Gluthmasse niederfiel. Aber der Haidereiter,

unschwer erkennend, daß an der Muthe Haus wenig gelegen und noch weniger zu retten war, schrie mit lauter Stimme dazwischen: „Unsinn! hierher!" und gehorsam seinem Commando, packten Alle, die zur Hand waren, nach der Spritzendeichsel und jagten über die verschneiten Baumstubben fort, bis sie dicht an der Waldecke hielten, an eben jener bedrohtesten Stelle, wo der angeglühte Schnee bereits von den Zweigen zu tropfen anfing.

Und Hilde starrte wie benommen in das mit jedem Augenblicke sich neugestaltende Bild, das, alles sonstigen Wechsels ungeachtet, in drei fest und unverändert bleibenden Farbenstufen vor ihr lag: am weitesten zurück die schwarze Schattenmasse des Waldes, vor dem Walde das Feuer und vor dem Feuer der Schnee.

Ueber dem Ganzen aber der Sternenhimmel.

Und sie sah hinauf, und die Engel stiegen auf und nieder. Und es war wieder ein Singen und Klingen, und die Wirklichkeit der Dinge schwand ihr hin in Bild und Traum.

Und so stand sie noch, als sie drüben ein Rufen und Schreien hörte, vor dem ihr Traum zerrann, und als sie wieder hinblickte, sah sie, daß das brennende Haus in ein Wanken und

Schwanken kam und im nächsten Augenblicke jäh zusammenstürzte.

Die Funken flogen himmelan und verloren sich in den Sternen.

Eine Minute lang folgte sie noch wie geblendet dem Schauspiel, während sie zugleich das in die Höhe gerichtete Auge mit ihrer Hand zu schützen suchte. Dann aber ließ sie die Hand wieder fallen und sagte: „Komm, Grissel, mich friert. Und es ist nun Alles vorbei.“

IV.

Hilde kommt in die Schule.

Baltzer Bocholt hatte die Beiden wohl gesehen, aber er sagte nichts, als er eine Stunde später heimkam, und schwieg auch am anderen Tage beim Frühstück. Er sah nur Hilden scharf an, und erst als diese wieder fort war und Grissel die Teller abräumte, von denen man die Morgensuppe gegessen, warf er im Vorübergehen hin: „Ihr waret also doch da?“

„Ja. Die Hilde wollt es, und als ich es ihr abschlug und ihr sagte, Ihr hättet es verboten, da lief sie fort, wie sie ging und stand. Und da mußt' ich ihr Alles versprechen. Und ein wahres

Glück noch, daß ich sie wieder in's Haus brachte; sie hätte ja den Tod gehabt ohne Mantel und dicke Schuhe. Und im Ostwind und durch den Schnee."

„So, so," sagte Baltzer und trommelte an die Scheiben. „Sie kann also auch ungehorsam sein. Sieh, Grissel, das gefällt mir. Der Mensch muß gehorchen, das ist das Erste, sonst taugt er nichts. Aber das Zweite ist, er muß nicht gehorchen, sonst taugt er auch nichts. Wer immer gehorcht, das ist ein fauler Knecht, und ist ohne Lust und Liebe und ohne Kraft und Muth. Aber wer eine rechte Lust und Liebe hat, der hat auch einen Willen. Und wer einen Willen hat, der will auch mal anders, als Andere wollen."

So verging der Tag, ohne daß von dem Feuer gesprochen worden wäre, und erst am Abend, als Grissel und Hilde wieder auf ihrer Giebelstube waren, sagte Erstere: „Bist du traurig, Hilde?"

„Nein."

„Aber du sprichst nicht. Und es war doch euer Haus, und du wolltest hin und es sehen."

„Ja, ich wollt' es, als ich den rothen Himmel sah."

„Und hast du auch keine Sehnsucht? Ich

meine nach deiner Mutter. Oder hattest du sie nicht lieb?"

„O ja, ich hatte sie lieb. Aber ich bin doch nicht traurig."

„Und warum nicht?"

„Ich weiß es nicht. Aber mir ist, als wäre sie nicht todt. Ich seh' sie noch und höre sie noch. Und dann hab' ich ja euch. Es ist besser hier und nicht so still und so kalt. Und du bist so gut, und Martin ...."

„Und der Vater ...."

„Ja, der auch."

* * *

Ohne weitere Zwischenfälle verlief der Winter, und als Ostern, das in diesem Jahre früh fiel, um eine Woche vorüber war, packte Martin nicht bloß *seine* Mappe, sondern auch Hildens, und mit erwartungsvoller und beinahe feierlicher Miene gingen Beide neben dem Bach hin auf das mitten im Dorf gelegene Schulhaus zu, das schwarze Balken und weißgetünchte Lehmfelder und oben auf dem Dach eine kleine Glocke hatte. Die läutete eben, als sie eintraten.

Hilde kam nach unten, denn sie wußte nichts, und selbst die Kleinen lachten mitunter. Auch schien es nicht, als ob sie die lange Versäumniß

im Fluge nachholen werde, denn sie war oft träge und abgespannt und machte Krikelkrakel im Rechnen und Schreiben, und nur im Lesen und Auslendiglernen war sie gut. Und siehe da, das half ihr, und als kurz vor der Erntezeit eine Schulinspection angemeldet wurde, mußte sie die Fabel von der Grille und der Ameise vorlesen, was ihr neben der Zufriedenheit des Lehrers auch eine besondere Belobigung des alten Sörgel eintrug.

Und was diesen anging, so sollte sich's überhaupt jetzt zeigen, daß er des Kindes und seiner Zusage nicht vergessen habe, denn er schrieb denselben Tag noch ein Zettelchen, worin er dem Haidereiter vorschlug, ihm jeden Dienstag und Freitag die Hilde herüberzuschicken, und natürlich auch den Martin, damit er ihnen etwas aus der Bibel erzählen könnte. Das geschah denn auch, und die zwei Stunden beim alten Sörgel waren bald das, worauf sich die Kinder am meisten freuten. Es war Alles nach wie vor so still und behaglich drüben, und der kleine Zeisig, der in seinem Bauer zirpte, schien nur dazu da, zu zeigen, *wie* still es war. Dazu lagen über die ganze Stube hin lange, von Tucheggen geflochtene Streifen, sogenannte Läufer, alle weich genug,

einen jeden Schritt zu dämpfen, auch den schwersten, selbst wenn der alte Sörgel nicht kniehohe Sammetstiefel und bei rechter Kälte sogar noch ein Paar Filzschuhe darüber getragen hätte. Das erste Mal, als er so kam, waren Martin und Hilde dicht am Lachen gewesen, aber der alte Herr, der wohl wußte, wie Kinder sind, hatte nur mitgelächelt und im selben Augenblicke gefragt: „Nun, Hilde, sage mir, wie hießen die zwölf Söhne Jakob's? .... Richtig .... Und nun sage mir, wie hieß sein Schwiegervater? ... Richtig ... Und nun sage mir, wie hieß seine Stiefgroßmutter?" .... Auf diese letztere Frage war er nun, wie sich denken läßt, einer Antwort nicht gewärtig gewesen; als aber Hilde mit aller Promptheit und Sicherheit ihm „Hagar" geantwortet und noch hinzugesetzt hatte: „Die meint Ihr, Pastor Sörgel; es ist aber eigentlich nicht richtig," — da war er schmunzelnd an einen nußbaumenen Eckschrank herangetreten und hatte von dem obersten Brett eine Meißener Suppenterrine herabgenommen, darin er seine Biscuits aufzubewahren liebte. „Da, Hilde, das hast du dir ehrlich verdient .... Und das hier, Martin, ist für dich, damit dir das Herz nicht blutet."

* *
*

So ging es geraume Zeit, es war schon der zweite Winter, und da Sörgel eine Vorliebe für das alte Testament hatte — eine Vorliebe, die nur noch von seiner Abneigung gegen die Offenbarung Johannis übertroffen wurde —, so konnte es Keinen verwundern, die Kinder fest in der alten biblischen Geschichte zu sehen, und zwar um so fester, als sie nicht bloß zuhören, sondern auch alles frisch Gehörte sofort wieder erzählen mußten.

In ihrem Wissen waren sie gleich, aber in Auffassung und Urtheil zeigte sich Hilde mehr und mehr überlegen, so sehr, daß der alte Pastor immer wieder in die vielleicht verwerfliche Neigung verfiel, sie, wie damals mit der Hagarfrage, durch allerlei Doctorfragen in Verlegenheit zu bringen.

„Sage, Hilde," so hieß es eines Tages, „du kennst so viele Frauen von Eva bis Esther. Nun sage mir, welche gefällt dir am besten und welche am zweit- und drittbesten? Und welche gefällt dir am schlechtesten? Gefällt dir Miriam? Oder gefällt dir Jephta's Tochter? Oder gefällt dir Bathseba? Du schüttelst den Kopf und willst von des Uria Weib nichts wissen? Aber du darfst es ihr nicht anrechnen, daß der König ihren Mann an die gefährliche Stelle schickte. Das that eben

der König. Und sie konnt' es nicht ändern .... Oder gefällt dir Judith?"

„Auch die nicht. Judith am wenigsten."

„Warum?"

„Weil sie den Holofernes mordete, listig und grausam, und seinen Kopf in einen Sack steckte. Nein, ich mag kein Blut sehen, an mir nicht und an Anderen nicht."

„Ich will es gelten lassen. Aber wer soll es dann sein, Hilde? Wer gefällt dir?"

„Ruth."

„Ruth," wiederholte Sörgel. „Eine gute Wahl. Aber du weißt doch, sie war eine Wittwe."

So plauderte der Alte mit seinen Confirmanden, und wenn dann die Stunde vorüber war, schlenderten Martin und Hilde wieder heim, im Winter an dem Stachelginster vorbei, der neben der Kirchhofsmauer hinlief, im Sommer über den Kirchhof selbst, wo sie hinter den Büschen Verstecken spielten. Oft aber wollte Hilde nicht, sondern blieb allein und setzte sich abwärts auf eine Steinbank, wo der Quell aus dem Berge kam und wo Gartengeräthe standen und große Gießkannen, um die Gräber damit zu begießen. Und von dieser Bank aus sah sie, wie die Lichter einfielen und vor ihr tanzten und wie die Hummeln

von einer hohen Staude zur anderen flogen: von dem Rittersporn auf den rothen Fingerhut und von dem rothen auf den gelben. Den liebte sie zumeist und freute sich immer und zählte die Schwingungen, wenn er unter dem Anprall der dicken Hummeln in's Schaukeln und Schwanken kam. Und dann erhob sie sich und ging auf ihrer Mutter Grab zu, das nichts als ein paar Blumen und ein blaues Kreuz mit einem Dach und einer gelben Inschrift hatte: „Erdmuthe Rochussen, geb. den 1. Mai 1735, gest. den 30. Sept. 1767.“ Und immer, wenn sie den Namen las und den Spruch darunter, stiegen ihrer Kindheit Bilder wieder vor ihr auf, und sie sah sich wieder auf der Hofschwelle sitzen, und an der anderen Seite der Diele, der Vorderthür zu, saß ihre Mutter und schwieg und spann. Und dann hörte sie sich rufen: „Hilde!“ ach, leise nur, und sie lief auf die Mutter zu, die plötzlich wie verändert war und ihr das Haar strich und fühlte, wie fein es sei.

So waren die Bilder, denen sie nachhing, und während sie so sann und träumte, pflückte sie von den Grashalmen, die das Grab umstanden, flocht einen Kranz, hing ihn an das Dach und ging im Zickzack auf die höher gelegene Kirchhofs-

stelle zu, wo die Gräflichen ihre Ruhestätte hatten, eingehegt und eingegittert und von einem hohen Marmorkreuz überragt. Das leuchtete weithin, und ein Zeichen war darauf, das sie nicht deuten konnte. Zu Füßen des Kreuzes aber lagen allerhand Steinplatten, einige von Schiefer, andere von Granit, auf deren einer in Goldbuchstaben zu lesen war: „Adalbert Ulrich Graf von Emmerode, geb. am 1. Mai 1733, gefallen vor Prag am 6. Mai 1757.“ Und immer, wenn sie dies sah und las, gedachte sie der vielen, vielen Tage, wo sie mit ihrer Mutter an eben dieser Stelle gestanden hatte, manchmal in aller Frühe schon, wenn der Thau noch lag, und öfter noch bei Sonnenuntergang. Und niemals waren sie gestört worden, außer ein einzig Mal, wo die Gräfin unvermuthet und plötzlich am Gittereingang erschienen war. Und das war ihr unvergessen geblieben, und mußt es wohl, denn ihre Mutter hatte sie rasch und ängstlich zurückgerissen und sich und sie hinter eine hohe Brombeerhecke versteckt.

* * *

„Sie sollen Geschwister sein,“ hatte Baltzer Bocholt gesagt; im Dorf aber hieß es nach wie vor, daß des Haidereiters Hilde der Muthe Kind

sei, der Muthe Rochussen, und eigentlich auch das nicht mal. Eine Mutter habe die Hilde freilich gehabt, gewiß, eine Mutter habe Jeder, und das sei denn auch die Muthe gewesen. Aber ob es die Muthe Rochussen gewesen, damals schon gewesen, das sei doch noch sehr die Frage. Das wüßten die drüben besser, die Lebendigen und die Todten.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß der Haidereiter von solchem Gerede hörte, weil er aber störrisch und eigensinnig war, so war es ihm nur ein Grund mehr, die Hilde so recht zu seinem Lieblingskinde zu machen. Es war eigentlich nur Eines, was ihn an ihr verdroß: ihre Müdigkeit. Sie war ihm zu lasch, und wenn sie so dasaß, den Kopf auf die Schulter gelehnt, so rief er ihr ärgerlich zu: „Kopf in die Höh', Hilde! Bei Tag' ist Arbeitszeit und nicht Schlafenszeit; das lieb' ich nicht. Aber was ich noch weniger lieb' als das Schlafen, das ist die Schläfrigkeit. Immer müde sein, ist Teufelswerk. Als ich so alt war wie du, braucht' ich gar nicht zu schlafen."

Und solche Mahnung half denn auch einen Tag oder zwei, weil's ihr einen Ruck gab. Aber den dritten Tag war es wieder beim Alten, und er beschloß, mit Sörgel darüber zu sprechen.

Der indessen schüttelte den Kopf und sagte nur: „Ich kann Euch nicht zustimmen, Haidereiter. Ihr habt ein volles und starkes Blut und wollt Alles so voll und stark, als Ihr selber seid. Aber das Blut ist verschieden, und das Temperament ist es auch. Ihr habt den cholerischen Zug und die Hilde hat den melancholischen. Und daran ist nichts zu ändern; das hat die Natur so gewollt, in der auch Gottes Wille lebendig ist, und das müßt Ihr gehen lassen. Seht, ich weiß noch den Tag, als die Muthe Rochussen eben gestorben war und wir mit der Hilde hinaufgingen und dann wieder zurück über Ellernklipp und Diegel's Mühle. Da sagt' ich mir: ‚Ein feines Kind; aber sie träumt blos und kennt nicht gut und nicht böse.' Und so war es damals auch. Aber sie hat es gelernt seitdem, und weil der gute Keim in ihr war, ist nichts Niederes an ihr und in ihr und kein Lug und kein Trug. Und ich will Euch sagen, woher all das Müde kommt, das Euch verdrießt; sie hat eine Sehnsucht, und Sehnsucht zehrt, sagt das Sprüchwort. Ja, Haidereiter, an wem was zehrt, der wird matt und müd'. Und seht, das ist es."

Es schien, daß Baltzer Bocholt antworten wollte, Sörgel aber litt es nicht und fuhr in

einer ihm sonst fremden Erregung fort: „Achtet nur, wie sie wechselt, und ist mal roth und mal blaß und mal hell und mal trüb. Und seht, das ist nicht Trägheit des Fleisches, die sich wegzwingen läßt, das ist ein Geheimniß im Blut. Ihr wißt ja, woher das rothe Haar stammt und die langen Wimpern, und daher stammt auch das Blut. Und wie das Blut ist, ist auch die Seele."

Der Haidereiter war nicht überführt, aber er beschloß doch, es gehen zu lassen.

* * *

Und Hilde war nun vierzehn, und am Palmsonntage sollte sie mit Martin und den anderen Confirmanden eingesegnet werden.

Es waren noch sechs Wochen bis dahin, und als wieder eine biblische Geschichtsstunde war, sagte Sörgel: „Ihr seid nun fest im alten Testament, und die Hilde weiß es vorwärts und rückwärts. Aber den alten Bund, den hatten die Juden auch, und ist nun Zeit, Kinder, daß wir uns um Jesum Christum, unseren Herrn und Heiland, kümmern. Sage mir, Hilde, was du von ihm weißt?"

Hilde richtete sich auf und säumte nicht, von Bethlehem und Christi Geburt eine gute Be-

schreibung zu machen; und als er fragte, wo sie das her habe, berichtete sie von der ersten Weihnachtsbescherung in ihres Pflegevaters Haus und von der Krippe, die Martin aufgebaut, und zuletzt auch von dem Aufschluß, den ihr Grissel gegeben habe.

„Das ist gut. Und ich sehe wohl, die Grissel ist eine kluge Person und ein rechtes Küsters- und Schulmeisterskind, dem es von Jugend auf Alles in succum et sanguinem gegangen ist, das heißt: in Fleisch und Blut. Und darauf kommt es an. Denn seht, Kinder, das Christenthum will erfahren sein, das ist die Hauptsache; aber es muß freilich auch g e l e r n t werden, dann hat man's wenn man's braucht. Etwas Schule brauchen wir Alle. Nicht wahr, Hilde?"

Hilde schwieg aus Respect, und der Alte fuhr fort: „Es muß auch gelernt werden, sag' ich. Und so lernet mir denn die drei Stücke, darin steckt Alles. In den drei Stücken und in den zehn Geboten. D i e gehören mit dazu, sonst wird uns in unserem Glauben zu wohl, und wir vergessen um des Jenseits willen, was wir dem Diesseits schuldig sind. Also die drei Hauptstücke. Heut' ist Dienstag, und nächsten Dienstag frag' ich euch danach. Da habt ihr eine volle Woche

Zeit. Und nun geht und gehabt euch wohl, und Gott und ein gutes Gedächtniß seien mit euch."

Und nun war wieder Dienstag, und beide Katechumenen saßen wieder auf der kleinen Bank in der stillen Stube. Martin sah tapfer und sicher aus, aber Hilde schlug verlegen die Augen nieder.

„Also die drei Hauptstücke," hob Sörgel an. „Nun laß hören, Hilde. Rasch und fest. Aber nicht zu rasch."

„Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden."

„Gut. Also du glaubst an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Und nun gieb mir auch unseres Dr. Luther's Erklärung und sage mir: „Was ist das?"

„Ich glaube, das mich Gott geschaffen hat . . ." Hier stockte sie und war wie mit Blut übergossen. Endlich aber sagte sie: „Weiter weiß ich es nicht."

„Ei, ei, Hilde . . . . Hast du denn nicht gelernt?"

„Ich habe gelernt . . . . Aber ich kann es nicht lernen . . . ."

„Und du wußtest doch das Erste."

„Ja, das Erste kann ich und das Zweite kann ich beinah'. Aber das Dritte kann ich

nicht. Und ‚Was ist das?' das kann ich gar nicht."

„Sörgel, der sonst immer einen Scherz hatte, sagte nichts und ging in seinen Sammetstiefeln auf und ab. Endlich blieb er vor Martin stehen, schlug ihn mit der Hand leise unter's Kinn und sagte: „Martin, du kannst es. Nicht wahr?"

„Ja, Herr Prediger."

„Ich dacht' es mir," antwortete Sörgel, und ein leiser Spott umspielte seine Züge. Dann aber ging er auf den Tisch zu, wo die Bibel lag, und blätterte darin, Alles nur, um seiner Erregung Herr zu werden, und sagte dann, indem er sich wieder an Hilde wandte: „Höre, Hilde, der Tag deiner Einsegnung ist nun vor der Thür, und wenn ich dich in die christliche Gemeinschaft einführen soll, so mußt du christlich sein. Ich will dich aber nicht mit dem Worte quälen, der Geist macht lebendig, und so sage mir denn auf deine Weise, was ist ein Christ?"

„Ein Christ ist, wer an Christum glaubt. Das heißt an Christum als an den eingeborenen Sohn Gottes, der uns durch einen schuldlosen Tod aus unserer Schuld erlöset hat. Und darum heißt er der Erlöser. Und wer an den Erlöser und seinen Erlösertod glaubt, der kommt

in den Himmel, und wer nicht an ihn glaubt, der kommt in die Hölle."

Der Alte lächelte bei dem Schlußworte dieses Bekenntnisses und sagte: „Brav! Und ich will den wilden Schößling an deinem jungen Glaubensbaume nicht wegschneiden. Aber muß es denn eine Hölle geben? Meinst du, Hilde?"

„Ja, Herr Pastor."

„Und warum?"

„Weil es gut und böse giebt, und schwarz und weiß, und Tag und Nacht."

„Und von wem hast du das?"

„Von Melcher Harms."

„Ah, von dem!" antwortete der Alte. „Ja, der thut es nicht anders. Und wir wollen es dabei lassen, wenigstens heute noch. Sind wir erst älter, so findet sich's, und wir reden noch darüber .... Und für heute nur noch das: Martin soll den Glauben sprechen und du sollst ihn nicht sprechen. Aber ich denke, du hast ihn, hast ihn in deinem kleinen Herzen, und ich wollt', es hätt' ihn Jeder so."

Und er streichelte sie liebevoll, als er so sprach, und setzte mit ernster Betonung hinzu: „Du hast die zehn Gebote, Hilde. Die halte. Denn die haben Alles: den ewigen Gott und

den Feiertag und du sollst Vater und Mutter ehren, und haben das Gesetz, das uns hält und ohne das wir schlimmer und ärmer sind als die ärmste Creatur. Ja, Kinder, wir haben viel hohe Bergesgipfel; aber der, auf dem Moses stand, das ist der höchste. Der reicht bis in den Himmel.... Und nun sagt mir zum Schluß, was heißt Sinai?"

„Der Berg des Lichts," fuhren Beide heraus.

„Gut. Und nun geht nach Haus und seid brav und liebet euch."

V.

Hilde wird eingesegnet.

Und nun war die Woche vor Palmsonntag, wieder ein Dienstag, und die beiden Kinder hatten ihre letzte Stunde gehabt und wollten über den Kirchhof zurück. Aber es ging nicht, wie sie bald sehen mußten, denn überall stand Wasser um die Gräber her, und der Wind, der seit Tagesanbruch wehte, hatte noch nicht Zeit gehabt, die Lachen und Tümpel wieder auszutrocknen. So gingen sie draußen entlang, einen schmalen Weg hin, wo Steine lagen und zu beiden Seiten eine Stechpalmenhecke grünte. Hier pflückte sich Hilde

ein paar von den blanken Blättern, hielt sie sich vor und sagte: „Sieh, Martin, wie hübsch es kleidet. Aber nächsten Sonntag — und das sind bloß noch fünf Tage — da krieg' ich einen ordentlichen Strauß, mit Blumen aus dem Treibhaus oben. Denn Grissel kennt den Gärtner und ist noch Verwandtschaft von ihr."

„Einen Strauß aus dem Glashaus oben," wiederholte Martin. „O, das ist hübsch! Aber die Leute werden wieder sagen: Ei, seht die Haidereiters mit ihrer Hilde; die möchten am liebsten eine Gräfin aus ihr machen."

„Ist es so, wie du sagst, dann will ich keinen Strauß."

„Ach, du mußt dich nicht an das Gerede der Leute kehren."

„Ich kehre mich aber daran und will nicht, daß sie nach mir hinsehen uud zischeln. Und wenn ich gar Einen sehe, der mich beneidet, dann ist's mir immer wie ein Stich und als fiele mir ein Tropfen Blut aus dem Herzen. Und ist ganz heiß hier und thut ordentlich weh. Hast du das auch?"

„Nein, ich hab' es nicht. Ich hab' es gern, wenn mich Einer beneidet."

Und so plaudernd, waren sie bis an die

Birkenbrücke gekommen und blieben stehen, um das angeschwollene Wasser unter dem kleinen Holzjoche hinbrausen zu sehen. Allerhand braune Blätter und Rindenstücke tanzten auf dem Gischt umher, und die großen Steine, die sonst mit ihrer Oberhälfte trocken lagen, waren heute überschäumt.

Hier standen sie lange, den Blick immer nach unten gerichtet, bis Martin wie von ungefähr aufsah und auf kaum hundert Schritte den Haidereiter in einem unstäten Gange herankommen sah. Er ging hart am Bache hin und trug sein Gewehr am Riemen über die linke Schulter, seinen Hut aber nahm er oft ab und wischte sich die Stirn mit seinem Sacktuch, was Alles darauf hindeutete, daß er in großer Erregung war.

„Sieh, der Vater," sagte Martin und wollte ihm entgegeneilen. Aber Baltzer, als er dessen gewahr wurde, winkte ihm heftig mit der Hand, zum Zeichen, daß er bleiben solle, wo er sei, und schritt, ohne sich weiter umzusehen, rasch auf das Haus zu. Der braune Jagdhund, der ihm folgte, senkte den Kopf ins nasse Gras und that auch, als ob er die Kinder nicht sähe.

„Was ist das?" sagte Martin. „Komm."

Aber Hilde hielt ihn fest und sagte: „Nein, bleib'."

Und so blieben sie noch und gingen endlich, statt ins Haus, auf ihrem früheren Wege bis an die Kirchhofsmauer zurück. Da setzten sie sich auf eine niedrige Stelle, gerade da, wo die Stechpalmenhecke war, und sprachen kein Wort.

Und nicht lange, so sahen sie, wie der Vater über die Brücke kam, und weil sie sich vor ihm fürchteten, traten sie hinter die Hecke zurück, um nicht gesehen zu werden. Aber sie selber sahen ihn. Er hatte seinen Stutzhut auf und den Hirschfänger umgeschnallt, und aus Allem war ersichtlich, daß er aufs Schloß hinauf wollte. Beide sahen ihm ängstlich nach, und erst als seine breite Gestalt auf dem Schlängelwege verschwunden war, kamen sie wieder aus ihrem Versteck hervor.

Auf der Diele trafen sie Grissel, die vor sich hin sprach und dem Hühnerhunde Brot einbrockte. Der aber ging immer nur um die Schüssel herum und begnügte sich, ein paar Fliegen zu fangen, die hin und her summten. Und dann schlich er auf das Rehfell zu, das neben der Hofthür lag, streckte sich aus und klappte verdrießlich mit den Ohren.

„Was ist, Grissel?“ fragte Martin.

„Was ist? Er hat den Maus-Bugisch über den Haufen geschossen.“

„Todt?“

„Versteht sich. Er wird ihn doch nicht halb todtschießen. Das ist gegen die Regel. Dein Vater thut nichts Halbes.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ schrie Hilde, fiel in die Kniee und betete vor sich hin: „Vater unser, der du bist im Himmel.“ Und in ihrer furchtbaren Angst betete sie weiter, bis die Stelle kam: „Unser täglich Brot gieb uns heute.“

Da riß Grissel sie heftig auf und sagte: „Was, täglich Brot! Als ob du's nicht hättest! Du hast dein täglich Brot; und wenn du beten willst, so bet' ums Rechte. Hier aber ist nichts zu beten. Er wollte deinem Vater ans Leben, und ist nun die dritte Woch', daß er's ihm zugeschworen. Aber der war flinker und fragt nicht lang und spaßt nicht lang. Ja, das hat er noch von den Soldaten her. Und ich sage dir, Hilde, das ist nun mal nicht anders, und mußt dich dran gewöhnen. Denn du bist hier in eines Haidereiters Haus, und da heißt es: er oder ich. Und wie steht es denn in der Bibel? Aug' um Auge und Zahn um Zahn.“

„Und liebet eure Feinde.“

„Ja, das steht auch drin. Und für den, der's kann, ist es gut genug. Oder vielleicht

auch besser oder vielleicht auch ganz gewiß; denn ich will mich nicht versündigen an meinen Christenglauben. Aber was ein richtiger Haidereiter ist, der hält auf den alten Bund und auf's alte Testament. Und warum? Weil es schärfer ist, und weil er's jeden Tag erfahren muß: Wer leben will, der muß scharf zufassen .... Und nun komm, Hildechen, ich will dir ein Glas Wein geben, von dem ungerschen, den du so gern hast, und er wird nichts dagegen haben. 's ist ja für dich. Und dann mußt du wissen, so was kommt auch nicht alle Tag' .... Aber sieh nur, da bringen sie ihn schon." Und sie wies vom Fenster aus auf eine Stelle, wo der Buschweg, der neben dem Bache hinlief, in den großen Fahrweg einbog. Aber Hilde, die wie gestört war, wollte nichts sehen und lief auf die Hofthür zu, wo der Hühnerhund lag, und bückte sich und umarmte das Thier. Und der Hund, der wohl wußte, was es war, weimerte vor sich hin und fuhr ihr mit der Zunge über Stirn und Gesicht.

Inzwischen waren Grissel und Martin von der Stube her auf die Vortreppe gegangen und sahen in aller Deutlichkeit, wie sie den Wilderer auf der großen Straße herantrugen. Es waren ihrer vier, lauter Holzschläger; sie hatten aus

ein paar jungen Ellern eine Trage gemacht. Ueber den Todten selbst aber waren Tannenzweige gebreitet. Und so gingen sie vorüber und grüßten nicht.

„Sieh, Martin,“ sagte Grissel, „sie grüßen uns nicht. Und ich weiß wohl, warum nicht. Weil ihnen allen der Wilddieb im Leibe steckt. O, ich kenne sie! Was Gesetz ist, das wissen sie nicht. Und ein Glück ist es, daß wir es wissen. Und nun komm.... Die Hilde kann kein Blut sehen und hat sich, als ob es der letzte Tag wäre.... Aber es lernt sich....“

Und damit gingen sie wieder in's Haus.

* * *

Unter Sturm und Regen hatte die Woche begonnen und blieb auch so bis zuletzt, und wenn der Himmel einmal blau war, so ballte sich rasch wieder ein neu Gewölk zusammen und kam von den Bergen herunter und ging zu Thal. Und dabei war es kalt und Hilde fror.

Es war eine freudlose Woche, freudlos und unruhig, und Jeder ging seinen Weg; aber so wenig dies Alles zu Palmsonntag paßte, so war es doch auch wieder ein Glück und half Hilden über die Pein fort, an der Seite des Vaters sitzen und ihm in die Augen sehen zu müssen.

Er war viel aus dem Haus, oben bei der Gräfin und dann wieder auf dem Ilseburger Gericht, und wenn er spät Nachmittags zurückkehrte, schloß er sich ein und wollte Niemand sehen, auch Hilde nicht. Er war verbittert, weil ihm nicht entgehen konnte, daß ihm die Herren vom Gericht in der Bugisch-Sache nur ein halbes Recht gaben, und weil ihn die Gräfin gefragt hatte: „Baltzer Bocholt, mußt' es denn sein?“ Und er hatte bitter geantwortet: „Ob es mußte? Ja, Frau Gräfin, es mußte. Denn ich bin nicht bloß ein Mann im Dienst, ich bin auch ein Christ und kenne das fünfte Gebot und weiß, was es heißt, eines Menschen Blut auf der Seele haben.“ Und danach hatte die Gräfin eingelenkt und ihn wieder zu beruhigen gesucht. Aber die Kränkung war geblieben.

Und so kam Palmsonntag und Einsegnung heran, und schon in aller Frühe gingen die Glocken. Als es aber das zweite Mal zu läuten anfing, erschien Baltzer Bocholt in der Thür seines Hauses und sah ernst und feierlich aus und nahm seinen Hut ab und strich ihn zwei-, dreimal mit dem einen seiner gemsledernen Handschuhe. Denn er war sich wohl bewußt, daß es auch ein wichtiger Gang für ihn war, und daß

viele von den Emmerodern ebenso dachten wie die Gräfin oben und sich auch die Frage gestellt hatten: ob es denn habe sein müssen? Er wußte dies Alles und stieg langsam und in Gedanken die Vortreppe nieder, und erst jenseits der Birkenbrücke sah er sich nach den Kindern um, die wenige Schritte hinter ihm folgten. In einiger Entfernung aber kam Grissel und weit zurück erst Joost. Er hatte mit Grissel gehen wollen, die jedoch ärgerlich den Kopf geschüttelt und ihm gesagt hatte: „Nei, Joost, hüt nich." Und er mußte sich's gefallen lassen; denn er war blos eines Büdners Sohn und sprach immer platt.

In der Kirche waren erst wenige Plätze besetzt, und nur die Orgel spielte schon. Und Baltzer Bocholt, als er eintrat, ging das Kirchenschiff hinauf und nahm hier auf einer der beiden Bänke Platz, die für die nächsten Verwandten der Einsegnungskinder bestimmt waren. Es war die nach rechts hin stehende Bank, und Martin und Hilde stellten sich dicht davor, ganz nahe dem Altar, Alles, wie Sörgel es ihnen gesagt hatte.

Und hier hörte nun Hilde, wie sich die Kirche hinter ihr füllte, und sah auch mit halbem Auge, wie sich die Reihe der neben ihr stehenden

Kinder nach beiden Seiten hin verlängerte. Aber sie rührte sich nicht und blickte sich nicht um. Und nun wurde gesungen; und als der Gesang endlich schwieg und Martin das Glaubensbekenntniß gesprochen hatte, richtete Sörgel seine Fragen an die Confirmanden. Aber Hilden frug er nicht, denn er sah wohl, daß sie todtblaß war und zitterte. Und nun gab er jedem Kinde seinen Spruch; an die vor ihm knieende Hilde aber trat er zuletzt heran und sagte: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“ Und sie wog jedes Wort in ihrem Herzen und kniete noch, als Alles schon vorüber war und jedes der Kinder sich schon gewandt hatte, um Vater und Mutter zu begrüßen.

Ganz zuletzt auch wandte sie sich und sah nun, daß ihr Vater auf seiner Bank allein saß.

Und ein ungeheures Mitleid erfaßte sie für den in seiner Ehre gekränkten Mann, und sie vergaß ihrer Angst und lief auf ihn zu und küßte ihn.

Von Stund' an aber wär er jeden Augenblick für sie gestorben. Denn er war ein stolzer Mann, und es fraß ihn an der Seele, daß man ihn sitzen ließ, als säß er auf der Armensünderbank.

Und indem er sich höher aufrichtete, nahm er jetzt Hildens Arm und ging festen Schrittes auf den Ausgang zu, zwischen den verdutzt dastehenden Bauern und ihren Frauen mitten hindurch. Einige traten an die Seite und grüßten, und es war beinahe, als ob das, was Hilde gethan, die Herzen Aller umgestimmt und ihren Groll entwaffnet habe. Hinter ihnen her aber ging Martin und freute sich, daß sich die Schwester ein Herz genommen.

Und auch Griffel freute sich, die noch von ihres Vaters Tagen her ihren Platz oben auf dem Orgelchor hatte. Manches aber freute sie nicht, und sie sah dem Paare nach und sprach in Platt vor sich hin, wie sie's zu thun liebte, wenn sie mit sich allein war: „I, kuck Eens.... Uns' Oll!.... Un reckt sich orntlich in de Hücht.... Un nu goar uns' Lütt-Hilde! Kuck, kuck. Seiht se nicht ut, as ob se vun'n Altar käm'? Un fehlt man bloot noch de Kranz. Un am End' kümmt de ook noch.... Un worümm sall he nich koamen?"

VI.

Hilde schläft am Waldesrand.

Jahre waren seitdem vergangen, und im Dorfe gedachte Niemand mehr der Vorgänge jener Palmsonntagwoche, weder des erschossenen Wilderers noch des Einsegnungstages. Auch Hilde hatte sich in Grissel's Spruch: „Er oder ich" allmälig zurechtgefunden, und nur jedesmal, wenn der Haidereiter erregt nach Hause kam, die Stirn kraus und das Auge mit Blut unterlaufen, befiel sie wieder die Furcht jener Tage. Doch nie lange. Kaum daß seine Stirn wieder glatt und sein Aerger vorüber war, war auch ihre Furcht vorüber, und nur eine Scheu blieb ihr zurück, über die sie nicht weiter nachdachte, weil sie sie für natürlich hielt. War doch auch Martin scheu, ja, Grissel ausgenommen, eigentlich Jeder; unter allen Umständen aber schloß diese Scheu die Heiterkeit des Hauses nicht aus, und wenn in der Küche, wie jetzt öfters zu geschehen pflegte, das Gespräch auf des Haidereiters immer grauer werdenden Bart kam und Joost in seiner neckischen und dummschlauen Weise hinwarf: „O Jemine, Grissel, de Grissel kümmt em in!" so vergaß ein Jeder des mehr oder minder auf ihm

lastenden Druckes und vergnügte sich und lachte. Am herzlichsten aber lachte Hilde.

Die war jetzt überhaupt anders als in ihren Kinderjahren, und noch letzte Kirmes, als sich Alles im Tanze drehte, hatte Sörgel zu dem neben ihm stehenden Baltzer gesagt: „Und nun seht einmal, Haidereiter, Alle sind gesunder und blühender; aber die Hilde blüht." Und so dachte Jeder im Dorf, auch die, die's ihr neideten, und nur Grissel, wenn sie mit Joost ihren plattdeutschen Discurs über Hilde hatte, fand seit Kurzem allerhand an ihr auszusetzen. „Ick weet nich, Joost, dat Graf'sche geiht ümmer mihr torügg, un uns' Muthe kümmt ümmer mihr rut. Finnste nich ook?" Und so ging es weiter. Aber so gern sie dieses und Aehnliches sagte, so hütete sie sich doch, es Baltzer hören zu lassen, der seit einiger Zeit überhaupt darauf hielt, „daß ein Unterschied sei."

Es waren jetzt zwei Jahre, daß zum ersten Male von diesem „Unterschied" gesprochen worden war, und was die Veranlassung dazu gegeben hatte, das war im Sinn und Herzen des Haidereiters unvergessen geblieben.

Und konnt auch nicht anders sein.

Ein sehr heißer Julitag war es gewesen und

Alles ausgeflogen, auch Hilde zu Melcher Harms auf die Sieben-Morgen hinauf, um mit ihm zu plaudern. Aber ihr Gespräch, so leicht es sonst zu gehen pflegte, hatte heute gestockt, weil eben die Hitze zu groß war, und Hilde war höher hinaufgestiegen, um da, wo Wald und Haide an einander grenzten, eine schattige Stelle zu suchen. Und auch zu finden. Hier hatte sie sich niedergelegt, sich's bequem gemacht und war eben eingeschlafen, als der Haidereiter seines Weges kam und plötzlich gewahr wurde, daß sein Hühnerhund stand. Es war nicht Jagdzeit, aber er nahm doch die Flinte von der Schulter und schlich leise heran, um zu sehen, was es sei. Da lag Hilde, den einen Arm unterm Kopf, und sah geschlossenen Auges in den Himmel. Ihr Haar hatte sich gelöst und ihre Stirn war leise geröthet, und Alles drückte Frieden und doch zugleich ein geheimnißvolles Erwarten aus, als schwebe sie, traumgetragen, einem unendlichen Glücke nach. Um sie her aber summten ein paar Bienen, und die Sonne schien und das Haidekraut duftete. Da mußte Baltzer des Wortes wieder gedenken, das Sörgel letzten Herbst erst gesprochen hatte: „Die Hilde blüht;“ und er wiederholte sich's, hing das Gewehr über die Schulter und sah andächtig und

verworren dem Bilde zu, bis er sich heimwärts wandte. Neben ihm her aber ging das Bild, und als eine Stunde später die Hilde nach Hause kam, vermied er es, sie zu sehen, wie wenn er etwas Unrechtes gethan und durch die zufällige Begegnung ihr Innerstes belauscht oder ihr Schamgefühl beleidigt habe. Diese Verwirrung und Unruhe blieben ihm auch, und er mußte sich's zuletzt, alles Sträubens ungeachtet, in seinem Herzen bekennen: er habe sie mit anderen Augen angesehen als sonst. Ja, das war es. Und er schämte sich vor sich selbst. Aber zuletzt bezwang er's, und nur Zweierlei blieb ihm in der Seele zurück: einmal, daß die Hilde kein Kind mehr sei, und zweitens und hauptsächlichst, daß sie *sein* Kind nicht sei. Diese zweite Wahrnehmung indessen ging Niemanden etwas an, und so war es denn lediglich um des ersten Punktes willen, daß er am folgenden Tage die Grissel in seine Stube rief.

Diese hatte den Thürknopf in der Hand behalten und stand auf der Schwelle wie Jemand, der rasch wieder fort will; als sie jedoch merkte, daß es ein Langes und Breites geben würde, kam sie näher und stellte sich mit ihrer Schulter bequem an den Ofen, während der Haidereiter in ersichtlicher Erregung auf- und abging. Endlich

aber begann er: „Es ist wegen der Hilde, daß ich mit dir sprechen will. Ich denke, Grissel, wir sind einerlei Meinung und bleiben gute Freunde. Denn du bist eine verständige Person ...."

„All' Fruenslüd sinn unverstännig."

„Wer sagt das?"

„Joost."

„Joost ist ein Narr," entgegnete Baltzer. Aber die kleine Zwischenbemerkung war ihm doch gelegen gekommen, und er fuhr nun freier fort: „Also wegen der Hilde. Sie ist nun achtzehn, schon ein Viertel drüber, und ist kein Kind mehr. Ich denke, sie muß nun aus dem Müßiggang heraus und sich dran gewöhnen, daß sie was unter Pflicht und Obhut hat und nicht so hineinlebt in den Tag, immer bloß bei dem Alten oben, oder auf Kunerts-Kamp oder bei Sörgel drüben, der sie verhätschelt und verwöhnt. Das soll nicht sein, und ich will's nicht. Sie muß also Arbeit haben, und die müssen wir ihr geben. Da mein' ich denn, wir geben ihr die Milchwirthschaft, das Leinenzeug und die Wäsche .... Du verstehst?"

„Wohl. Ich versteh'."

„Und alles Andere bleibt. Und ist bloß noch das mit der Stub' oder der Kammer. Ihr waret immer zusammen, und das war gut. Aber ich

denke, wir lassen ihr jetzt den Giebel oben allein, und du nimmst unten die Kammer. Die neben der Küche, die hübsche gelbe, die letzten Herbst erst gestrichen ist; da hast du's warm, und ist auch bequemer für dich und brauchst nicht immer trepp=auf und treppab .... Du verstehst?"

„J, was werd' ich nicht verstehen!"

„Und an nichts wird gerührt. Und ist bloß, daß sie jetzt achtzehn geworden und die Tochter vom Hause sein muß. Und wenn sie was sagt, so muß es gelten, und wenn's auch der Joost wär', und muß gelten ohne Streit und Wider=rede. Denn viele Köche verderben den Brei. Wobei mir die Küch' in den Sinn kommt, die doch immer die Hauptsache bleibt. Und da bleibst du, da hat dir Keiner dreinzureden, Keiner, auch die Hilde nicht. Und ich werd' es ihr ernsthaft sagen und ihr anbefehlen, daß Alles beim Alten bleibt .... Du verstehst?

„O wohl, ich versteh'."

„Und das war es, Grissel, was ich dir sagen wollte. Vor Allem aber denk' ich, wir bleiben gute Freunde. Nicht wahr? .... Und was hast du denn für heut' Abend?"

„Ich dacht', 'nen Schlei."

„Ei, das ist gut! Aber mit Dill, wie du's

immer machst. Und nicht blau geschreckt, wie die Hilde neulich. Aufgepaßt, sag' ich, und laß dir nicht dreinreden! Es bleibt Alles, wie's ist, und das Küchel soll nicht klüger sein als die Henne."

VII.

Hilde flicht eine Guirlande.

Beim Abendessen zeigte sich Baltzer auffallend gesprächig, wie wenn er etwas gut machen wolle; Grissel aber sagte kein Wort und verblieb auch in ihrem Schweigen, als sie mit Hilden in die Kammer hinaufgestiegen war. Es fiel indessen nicht auf — sie hatte Launen —, und erst am anderen Morgen, als es an ein Um- und Einrichten ging und der Haidereiter die Treppe hinaufrief: „Ja, Hilde, du sollst nun allein sein!" wußte diese, was es mit der Grissel und deren Schweigsamkeit auf sich habe. Der ganze Hergang erfüllte sie mit einem Zwiespalt. Aus ihr selber heraus würd ihr der Gedanke solcher Trennung nie und nimmer gekommen sein, am wenigsten als Wunsch; andererseits war es ihr nicht unlieb, es ohne ihr Wissen und Zuthun geschehen zu sehen, und weil ihr Verstellung und Lüge fremd und zuwider waren, so sagte sie nur: „Ich werde

dich oft vermissen, Grissel, ängstlich und furchtsam, wie ich bin." Aber diese, die gerade zwei von den großen Einlegebrettern ihrer Bettlade zusammenklappte, that als habe sie nichts gehört, commandirte vielmehr mit lauter Stimme weiter und knixte, wenn Joost nach diesem oder jenem fragte, wie besessen in die Welt hinein und sagte: „Joa, mien leew Joost, ick weet et nich; doa möten wi dat Frölen froagen." Endlich aber hatte der Lärm ein Ende, wenn auch freilich nicht der Aerger, und als Grissel eine Stunde später mit der Hand an die Küchenwand fühlte, neben der jetzt ihr Bett stand, sagte sie: „Föhl' moal, Joost; nei, hier, disse Stell'; hübsch woarm is et; un alle Morjen de Sünn dato. Na, frieren werd' ick joa nich."

Und in solchen Spitzen und Spöttereien, die sich abwechselnd gegen Baltzer und gegen Hilde richteten, ging es den ganzen Tag, bis sie sich am Abend auf ihr Bett warf und wieder erbost an der warmen Wand herumtastete, fest entschlossen, ein halbes Jahr lang nicht zu sprechen und dem „Frölen" das Leben und die Herrschaft so sauer wie möglich zu machen.

Und es würd auch so gekommen sein — an ihrem guten Willen gebrach es nicht — wenn es

Hilden im entferntesten eingefallen wäre, Befehl und Herrschaft üben zu wollen. Aber ihrer Natur entsprach viel viel mehr eine Gleichgültigkeit dagegen, und dieser ihr eigenthümliche Zug entwaffnete Grissel's Zorn in so hohem Grade, daß sie bei bestimmter Gelegenheit zu Joost sagte: „Hür', Joost, ick kann ehr doch nich gramm sinn. He wull wat ut ehr moaken; awers se will joa nich. Un dat möt woahr sinn, se hett wat Fines."

Und so klang es denn eine gute Weile zwischen den Beiden wieder ein, und es hätte vielleicht Bestand gehabt und wäre ganz wieder eingeklungen, wenn nicht der Melcher Harms oben auf den Sieben-Morgen gewesen wäre, zu dem Hilde jetzt öfter noch als früher hinaufstieg und länger noch als früher verweilte. Das verdroß Grisseln, die's nicht ertragen konnte, sich so bei Seite gedrängt und um den Ruhm ihrer Weisheit und ihrer alten Geschichten gebracht zu sehen, und als eines Tages unsere Hilde zu Martin, der es gleich weiter plauderte, gesagt hatte: „Sieh, Martin, die Grissel gackert doch bloß wie die Hühner, aber unser alter Melcher Harms oben, der ist wie der Weih auf Kunerts-Kamp," da war es mit dem Einklingen ein für allemal vorbei gewesen, und Grissel, als sie davon gehört, hatte

nur höhnisch gelacht und gesagt: „Joa, joa, as de Weih upp Kunerts-Kamp. De nümmt de Lütt-Kinner mit in de Hücht, un groad, wenn se glöwen: nu geiht et inn'n Heben, denn, perdautz lett he se wedder foall'n. Und doa liggen se."

Seit dem Tage lebten Grissel und Hilde so neben einander hin, in einem halben Zustande, der nicht Krieg und nicht Frieden war, und wenn an Grissel's Seele beständig etwas wie Neid und Eifersucht zehrte, so wuchs in Hilde der Hang nach Einsamkeit, und sie beglückwünschte sich täglich mehr als einmal, die Giebelstube nicht mehr theilen zu müssen. Und wenn dann Abend war, öffnete sie das Fenster und sah hinaus, und eine müde, schmerzlich-süße Sehnsucht überkam sie. Wonach? Wohin? Dort hin, wo das Glück war und die Liebe. Ja, die .... Und Gestalten kamen und zogen an ihr vorüber und grüßten sie und fragten sie; aber sie waren es alle nicht. Und zuletzt kam Martin, — Martin, der drüben in der Kammer schlief und immer roth wurde, wenn der alte Sörgel in Scherz oder Ernst ein Wort sagte. War er es? Nein, ja .... und dann wieder nein.

* * *

Und es war wieder Herbst; die Berglehnen standen in roth und gelb, und die Sommerfäden zogen wieder wie damals, wo Hilde vor nun gerade zehn Jahren in's Haus gekommen war. Aber es dachte Niemand mehr daran, auch Hilde nicht, die sich heute, weil es des Haidereiters Geburtstag war, nicht nur in aller Frühe schon herausgemacht, sondern auch in dem noch thaufeuchten Garten eine große Guirlande von Astern mit reichlichen Levkojen und Reseda dazwischen, geflochten hatte. Die war nun fertig, und Hilde horchte vom Flur her, ob drinnen in der Stube noch Alles ruhig sei. Wirklich, er schlief noch. Und so holte sie leise einen Schemel, öffnete noch leiser die Thür und hing den Guirlandenkranz an dem inneren Rahmen auf.

Nicht lange, so war auch der Haidereiter in Staat, und alle Hausinsassen erschienen, um ihm ihre Glückwünsche zu bringen: erst Grissel mit einem Lebenslichte, dann Martin mit einer aus Tannäpfeln und Eichenborke zusammengeklebten Eremitage, zuletzt aber Joost mit einem Händedruck und einem einfachen: „Ick möt doch ook.“ Und weiter kam er nicht, was auch Baltzer schon wußte.

Dieser gehörte zu denen, die solche Huldigungen ebenso sehr fordern wie rasch wieder davon

loszukommen wünschen, und stotterte, blos um etwas zu sagen, ein mehrmals wiederholtes Bedauern heraus, daß er gerade heute nach Ilseburg hinüber müsse, wegen der Knappschaft. Aber in der Dämmerstunde komme er wieder, und dann wollten sie sich einen guten und frohen Tag machen. Einen recht lustigen. Und er freue sich sehr darauf, was auch natürlich sei. Denn es sei sein letzter Geburtstag, den er noch als ein Vierziger feiere; mit fünfzig aber sei Spiel und Tanz vorbei. Und nachdem er dies und Aehnliches immer hastiger und immer verlegener gesagt hatte, weil es ihm umgekehrt eigentlich lieb war, an solchem Tage nicht zu Hause zu sein, gab er Ordre, daß der kleine Jagdwagen vorfahren solle.

Ja, es war ihm lieb, an solchem Tage nicht zu Hause zu sein, aber seinen Hausgenossen war es noch lieber. Immer, auch wenn er sich freundlich zeigte, wurde seine Gegenwart als ein Druck empfunden, und wenn dies schon an gewöhnlichen Tagen der Fall war, so doppelt an solchen, die mit einer gewissen Gewaltsamkeit gemüthlich verlaufen sollten. Da war immer Noth und Verlegenheit, und als heute mit dem Glockenschlage neun der kleine Jagdwagen vorfuhr und Baltzer im nächsten Augenblicke die Leinen in die Hand

nahm, wurden alle Gesichter angeregter und zuversichtlicher, und Jeder freute sich nun wirklich auf den Abend.

Denn der Abend war kurz. Ein ganzer Tag aber war lang.

Und danach ging ein Jeder an seine Geschäfte, die für Hilde nicht viel was Anderes als ein süßes Nichtsthun waren, auch jetzt nicht, wo „die Milchwirthschaft, die Leinwand und die Wäsche,“ wie der Haidereiter bei jeder Gelegenheit aufzuzählen liebte, von ihr besorgt oder doch wenigstens beaufsichtigt werden sollten. Und so setzte sie sich in die Vorlaube draußen und streute Körner für all die Vögel aus, die noch in dem umstehenden Buschwerk trotz vorgerückter Jahreszeit ihre Nester hatten. Als aber die Körner aufgepickt waren, legte sie den Kopf zurück und sah auf den wilden Wein ihr zu Häupten, von dem sich einzelne Zweige losgelöst hatten. Ihre rechte Hand hing herab, und eine Schwarzdrossel, die zahmer war als ihre Genossen, hüpfte vom Gezweig auf die Bank und von der Bank auf die steinerne Tischplatte.

Martin war in den Wald gegangen, um bei den Holzknechten nach dem Rechten zu sehen, Grissel aber hatte sich mitten in den Hof gestellt

und scheuerte, dem Geburtstag zu Ehren, ihre Kessel. Ihr zur Seite stand Joost, einen großen Holzbock vor sich, auf den er die Wintersielen gelegt hatte, und war emsig bemüht, unter abwechselnder Anwendung von Federbart und Bürstenstummel das hart gewordene Leder einzuölen und wieder geschmeidig zu machen.

Es ließ sich erkennen, daß sie wie gewöhnlich über Hilde sprachen, und zwar nicht allzu freundlich, denn Grissel unterbrach sich öfters in ihrer Arbeit und guckte durch den Bretterzaun, um zu sehen, ob der Gegenstand ihres Gespräches noch in der Vorlaube säße.

„Se kümmt noch nich," sagte sie. „Se sitt noch. Un wenn ook nich, se hürt joa nich und seiht joa nich. Un is ümmer as in Droom."

„Joa," bestätigte Joost. „Un ick weet nich, wo't ehr sitten deiht."

„Wo't ehr sitten deiht? In de Ogen sitt et ehr."

„Gott," entgegnete Joost, der wohl wußte, was Grissel gern hörte, „se hett joa goar keen' und plirrt man ümmer. Un ick weet nich, hett se se upp oder hett se se to."

„Dat is et joa groad'. Un all sünn', wo keen' een weten deiht, wo se hier sinn un wo

nich, de sinn so un behexen dat Mannstüg. Un vunn't Mannstüg is een as de anner is, un jungsch o'r olsch is goar keen Unnerschied. Un uns' Martin is närrsch, un uns' Oll' is närrsch, un Sörgel is ook närrsch. Un jed een kuckt ehr nah de Ogen, un jed een glöwt, he wihrd wat finn'n. Awers he finnt nix. Un du kuckst ook ümmer."

„Ick?" sagte Joost etwas verlegen. „I, nei. Glöwst du? Doh ick?"

„Joa, du deihst," wiederholte Grissel. „Un nu hür', wat mi mien Oll-Großmutter all ümmer vorseggen deih:

„Plieroog un Junfernkinn,
Alle beed vun'n Düwel sinn ...."

„Düwel sinn," wiederholte Joost.

„Un moakens ook de Ogen to,
De sloapen nich, de dohn man so."

„Joa, joa," lachte Joost. „Ick hebb ook all so wat hürt." Und setzte dann mit aller ihm möglichen Pfiffigkeit hinzu: „Na, denn möt ick man uppassen."

„I, du nich," sagte Grissel. „Du bist man simplig, un di dohn se nich veel. Awers anner Lüd. Un dat segg ick di: et is nich richtig mit em."

„Mit uns' Martin?"

„Mit em ook nich ....“

Und Joost spitzte Mund und Ohren, um noch mehr zu hören. Aber eben in diesem Augenblicke kam Melcher Harms den diesseitigen Thalweg herauf, und Hilde, die schon von weit her das Läuten gehört hatte, sprang rascher, als ihr sonst eigen war, in den Hof und riß die Stallthür auf, aus der nun die Kühe heraustraten und sich ohne Weiteres der vorüberziehenden Heerde anschlossen.

„Ich seh' Euch noch, Vater Melcher!“ rief sie dem Alten zu.

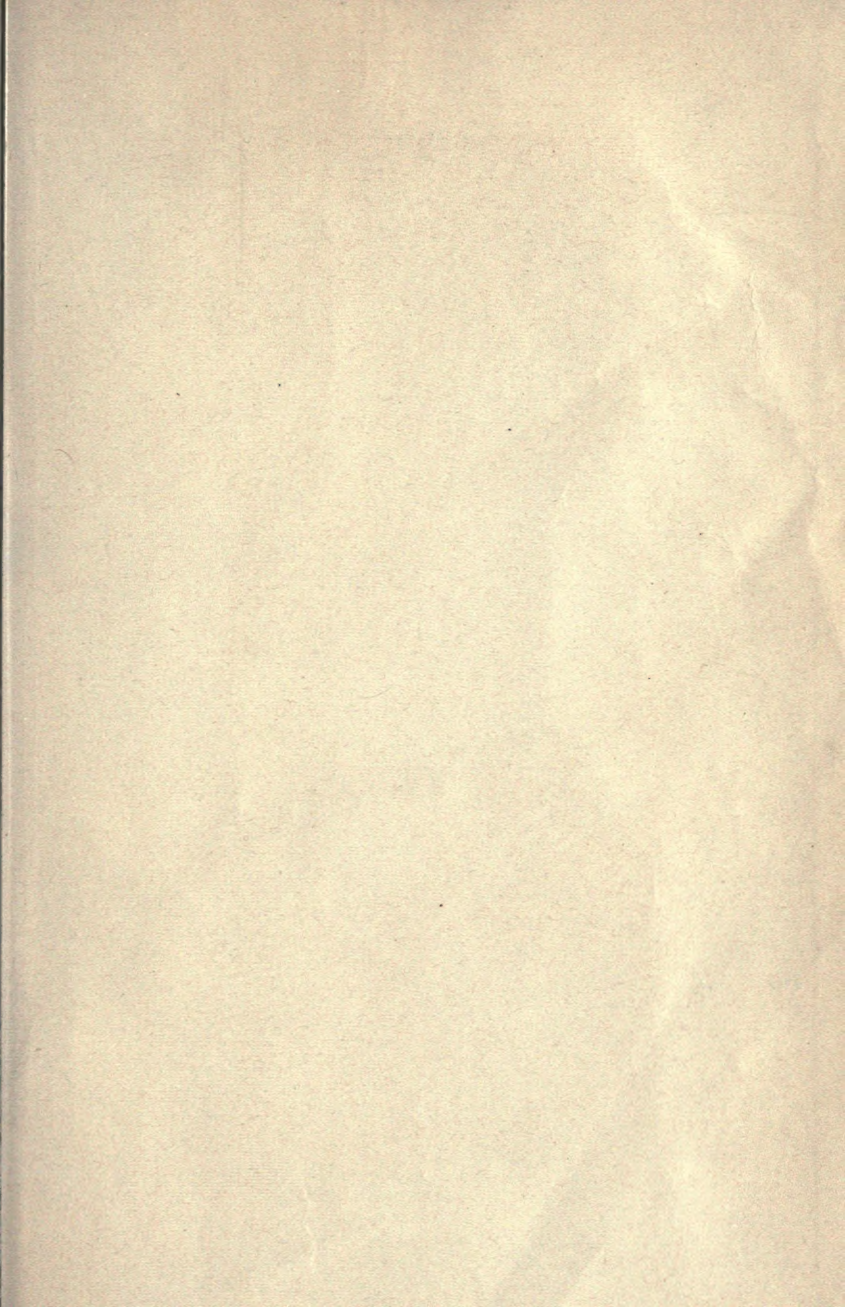
Der aber wandte sich und grüßte mit seinem Dreimaster. Und als er den Hut abnahm, sah man wieder den hohen Kamm, der das Haar nach hinten zu zusammensteckte.

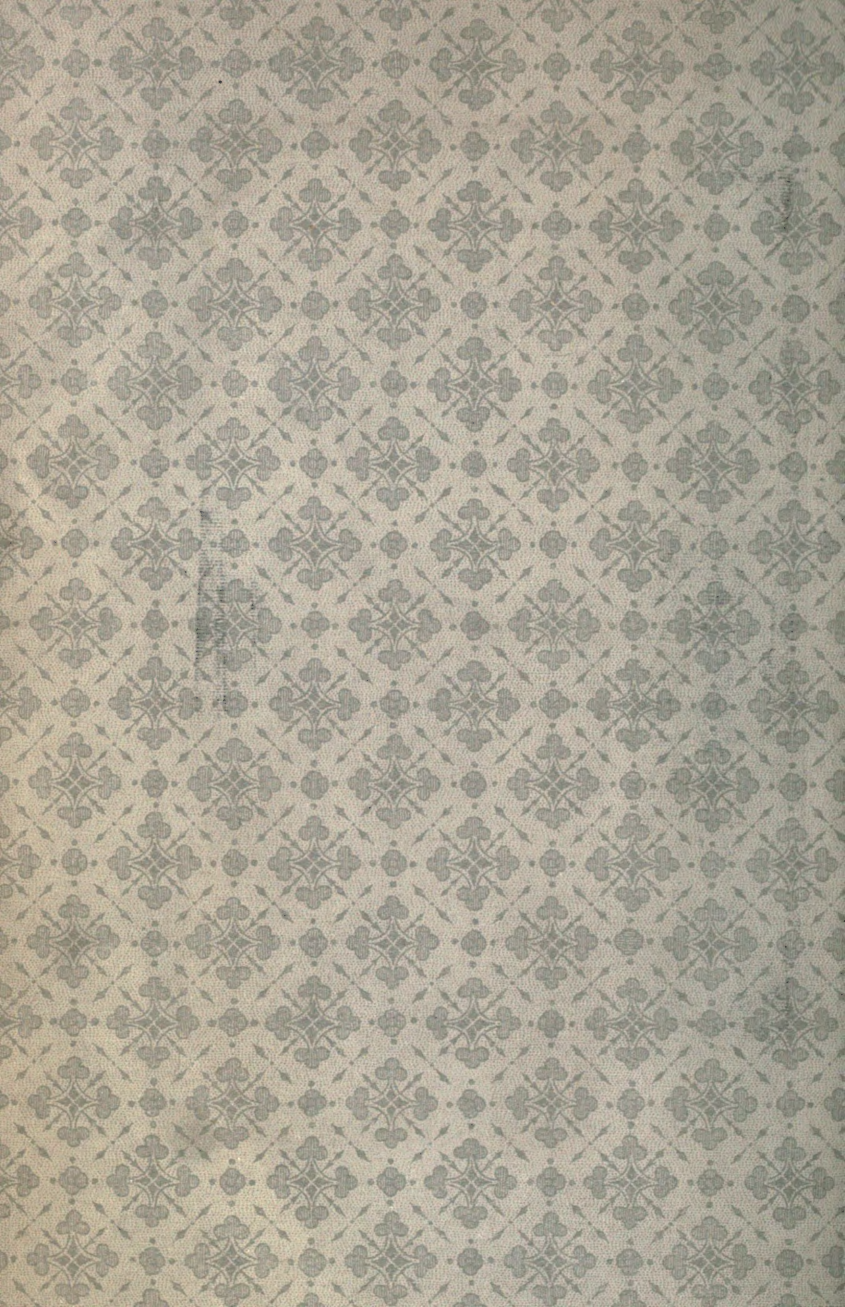
Grissel sah es auch und brummte vor sich hin: „Oll Kamm-Melcher! He denkt ook, he is so wat as uns' Herrgott. Un wat is he? .... He is ook man behext.“

(Fortsetzung im zweiten Bande.)

Inhalt des ersten Bandes.

W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin, Stallschreiberstr. 34. 35.






UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not remove the card from this Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
LG
F679
57646
Author Fontane, Theodor
Title Gesammelte Romane u. Novellen. Vol.1.

